TARTU ÜLIKOOL
1632
UNIVERSITAS TARTUENSIS

A. Bezzenberger.

Festschrift

Adalbert Bezzenberger

zum 14. April 1921
dargebracht von seinen Freunden und Schülern.

Mit 41 Abbildungen im Text und 10 Tafeln.

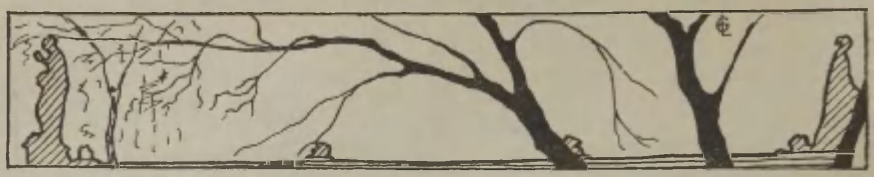
Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1921.

Das Bildnis Adalbert Bezzenbergers ist nach einer Radierung von Professor Heinrich Wolff in Königsberg i. Pr. in Lichtdruck verkleinert, der Buchschmuck nach Federzeichnungen von Gertrud Lerbs in Königsberg i. Pr. hergestellt worden. Druck von Hubert & Co., G.m.b.H., Buch- und Kunstdruckerei in Göttingen.

Hochverehrter Herr Geheimrat!

Der 14. April 1921 gibt nicht allein Ihnen und Ihrer Familie Anlaß zu weihevollem, dankbarem Erinnern. Er ist zugleich ein lieber Feiertag für Ihre Verehrer, Freunde, Kollegen und Schüler. Alle begehen bewegten Herzens mit Ihnen das Fest.

Als Sie geboren wurden, wirkten noch die Brüder Grimm, mit denen Sie auch die engere Heimat teilen. Gleich Ihrem Herrn Vater haben Sie diese Dioskuren zu den Leitsternen Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit erkoren. Ihre Forschungen sind wie die Grimmschen durch ein inneres Band verknüpft, so verschieden auch die berührten Gebiete waren. Immer wieder haben Sie dem nicht genug zu beherzigenden Gedanken Ausdruck gegeben, daß recht erfaßte Wissenschaft mit dem Leben in unlösbarem Zusammenhange stehen muß.



Längst der Vergangenheit Angehöriges wurde durch Sie mit den Erscheinungen der Gegenwart verbunden. Der große Linguist, der dem Ursprunge der indogermanischen Sprachen nachforschte, ist auch der verdienstvolle Begründer des Königsbergischen Heimatsmuseums geworden. In Ihren Werken paart sich schöne, künstlerische Form und persönliches Empfinden mit eindringender, kritischer Forschung. Diese seltene Mischung schenkte mit Recht manchen Ihrer Schriften größere Volkstümlichkeit, als den meisten gelehrten Untersuchungen beschieden ist.

Mit dem kühnen, frohen Idealismus der Jugend begründeten Sie als Sechsundzwanzigjähriger die Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen und verstanden der Zeitschrift schnell einen hervorragenden Platz in der Wissenschaft zu bereiten. Ihre Studien eröffneten neue Ausblicke in die geheimnisvollen Tiefen uralter Zeiten. Im Wetteifer mit Ihrem Freunde, dem genialen August Fick, haben Sie die Wortforschung durch eine überraschende Anzahl glänzender Etymologien bereichert. Ihre Untersuchungen über die indogermanische Laut- und Betonungslehre sind noch heute vorbildlich. Ihnen verdankt die Sprachwissenschaft die Erkenntnis, daß der Wechsel der Intonation in den griechischen und litauischen Endsilben historisch zusammenhängt.

Aus der reichen Fülle Ihrer Studien möchten wir hier noch eine hervorheben, weil sie uns für Ihre Laufbahn bedeutsam dünkt. Die in Göttingen verfaßten Beiträge zur litauischen Sprache bilden gleichsam die Pforte der neuen Periode, die mit Ihrer Berufung an die Albertus-Universität anhub. Es war als ob Sie durch die Übersiedlung in das Ihnen vom Schicksal bestimmte Eigentum kamen. Wie schnell wurden Sie mit der bis dahin wenig erforschten Art der Völker am Ostseestrande vertraut. Ihre Abhandlungen gewannen

noch an Rundung und Innerlichkeit. Sie schöpften nun mit freudigem Eifer aus dem Vollen. Nicht nur die Sprachengeschichte, sondern das gesamte Kulturleben der baltischen Stämme wurde von Ihnen mit liebevoller, fein fühlender Sorgfalt dargestellt.

Ihre neue Heimat Königsberg bietet die schönsten Zeugnisse dieses umfassenden Waltens. Der schwere Verlust, den die Prähistorie durch den Tod von Bujack und Otto Tischler erlitten hatte, wurde durch Ihre schnelle Tatkraft und hervorragende organisatorische Gabe bald überwunden. Eine systematische Durchforschung des preußischen Bodens nach den Spuren der Vorväter begann. Die gesamte Vergangenheit von der Urzeit bis zur Herrschaft des deutschen Ordens ward zum Felde Ihrer Wirksamkeit. Durch Ihre Arbeit wurde mit geringen Mitteln Außerordentliches erreicht. Die Sammlung der Prussia erlangte einen ebenbürtigen Rang mit älteren, bevorzugteren Museen. Durch die wissenschaftliche Verwertung der Funde, die Sie selbst unternahmen, oder zu denen Sie anleiteten, ist die älteste Geschichte Ostpreußens wesentlich erhellt und erweitert worden. Und auch auf diesem Gebiete haben Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, nach Ihrer Weise neue Pfade eingeschlagen. Sie haben den Ruhm, der erste Linguist zu sein, der auch zum Spaten gegriffen und durch die Schätze, die der Boden verbarg, die philologische Forschung glückhaft gefördert hat. Eine neue Epoche der Prähistorie ist damit eröffnet worden, die noch ungeahnte Aufschlüsse über entschwundene Jahrhunderte bringen wird.

Nur Arbeit bewahrt im Wachstume der Jahre die Jugendfrische des Geistes. Ihr Leben hat dieses Wort Jakob Grimms bewahrheitet. Jahrzehnte hindurch haben Sie eine Bürde von Geschäften rüstig getragen, deren jedes die volle Kraft eines Menschen beanspruchte. Auch der neuen Geschichte haben Sie als Provinzial-

archivar erfolgreich gedient, ihr wiederholt wertvolle Beiträge geschenkt. Nur wenige vermögen die entsagungsvolle Mühe richtig zu würdigen, mit der Sie die verstreuten Nachrichten über die Leidensgeschichte Ostpreußens in der Napoleonischen Zeit zu einem ergreifenden Bilde vereinigten.

Bedarf es noch eines besonderen Hinweises auf Ihre Wirksamkeit an der Albertus-Universität? Sie steht vor aller Augen. In und für die **alma mater Regimontana** haben Sie unablässig gelebt und gewebt. Sie war das Zentralfeuer Ihrer gesamten Tätigkeit. Ihre Kollegen haben Ihren Verdiensten gedankt, indem Sie durch ihre Wahl dreimal mit der Rektorkette geziert worden sind. Kein anderer Lehrer der Albertina kann sich des gleichen Vorzugs rühmen. Und Tausende ehemaliger und jetziger Musensöhne verkünden freudig Ihr Lob. Mochte auch Ihre Zeit noch so karg bemessen sein, für die Kommilitonen hatten und haben Sie stets offenes Ohr, offenes Herz. Als Herr Dr. Lange den opfermutigen Entschluß faßte, den Königsberger Studenten eine Stätte zur Stählung des Körpers und froher Geselligkeit zu schaffen, setzten Sie Ihre ganze Tatkraft für das Gelingen ein. Sie schlugen sogar den Ruf aus, an einer größeren Universität zu lehren, damit nicht das angefangene Werk ins Stocken geriete. Das Wohl anderer stand Ihnen alle Zeit höher als das eigene.

Auch Sie haben erleben müssen, daß mancher edlen Mühe der Erfolg versagt bleibt. Aber wenn Sie die zurückgelegte Bahn überschauen, dürfen Sie dankbar bekennen, daß Ihr Weg Sie stetig zur Höhe hinaufgeführt hat. Dennoch wird am festlichen Erinnerungstage Ihr Blick umflort sein. Zwei viel verheißende Kinder sind Ihnen nach Gottes unergründlichem Ratschlusse genommen worden. Wie schwer lastet die unaussagbare Not des Deutschen Reichs auf

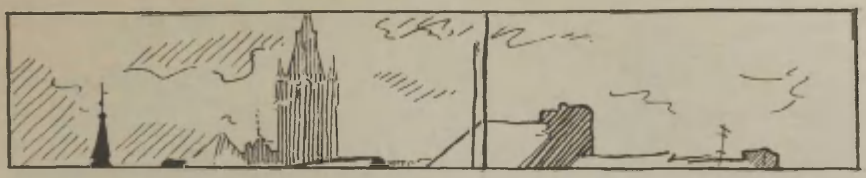
Ihrer Seele. Sie gedenken mit Wehmut der Tage, da es noch eine Lust war, in Deutschland zu leben. Jedoch wie der ritterliche Kämpe der Reformationszeit haben auch Sie im Sturme Ihre Kraft verdoppelt. Fest und entschieden haben Sie die Hand an das Steuer gelegt und die Albertus-Universität unversehrt aus dem Streite der Parteien zur ernsten Arbeit zurückgeführt.

Möge Ihnen noch ein langes Leben geschenkt werden, köstlich wie bisher durch Arbeit und geistige Frische. Mögen Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, noch erblicken, was Ihnen und uns allen als das Köstlichste gilt, die Auferstehung der deutschen Ideale in Kraft und Herrlichkeit.

Generalfeldmarschall D. Dr. v. Beneckendorff und Hindenburg, Exzellenz, in Hannover

Dozent Dr. N. Aberg in Upsala (Schweden)
Professor Dr. J. Abromeit in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. N. Ach in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. P. Adloff in Königsberg i. Pr.
Dozent Dr. J. Ailio in Helsingfors (Finnland)
Professor Dr. O. Almgren in Upsala (Schweden)
Altertumsgesellschaft Prussia in Königsberg i. Pr.
Landschaftsmaler Ed. Anderson in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. K. Andrée in Königsberg i. Pr.
Antiquar Dr. T. J. Arne in Stockholm (Schweden)
Staatsarchäolog Dr. Hj. Appelgren-Kivalo in Helsingfors
Professor Dr. G. Baesecke in Königsberg i. Pr.
Oberpräsident a. D. Professor Dr. A. Tortilowicz v. Batocki-Friebe, Exzellenz, in Königsberg i. Pr.
Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Fr. Bechtel in Halle a. S.

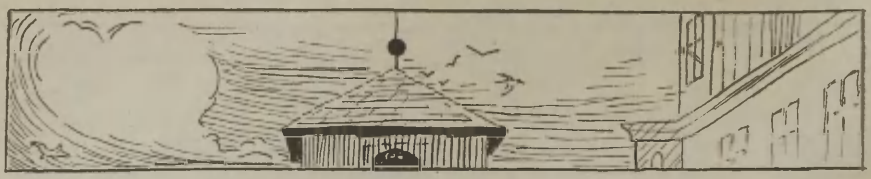
Rittergutsbesitzer F. Behl auf Kuwertshof
Professor D. J. Behm in Königsberg i. Pr.
Geh. Konsistorialrat Professor D. K. Benrath in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. W. Benthin in Königsberg i. Pr.
Oberpräsident a. D. Wirklicher Geheimer Rat von Berg, Exzellenz auf Markienen (Ostpr.)
Professor Dr. W. Berg in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. G. Bergsträßer in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. A. Birch-Hirschfeld in Königsberg i. Pr.
Architekt O. Blendermann in Bremen
Baurat E. Börschmann in Berlin
Studienrat Professor F. Bork in Königsberg i. Pr.
Geh. Sanitätsrat Professor Dr. E. Braatz in Königsberg i. Pr.
Geh. Regierungsrat Professor Dr. M. Braun in Königsberg i. Pr.
Kunstmaler K. Bublitz in Königsberg i. Pr.
Professor St. Cauer in Königsberg i. Pr.
Magister phil. B. Cederhvarf in Helsingfors (Finnland)
Privatdozent Dr. E. Christeller in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. Th. Cohn in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. H. Collitz in Baltimore, Md. (V. St. von N.-A.)
Geheimer Regierungsrat Professor Dr. H. Conwentz in Berlin
Dr. Cyranka in Danzig
Baurat Professor Dr. R. Dethleffen, Provinzialkonservator von Ostpreußen, in Königsberg i. Pr.
Privatdozent Dr. M. Ebert in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. O. Ehrhardt in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. B. Ehrlich in Elbing
Elbinger Altertumsgesellschaft in Elbing
Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Professor Dr. L. Elster in Jena



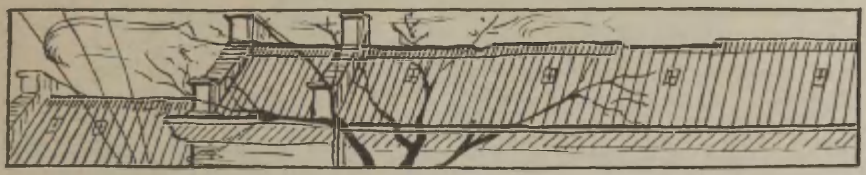
Gräfin O. zu Eulenburg-Pöhlen
Graf zu Eulenburg-Pöhlen-Perkau
Graf zu Eulenburg-Prassen
Geh. Med. Rat Prof. Dr. H. Falkenheim in Königsberg i. Pr.
Rittergutsbesitzer Fernow auf Kuglacken (Ostpr.)
Musikdirektor O. Fiebach in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. M. Fleischmann in Königsberg i. Pr.
Rittergutsbesitzer F. Fleiß auf Schelecken (Ostpr.)
Bankdirektor R. Frech in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. M. Friederichsen in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. H. Fühner in Königsberg i. Pr.
Rittergutsbesitzer Funck in Deutsch-Crottingen
Geheimer Hofrat Professor Dr. R. Garbe in Tübingen
Privatdozent Dr. G. Gerullis in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. Gigalski in Braunsberg
Privatdozent Dr. H. v. Glasenapp in Berlin
Professor Dr. A. Götze in Berlin
Dr. L. Goldstein in Königsberg i. Pr.
Geheimer Regierungsrat Professor Dr. A. Grünwedel in Berlin
Professor Dr. B. Güterbock in Berlin-Nikolassee
Intendant am Nat.-Museum Dr. phil. A. Hackman in Helsingfors
Geh. Regierungsrat Professor Dr. J. Hansen in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. A. Hesse in Königsberg i. Pr.
A. Baron von Heyking auf Truntlack (Ostpr.)
Professor Dr. G. Hoffmann in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. O. Hoffmann in Münster i. W.
Hofrat Professor Dr. V. Jagic in Wien
Minister a. D. Dr. J. Ičas, Exzellenz, in Ponjewiez (Litauen)
Professor Dr. Chr. Jensen in Königsberg i. Pr.

Professor Dr. A. Jentzsch in Charlottenburg
Professor Dr. G. Joachim in Königsberg i. Pr.
Professor D. A. Juncker in Königsberg i. Pr.
Geh. Regierungsrat Professor Dr. M. Kaluza in Königsberg i. Pr.
Privatdozent Dr. M. Kastan in Königsberg i. Pr.
Bankdirektor L. Kauffmann in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. W. Kaufmann in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. F. Keibel in Königsberg i. Pr.
H. Kemke, Kustos des Prussiamuseums in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. G. Kisch in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. K. Knopp in Königsberg i. Pr.
Museumsdirektor Dr. F. Knorr in Kiel
Königsberger Philologenverein
Direktor der Römisch-Germanischen Kommission des Archäologischen Institutes Professor Dr. F. Koepp in Frankfurt a. M.
Geheimer Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna in Berlin
Privatdozent Dr. E. Kraus in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. H. Kraus in Königsberg i. Pr.
Geh. Regierungsrat Professor Dr. O. Krauske in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. P. Kretschmer in Wien
Stadtbibliothekar Dr. phil. Chr. Krollmann in Königsberg i. Pr.
Der Kunstgewerbeverein in Königsberg i. Pr.
Studienrat Professor A. Kurschat in Tilsit
Der Landeshauptmann der Provinz Ostpreußen
Dr. J. Lange in Lonkorrek
Professor Dr. A. von Lecoq in Berlin
Bankdirektor Dr. M. Licht in Königsberg i. Pr.
Professor D. Dr. M. Löhr in Königsberg i. Pr.
Privatdozent Dr. F. Mager in Königsberg i. Pr.

Der Magistrat der Stadt Königsberg i. Pr.
Professor Dr. L. Malten in Königsberg i. Pr.
Geheimer Justizrat Professor Dr. A. Manigk in Königsberg i. Pr.
Geh. Med.-Rat Professor Dr. M. Matthes in Königsberg i. Pr.
M. Matthiä in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. K. Meister in Königsberg i. Pr.
Geh. Med.-Rat Professor Dr. E. Meyer in Königsberg i. Pr.
Geh. Reg.-Rat Professor Dr. F. Meyer in Königsberg i. Pr.
Generalkonsul O. Meyer in Königsberg i. Pr.
Direktor der Staats- und Universitätsbibliothek Dr. W. Meyer in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. J. Mikkola in Helsingfors (Finnland)
Professor Dr. A. Mitscherlich in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. E. Mittwoch in Berlin
Reichsantiquar von Schweden i. R. Professor Dr. O. Montelius in Stockholm (Schweden)
Rittergutsbesitzer v. Montowt auf Kirpehnen
Professor Dr. F. Münzer in Königsberg i. Pr.
Naturforschende Gesellschaft in Danzig
Geheimer Medizinalrat B. Naunyn in Baden-Baden
Professor Dr. J. von Negelein in Erlangen
Neurossgärter Evangelischer Gemeindekirchenrat in Königsberg i. Pr. durch: Pfarrer Barth, Professor Dr. Klien und Studienrat Dr. Friedländer
Der Oberpräsident der Provinz Ostpreußen
O. Paetsch, Inhaber der Fa. Gräfe & Unzer in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. F. E. Peiser in Königsberg i. Pr.
Philologenverein von Ost- und Westpreußen
Professor Dr. A. Pillet in Königsberg i. Pr.



† Kanzler im Königreich Preußen Oberlandesgerichtspräsident a. D. D. Dr. von Plehwe, Exzellenz, in Königsberg i. Pr.
Landesbaurat E. Ploke in Königsberg i. Pr.
H. Pollakowski, Inh. d. Fa. Gräfe & Unzer in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. W. Prellwitz in Rastenburg
Konsul O. Preuß in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. D. Preyer in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. F. W. Proell in Königsberg i. Pr.
Geh. Medizinalrat Professor Dr. G. Puppe in Königsberg i. Pr.
Dr. phil. J. Rinne in Helsingfors (Finnland)
Privatdozent Dr. G. Rosenow in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. P. Rost in Königsberg i. Pr.
Museumsassistent C. Rothmann in Kiel
Dr. W. Ruprecht, Inhaber der Firma Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen
G. Ruprecht, Inhaber der Firma Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen
Professor Dr. H. Rust in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. O. Samter in Königsberg i. Pr.
Intendant am Museum Fil. Lic. G. F. L. Sarauw in Göteborg
Privatdozent Dr. W. Sauer in Königsberg i. Pr.
P. Scheffler in Königsberg i. Pr.
Geheimer Sanitätsrat Dr. O. Schellong in Königsberg i. Pr.
Landesökonomierat Generallandschaftsdir. H. Scheu in Heydekrug
Verlagsbuchhändler D. Schlicht in Dresden
Schleswig-Holsteinisches Museum Vaterländischer Altertümer in Kiel
Professor Dr. H. Schmidt in Berlin
Professor Dr. W. Scholtz in Königsberg i. Pr.



Geh. Med.-Rat Professor Dr. J. Schreiber in Königsberg i. Pr.
Geheimer Regierungsrat Professor Dr. E. Schröder in Göttingen
Geheimer Regierungsrat Professor Dr. C. Schuchhardt in Berlin
Privatdozent Dr. G. Schüler in Königsberg i. Pr.
Reichsbankdirektor B. Schultz in Königsberg i. Pr.
Geheimer Regierungsrat Dr. A. Schulze in Marburg a. L.
Geheimer Regierungsrat Professor Dr. W. Schulze in Berlin
Professor Dr. H. Selter in Königsberg i. Pr.
Minister a. D. Professor Dr. E. Setälä in Helsingfors (Finnland)
Frau Kommerzienrat Dr. H. Simon in Göttingen
Dr. J. Simon in Berlin
Professor Dr. B. Skalweit in Königsberg i. Pr.
Fabrikbesitzer Dr. G. Skalweit in Labiau
Professor Dr. H. Spangenberg in Königsberg i. Pr.
Oberst a. D. K. Stadie in Georgenswalde (Samland)
Professor Dr. A. Stein in Königsberg i. Pr.
Geh. Medizinalrat Professor Dr. P. Stenger in Königsberg i. Pr.
Geh. Regierungsrat Professor Dr. E. von Stern in Halle a. S.
Stadtschulrat Professor Dr. Stettiner in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. A. Stieda in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. W. Stolze in Königsberg i. Pr.
Dr. H. Teppich in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. J. Tolkiehn in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. R. Trautmann in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. W. Uhl in Königsberg i. Pr.
Landschaftsrat Uhse in Gansenstein
Professor Dr. A. Ulbrich in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. F. Unterberger in Königsberg i. Pr.
Geh. Reg.-Rat Professor Dr. P. Volkmann in Königsberg i. Pr.

Professor Dr. O. Weiß in Königsberg i. Pr.
Bankdirektor P. Werner in Königsberg i. Pr.
Geh. Med.-Rat Professor Dr. G. Winter in Königsberg i. Pr.
Professor H. Wolff in Königsberg i. Pr.
Oberst z. D. Wulff in Oberkassel
Professor Dr. W. Wreszinski in Königsberg i. Pr.
Chefredakteur A. Wyneken in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. W. Zielstorff in Königsberg i. Pr.
Professor Dr. W. Ziesemer in Königsberg i. Pr.

Inhalt.

Seite

Oscar Almgren: Ein schwedischer Festbrauch und eine schwedische Felsenzeichnung (Taf. I. II) 1
Friedrich Bechtel: Zur Kenntnis der griechischen Dialekte 5
Hermann Collitz: Saeculum 8
Richard Dethlefsen: Glockeninschriften 14
Max Ebert: Ein Spät-La Tène-Depotfund von Sprindt (5 Textabb. Taf. III) 24
Bruno Ehrlich: Der Schloßberg in Rajgrod (Polen) (2 Textabb. Taf. IV) 31
Richard Garbe: Die schöne Jungfrau von Pohjola 39
Georg Gerullis: Zur Sprache der Sudauer-Jatwinger 44
Alfred Götze: Ein goldenes Diadem der Völkerwanderungszeit (Taf. V) . 52
Albert Grünwedel: Die Tibetische Übersetzung von Kālidāsas Meghadūta (3 Textabb.) 60
Alfred Hackman: Baltische Sprossenfibel aus Finnland (14 Textabb.) . . 68
Otto Hoffmann: Griechische Wortdeutungen 77
Vatroslav Jagić: Repetita placent 86
Paul Kretschmer: Der Götterbeiname Grabovius auf den Tafeln von Iguvium 89
Christian Krollmann: Lübecks Bedeutung für die Eroberung Preußens . 97
Karl Meister: Das Original der Asinaria des Plautus (Taf. VI) 103
Oscar Montelius: Schweden u. die Weichselländer zur Steinzeit (2 Textabb.) 110
Felix E. Peiser: Die Trinkhornränder des Prussiamuseums (6 Textabb.) . 114
Walther Prellwitz: Griechisch θεός und die mit θεσ- beginnenden Wörter bei Homer 121
Hubert Schmidt: Ein Bronzezierrat unbekannter Herkunft (Taf. VII–IX) 127
Edward Schröder: Ulfila 132
Carl Schuchhardt: Slavische Scherben aus dem Jahre 810 n. Chr. Geburt (3 Textabb.) 140
Wilhelm Schulze: Zur kirchenslavischen Orthographie 144
Karl Stadie: Die Steinzeitdörfer der Zedmar (6 Textabb. Taf. X) . . . 148
Ernst von Stern: Die Leichenverbrennung in der „praemykenischen" Kultur Süd-Rußlands 161
Reinhold Trautmann: Baltisch-Slavisches 167
Walter Wreszinski: Megalithische Denkmäler in Mesopotamien . . . 169

Erläuterungen zu den Tafelabbildungen.

Taf. I. 1. Dolkstümliche Wandmalerei aus Dalarne (Schweden). 2. Bronzezeitliche Felsenzeichnung von Kalleby, Kirchsp. Tanum (Bohuslän).

Taf. II. Bronzezeitliche Felsenzeichnung von Lilla Gerum, Kirchsp. Tanum.

Taf. III. 1. 2. Spät-La Tènezeitlicher Depotfund von Sprindt, Kr. Insterburg.

Taf. IV. 1. 2. Der Schloßberg von Rajgrod (Polen), von Südwesten gesehen.

Taf. V. 1. Goldenes Diadem von Kertsch. 2. Bruchstücke eines goldenen Diademes im Funde von Höckricht (Schlesien).

Taf. VI. Wildpferde auf einem Relief von Kujundschik.

Taf. VII. 1. 2. Bronzezierrat (in zwei Ansichten) aus dem Kreise der östlichen Tierornamentik.

Taf. VIII. 1. Platte aus dem Gouv. Perm. 2. Schnalle aus Sibirien. 3. Platte aus einem Kurgan bei Tomsk. 4. Hängeschmuck vom Pferdegeschirr aus dem IV. Kurgan der „Sieben Brüder" bei Temriuk (Kubangebiet).

Taf. IX. 1. Scherbe und 2. Schale von Susa (Persien).

Taf. X. 1. 2. 3. Keramische Typen aus den steinzeitlichen Siedlungen von Zedmar (Kr. Darkehmen).

Ein schwedischer Festbrauch und eine schwedische Felsenzeichnung.

Von Oscar Almgren.

In vielen Gegenden Schwedens, besonders in Dalarne und Småland, besteht noch heute die Sitte, daß die Freunde eines Brautpaares entweder bei der Hochzeit oder beim Aufgebot einen oder zwei große Bäume (Kiefer, Tanne oder Birke) nach dem Hause der Braut schleppen und vor demselben aufrichten. Diese Sitte, die gewöhnlich 'Krykestät' benannt wird, ist von Frl. Louise Hagberg in der Zeitschrift Fataburen 1915 behandelt worden. Sie veröffentlicht dabei eine hier auf Taf. I₁ wiedergegebene volkstümliche Wandmalerei aus Mora in Dalarne, die eine naive, aber lebhafte Darstellung des Gebrauches bietet. Der Baum ruht mit dem dicken Ende auf einem Schlitten der mittels Leinen von den Festteilnehmern gezogen wird. Auf dem Stamme sitzt der Spielmann. Das Brautpaar empfängt die Gesellschaft vor dem Hause mit gefüllten Kannen.

Wie die Verfasserin hervorhebt, hängt diese Sitte offenbar mit dem alten Baumkultus zusammen und hatte gewiß ursprünglich den Sinn, der Braut Fruchtbarkeit zu verleihen. Es kommt auch manchmal vor, daß man die Bäume so lange stehen läßt, bis das erste Kind geboren ist. Von dem allgemeineren mit den Jahreszeiten verbundenen Baumkultus haben wir in Schweden ähnliche Spuren am Mittsommerabend, wo man den Maibaum schmückt und junge Birken an den Türpfosten befestigt.

Eingehende Studien über unsere schwedischen Felsenzeichnungen der Bronzezeit haben mich überzeugt, daß wir die besten Beiträge zum Verständnis dieser rätselhaften Darstellungen durch Vergleiche mit jenen volkstümlichen Festbräuchen erhalten können, die von dem alten Sonnen- und Fruchtbarkeitskultus herstammen. Einer größeren Zusammenstellung solcher Vergleiche, die ich in Vorbereitung habe, entnehme ich die folgende kleine Mitteilung.

Bäume sind nicht selten in den Felsenzeichnungen dargestellt, aber in den meisten Fällen stehen sie in keinem völlig sicheren Zusammenhange mit den sie umgebenden Bildern. Zuweilen aber sieht man merkwürdigerweise einen Baum auf einem Schiffe stehen. Ein solches

Baumschiff von Lökeberg ist jüngst von mehreren Forschern, M. Hoernes, Schuchhardt, Wilke, besprochen worden[1]). Während die beiden erstgenannten den Baum auf dem Schiffe als eine Art primitive Segelvorrichtung erklären wollen, hat Wilke die Darstellung in das Gebiet der Religion verwiesen. Ihm stimme ich entschieden bei, obwohl ich dieselbe nicht wie er mythologisch, sondern eher kultisch auffasse. Dazu führen mich andere Felsenzeichnungen Bohusläns, wo man auf oder neben dem Baumschiffe menschliche Gestalten wahrnimmt, die offenbar beim Kultus beschäftigt sind. Hier gebe ich nur eines dieser Bilder wieder (Taf. I_2) wo das Schiff von vier Lurenbläsern umgeben ist. Nicht weit von dieser Felsenzeichnung (bei Kalleby, Ksp. Tanum) befindet sich eine andere, wo man auf einem Schiffe unter einem großen Tannenbaume mehrere bewaffnete Männer und ein Liebespaar erblickt. Auf derselben Felsenfläche sieht man auch ein Sonnenrad, das von drei Männern gehandhabt wird.

Im Anschluß einerseits an diese Felsenbilder, andererseits an den anfangs erwähnten Volksgebrauch will ich nun versuchen, die sehr rätselhaft erscheinende Felsenzeichnung, Taf. II, von Lilla Gerum in Tanum zu deuten. Ich schicke die Bemerkung voraus, daß ich die großen Felsentafeln als Konglomerate verschiedener Kultdarstellungen auffasse, die von Zeit zu Zeit successiv eingeritzt wurden, um die Erinnerung oder vielmehr die magische Kraft der betreffenden Kultfeste zu erhalten. Dabei wurde bald der eine, bald der andere Bestandteil der kultischen Aufführungen abgebildet und zwar bald mehr detailliert, bald nur andeutungsweise[2]).

Auf Taf. II, die nur den mittleren Hauptteil der großen Felsentafel vorführt, findet sich oben ein von einem Tiere gezogenes Sonnenrad, das ich mit dem bekannten Sonnenbild von Trundholm vergleiche, in dem ich mit Sophus Müller die Nachbildung eines großen wirklich herumgefahrenen Kultgerätes erblicke. Unten links in der Abbildung sieht man eine kleine Prozession von Männern in Adorantenstellung; der letzte schleppt ein kleines Boot hinter sich her (davon noch mehr zum Schluß). Als eine Zieh- oder Schleppszene möchte ich nun auch das eigentümliche, vieläſtige Mittelbild deuten. Die vier langen, weitgespreizten Striche betrachte ich als die Zugleinen. Dazu veranlassen

---

[1]) Nähere Aufschlüsse bei Wilke, Mannus XI—XII, S. 155 ff.

[2]) Meine allgemeine Auffassung der Felsenzeichnungen deckt sich also in wesentlichen Punkten mit den von H. Schneider in den Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle 1918 vorgebrachten, obwohl ich stärker die kultischen Vorbilder hervorhebe.

mich vor allem die zwei tiefgebückten Gestalten, die sich am äußersten Leinenende rechts befinden und mit angestrengtem Ziehen beschäftigt zu sein scheinen. Das nächste Leinenende wird von einem stehenden Manne gehalten und ein zweiter steht daneben. Die Gestalten, die an den zwei anderen Leinen ziehen, sind sehr stark schematisiert; es liegt aber nahe, die acht kleinen Querstriche am untersten Leinenende analog mit den Strichen der Schiffsbilder, welche die Bemannung bezeichnen, als ebenso viele Männer zu deuten. Der mit den Leinen gezogene Gegenstand ist sehr undeutlich gezeichnet; man dürfte aber nicht allzu sehr fehlgreifen, wenn man ihn als einen Baum (vielleicht eine mit den Wurzeln aufgerückte Kiefer) erklärt, der auf einem Schlitten ruht. Wohin wird aber dieser Baum geschleppt? Vermutlich nach dem unter dem untersten Leinenende ersichtlichen leeren Schiffe, um auf diesem errichtet zu werden und somit ein Baumschiff, wie Taf. I_2, herzustellen. Nur hat der naive Künstler in seiner Unbeholfenheit die vier Zugleinen allzu weit gespreizt gezeichnet.

Ist diese Deutung richtig, so würden wir in Taf. I_1 u. II zwei Darstellungen ungefähr desselben Ritus vor uns haben, die von nordischen Volkskünstlern mit einem Zeitunterschiede von ungefähr 3000 Jahren gezeichnet sind.

Was ist nun aber eigentlich diese sonderbare Zusammenstellung, das Baumschiff? Wilke hat zuerst ganz richtig dasjenige von Lökeberg mit dem Siegelbilde auf dem minoischen Goldring von Mochlos verglichen, wo ein Schiff, das eine Göttin und einen Weinbaum trägt, vor einem Tempeltore landet. Diese Szene möchte ich nun weiter mit dem Schiffskarren des Dionysos in Athen zusammenstellen, in dem, wie Vasenbilder erkennen lassen, das Bild des Gottes nebst Flötenbläsern unter einer Weinlaube sitzend, am Feste herumgeführt wurde (Frickenhaus, Jahrb. d. arch. Inst. 1912). Das hängt nun wieder, wie Hahn und Clemen (Archiv f. Religionswissenschaft 17, S. 149f.) angedeutet haben, einerseits mit den Schiffswagen oder Schiffsschlitten der neueren Karnevale, andererseits mit den ägyptischen und babylonischen Kultschiffen zusammen. Die letzteren wurden bald auf dem Wasser, bald auf dem Lande herumgeführt, wo sie entweder auf den Schultern getragen oder auf Rädern oder Schlitten gefahren wurden. So wenigstens in Ägypten, wo sie besonders im Kulte des Sonnengottes Rē und des ebenfalls mit Sonne und Mond eng verbundenen Fruchtbarkeitsgottes Osiris benutzt wurden. Der Gebrauch dieser Götterschiffe beruht offenbar auf der uralten ägyptischen Anschauung, daß die Himmelskörper auf Schiffen

über den himmlischen Ozean fahren. Dasselbe geht aus der ältesten Erwähnung eines babylonischen Kultschiffes hervor. Der König Gudea von Lagasch (um 2600 v. Chr.) erbaute ein solches für den 'aus der Wassertiefe emporsteigenden' Gott Ningirsu, der in anderen Texten bald als derjenige, 'der das Dunkel in Licht umwandelt', bald als 'der Gott des Getreides' bezeichnet wird. Daß dann auch der heilige Baum, der Wohnsitz der göttlichen Vegetationskraft, auf dem Kultschiffe gestellt wurde, kann nicht verwundern.

Die nordischen Felsenzeichnungen zeigen nun nicht nur Baumschiffe, sondern auch Sonnenschiffe, sowie verschiedene, offenbar kultische Auftritte auf den Schiffen, sobald die Details sorgfältiger ausgearbeitet sind; die gewöhnlichen Schiffsbilder sind nur als Andeutungen zu betrachten. So glaube ich daher in allen diesen Bildern Kultschiffe erkennen zu dürfen. Freilich sieht man diese nie auf Rädern gehen; zuweilen werden sie wie Schlitten geschleppt (Taf. II unten links), meistens stehen sie auf dem Festplatze still (Taf. I_2).

Überhaupt gewähren uns die Felsenzeichnungen meines Erachtens einen tiefen Einblick in den Fruchtbarkeitskultus des Bronzealters, der sich offenbar im Gefolge der Landwirtschaft von den alten Kulturländern des Orients über Europa ausgebreitet hatte, wo er so viele Überreste in den heutigen Festgebräuchen hinterlassen hat.

*

Der 14. April gilt in Schweden seit alters als der erste Sommertag, der Beginn des Sommerhalbjahres. Am 14. April 1921 geht nun von Upsala aus ein Luftschiff schneller Gedanken, mit den ersten zarten Sprößlingen des nordischen Lenzes geschmückt, über die Ostsee an den Altmeister Adalbert Bezzenberger in Königsberg, um ihm noch viele schöne, segensreiche und fruchtspendende Jahre zu wünschen.

Zur Kenntnis der griechischen Dialekte.

Von Friedrich Bechtel.

I. Die Behandlung des ϝ vor o-Vokalen im Böotischen.

Bisher hat die Frage keine Beantwortung gefunden, welches Schicksal ϝ vor o-Vokalen im Böotischen erfahren habe, ob es erhalten geblieben sei wie bei den Arkadern, Korinthern, Argolern, Lakonen und einem Teile der Kreter, oder aufgegeben worden sei wie bei den Lesbiern (und bei Homer, für den Leo Meyer KZ 23. 53ff. den Vorgang zuerst nachgewiesen hat), Kypriern und einem andren Teile der Kreter. Die Form διαωρίαν auf dem Stein Ἐφημ. ἀρχ. 1892. 34 no. 62₆ bringt die Entscheidung im Sinne der ersten Möglichkeit: die Erhaltung des Hiatus wird verständlich, wenn die Grundform δεϝαϝωρία gelautet hat; während δεϝαωρία sicher zu einer kontrahierten Form geführt hätte. Hier ist das Arkadische lehrreich. Aus dem arkadischen Orchomenos ist jetzt der Nom. Plur. δεαοροί bekannt geworden. Hier muß man sicher δεϝαϝορός zu Grunde legen, denn die Erhaltung des ϝ vor o-Vokalen wird für den Dialekt direkt bewiesen durch ϝορδασία IG V 2 no. 429₁₃.

II. Dialektmischung in Arkadien.

Je mehr Inschriften aus Arkadien bekannt werden, um so sichtbarer wird, daß in der Landschaft kein einheitlicher Dialekt gesprochen worden ist. Ich kann nicht daran denken den Gegenstand hier zu erschöpfen; ich muß mich darauf beschränken den auffälligsten Gegensatz zur Sprache zu bringen. Dieser betrifft die Behandlung der Lautgruppen, die im Lesbischen und Thessalischen durch doppelte Nasale und Liquiden vertreten sind, deren Verdopplung durch Assimilation von tönendem s oder j an Nasalis oder Liquida zu Stande gekommen ist.

Diese Gruppen weisen in Arkadien eine dreifache Vertretung auf. Indem ich sie vorführe, bemerke ich, daß mit der einfachen Zahl die Nummern der Inscriptiones Arcadiae (IG V 2), mit D² die dritte Auflage von Dittenbergers Sylloge Inscriptionum Graecarum, mit Gl. der zehnte Band der Glotta gemeint ist, in dem Kretschmer über zwei Inschriften aus Orchomenos referiert hat, deren Originalpublikation mir unzugänglich ist.

1) Die Gruppen erscheinen als doppelte Nasalis oder Liquida:

ἔκρινναν Gl. 217 C₇ (Orchomenos);

ὀφέλλονσι 343₂₇ (Orchomenos).

Dies ist die gleiche Vertretung, die aus dem Lesbischen und Thessalischen bekannt ist; wegen ὀφέλλονσι verweise ich auf lesb. ὀφέλλοισαν BCH XII 363 no. 6₅.

2) Die Gruppen werden durch einfache Konsonanz ohne Dehnung der vorangehenden Kürze ersetzt:

φθέραι 6_8 (Tegea), 'Οριπίωνος 271_{15} (Mantineia),
Μελιχίωι 90_1 (Tegea).

Spuren der gleichen Vertretung können in Lakonien und auf Kreta nachgewiesen werden. Aus Lakonien führe ich 'Οριππίδας an, IG V 1 no. 96_4. Nach Knosos gehört Θαρυμάχω Coll. 5150_{54}, nach Elyros Θορυστάρτω Coll. 4961 e (S. 419); daß in diesen Namen trotz ihrer späten Beglaubigung uraltes Sprachgut erhalten ist, lehrt der neben ἧμην erscheinende Infinitiv ἔμην der aus dem 5. Jahrh. stammenden Inschrift aus Gortys, die Kohler und Ziebarth Recht von Gortys 34 no. 3 veröffentlicht haben.

3) Die Gruppen werden durch einfache Konsonanz mit Dehnung der vorangehenden Kürze ersetzt:

ἦναι oft, z. B. 6_{10} (Tegea), 262_{16} (Mantineia), 343 B_2 (Orchomenos);
φθήρων 6_{17}, ἰγκεχηρήκοι $_{12}$ (Tegea);
ὤφηλον D³ 306_{40} (Tegea);
Μειλίχων 38_6 (Tegea);
βωλεύσασθαι, βωλεύσητοι D³ 306_{23} (Tegea), διαβωλευσαμίνος 343_{29} (Orchomenos).

Die Ablösung der Folge Kürze mit Doppelkonsonanz durch die Folge Länge mit einfacher Konsonanz tritt sonst noch im Jonisch-Attischen und in den westgriechischen Dialekten ein.

Daß die dritte Weise von den beiden ersten prinzipiell verschieden ist, liegt auf der Hand. Dagegen kann die zweite aus der ersten hervorgegangen sein, wenn man auch einstweilen nicht anzugeben vermag, unter welchen Umständen die Aufhebung der Doppelkonsonanz erfolgt ist. Doppelformen mit langem und kurzem Nasal oder Liquida hat man bisher im Epos und bei den lesbischen Lyrikern beobachtet: hom. ἔμμεναι und ἔμεναι, lesb. ὄρρανον (so ist statt ὤρανος zu schreiben, Wackernagel Sprachl. Unters. zu Homer 136, 1) und ὄρανος, thess. χέλλιοι und lesb. δισχελίοις Oxyr. Pap. X 72 Fr. 1_8) sind bekannte Zeugnisse. So lange man sie bloß aus dichterischen Quellen kannte, lag die Annahme nahe, daß die Aufhebung der Doppelkonsonanz dichterische Freiheit sei. Wenn sich aber jetzt zeigt, daß Formen mit doppelter und einfacher Konsonanz in der Prosa einer einzigen Landschaft gesprochen worden sind, so liegt der Schluß nahe, daß jene Freiheit ihre Grundlage in der Volkssprache gehabt habe. Es geht offenbar

nicht an, die Form ἔμην, die achäische Kolonisten über das Meer nach Gortys getragen haben, von den homerischen Formen ἔμεναι, ἔμεν loszureißen.

III. Die Flexion μεμαώς : μεμαῶτος.

Die homerischen Partizipialformen, die die Vokalisation von μεμαῶτος, μεμαῶτε, μεμαῶτες zeigen, haben bis vor kurzem an den inschriftlichen Quellen so wenig Rückhalt gefunden, daß der Verdacht aufkommen konnte, sie wären künstliche Gebilde. Dies um so eher, als von Didymos zu Π 430 berichtet wird, Aristarch habe in seiner zweiten Ausgabe κεκληγῶτες statt κεκλήγοντες geschrieben, und als auch der Grund für die Änderung von den Sehol. Townl. verraten wird: οὐ γὰρ ἀναγκαῖον τὸ Αἰολικόν, μέτρου μὴ ἐπείγοντος. Heute nun kann wenigstens so viel gesagt werden, daß Formen, wie die homerische Überlieferung sie bietet, tatsächlich existiert haben. Eine davon, die auf das Vorhandensein einer Mehrheit schließen läßt, steht auf einem kretischen Beschluß aus dem 3. Jahrhundert:

ἐκ τῶ προστακῶτος IG XII 3 no. 254$_{23}$.

Sie beweist, daß auch die Griechen zu einer Flexionsweise gelangt sind, wie die Goten sie in ihren veitvōd, veitvōds, veitvōdē besitzen, daß also die Diaskeuasten Formen mit durchgeführter Länge nicht zu erfinden brauchten, wenn sie an solchen wie κεκλήγοντες Anstoß nahmen. Wie weit die am Epos beteiligten Dichter selbst sie gebraucht haben, ist eine andre Frage; sie zu entscheiden sehe ich kein Mittel.

Saeculum.

Von Hermann Collitz.

In Ermangelung einer besseren Etymologie fristet die Herleitung des Wortes saeculum aus der Wz. sē 'säen' ihr Dasein in lateinischen und indogermanischen Wörterbüchern weiter. Dem Sinne nach ist ja nichts gegen sie einzuwenden. Dagegen verstößt sie in formeller Hinsicht gegen die elementaren Gesetze der lateinischen Wortbildung. Von der Wz. sē- könnten wir uns zwar ein zu sē-vī, sē-men stimmendes *sē-culum, auch allenfalls ein zu sā-tus stimmendes *sā-culum gefallen lassen; aber saeculum wäre offenbar eine fehlerhafte Bildung, so gut wie es *paeculum statt pōculum 'Becher' von Wz. pō- 'trinken' sein würde.

Dieser Einsicht, sollte man denken, hätte sich kein Sprachforscher verschließen können. Sie war auch Lottner, als er KZ. 7 (1858), S. 49, die in Rede stehende Etymologie vorschlug, so lebendig, daß er saeculum unbedenklich in sēculum korrigierte. Derselben Schreibung bedient sich, auf Grund derselben Etymologie, Leo Meyer, KZ. 8, S. 249, und auch noch Vergl. Gramm. II (Berlin 1865) 356.

Aber die Freude an der vermeintlichen Verbesserung der lateinischen Rechtschreibung sollte nicht lange dauern. Gleich im Jahre 1859 machte Th. Mommsen, Röm. Chronologie[2], S. 172, darauf aufmerksam, daß saeculum „die feststehende Schreibung" des Wortes sei. Im Anschlusse daran brachte Fleckeisen, „Fünfzig Artikel" (Frankfurt a. M. 1861) inschriftliche Belege für saeculum bei[1], die dann Brambach in seinem „Hülfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung" durch Verweise auf die älteste handschriftliche Überlieferung ergänzte.

Es hätte nun wohl nahe gelegen, mit der Schreibung sēculum auch die Herleitung aus der Wz. sē- aufzugeben. Dazu waren in der Tat Mommsen (a. a. O.) und Corssen, Ausspr. I[2] (1868), S. 377f. bereit. Aber die positiven Vorschläge, welche diese beiden Gelehrten zu bieten hatten (Mommsen wollte saeculum als *saepiculum deuten und demgemäß aus saepīre 'umzäunen' herleiten, während Corssen mit einer im Lateinischen sonst nicht belegten Wz. si 'binden' operiert)[2]), waren zu wenig überzeugend, um der Ableitung aus Wz. sē das Feld streitig zu machen. Für letztere schien die Bedeutung des Wortes saeculum unter allen Umständen den Ausschlag zu geben. So fand man

---

[1]) Nachträge dazu bei Corssen, Aussprache I[2], 325.

[2]) Corssen sucht diese Etymologie noch in seinem letzten Werke, den Beiträgen zur ital. Sprachkunde (Lpz. 1876), S. 24–26, zu verteidigen.

sich denn mit der unregelmäßigen Form ab, so gut es gehen wollte — z. B. mit dem Hinweise auf ähnliche Unregelmäßigkeiten (namentlich scaena für zu erwartendes *scena), mit der Annahme, das ae könne einen dumpfen ē-Laut bezeichnen, oder der Diphthong könne dasselbe i enthalten, wie etwa cubiculum, perpendiculum, vehiculum usw. Da keine dieser Theorien sich im Laufe der Zeit bewährt hat, wird es nicht erforderlich sein, sie im einzelnen zu besprechen. Doch mögen wenigstens als Vertreter dieser Richtung genannt werden: Polle, De artis vocabulis Lucretianis (Dresden 1866), S. 56 ff. (mit einem Beitrage von Bücheler, S. 57 f.); S. Bugge, KZ. 20 (1872), S. 137 f.; G. Curtius, Griech. Etymologie, nr. 571; Osthoff, Forschungen im Gebiete der idg. nominalen Stammbildung I (Jena 1875), S. 103 f. und 148; Vaniček, Griech.-Lat. Etym. Wörterbuch II (Leipzig 1877), S. 977 und 979.

Eine wesentlich andre Auffassung machte sich von der Mitte der achtziger Jahre ab, im Zusammenhange mit den neueren Vokaltheorien geltend. Es stellte sich heraus, daß eine Reihe idg. Wurzeln, die man früher als langvokalisch angesehen hatte, ursprünglich lang diphthongisch waren[1]). Wenn lat. rē- (Nom. rē-s, Dat. pl. rēbus usw.) auf eine Wz. rēi- zurückgeht, deren i sich im Altind. in manchen Formen gehalten hat (N. pl. rāy-as; vgl. auch das Adj. rēvát aus *rai-vat 'reich'): weshalb nicht die Wz. se als āi-Wurzel ansehen und annehmen, ihr i sei in saeculum gewahrt?

Die Erklärung war verlockend genug, um Befürwortung bei Johansson, De deriv. verbis contr., S. 174; Persson, Wurzelerweiterung, S. 112, u. Beitr. z. idg. Wortforschung II, S. 698 u. 720 Anm. 2, sowie Hirt, Der idg. Ablaut, § 53 Anm., zu finden. Sie scheint nun-

---

[1]) Man vgl. über die sogen. „āi-Wurzeln" u. a.: Joh. Schmidt, Idg. ō aus ōi in der Nominalflexion, KZ. 27 (1885), S. 369–397; W. Schulze, Idg. āi-Wurzeln, ebd. 420–429; Hübschmann, Das idg. Vokalsystem (Straßburg 1885), S. 21–34; K. F. Johansson, De derivatis verbis contractis linguae Graecae quaestiones (Upsala Univ. °Arsskr. 1886, II), S. 173–175; Bartholomae, ZDMG. 43 (1889), S. 665; P. Persson, Wurzelerweiterung und Wurzelvariation (Upsala Univ. °Arsskrift 1891, IV), S. 117–122; A. Flensburg, Zur Stammabstufung der mit Nasalsuffix gebildeten Präsentia im Arischen und Griechischen (Lund 1894), S. 39–49; J. Wackernagel, Altind. Gramm. I (Göttingen 1896), §§ 79. 91. 93; Hirt, Der indogerm. Ablaut (Straßburg 1900), S. 33–37 (vgl. Hübschmann, IAnz. 11, S. 40–42); Bezzenberger, BB. 27 (1902), S. 179; Collitz, Die Herkunft der ā-Deklination, BB. 29 (1905), S. 104–109; Reichelt, Der sekundäre Ablaut, KZ. 39 (1906), S. 7–13; Sütterlin, Der Schwund von idg. i und u, IF. 25 (1909), S. 51 ff. (berührt sich nur entfernt mit der Frage, die uns hier beschäftigt); P. Persson, Beiträge zur indogerm. Wortforschung (Upsala und Leipzig 1912), S. 696–720 und sonst (siehe die Nachweise im Sachregister, S. 967).

mehr allgemein angenommen zu sein (vgl. z. B. Walde, Lat. Etym. Wtb.[2] s. v. saeculum). Und doch ist sie unbedingt abzulehnen. Ein Blick auf die āi-Wurzeln mit ihren Ableitungen lehrt, daß bei Wahrung der alten Verhältnisse das i vor Vokalen und Halbvokalen unangetastet bleibt, dagegen vor Konsonannten in der Regel aufgegeben wird. Am wenigsten verträgt es sich mit folgendem Verschlußlaut[1]).

Es trifft sich glücklich, daß gerade bei dem Suffix idg. -tlo- = lat. -c(u)lo- einige Bildungen von āi-Wurzeln vorliegen, die den Sachverhalt für diesen speziellen Fall bestätigen. Zunächst das schon von Lottner herangezogene lit. fem. sėklà 'Same'. Mit Recht erinnert Bugge KZ. 20, 135 daran, daß das Neutrum im Litauischen aufgegeben ist. Es steht also nichts im Wege, für sėklà ein idg. Ntr. *sē-tlo-m vorauszusetzen, wenn auch ein urspr. Fem. nicht gänzlich ausgeschlossen ist. Jedenfalls hält sich das ē der Wurzelsilbe innerhalb der allgemeinen Regel, und würde somit genügen, um die Herleitung von saeculum aus derselben Wurzel auszuschließen. Zum Überflusse liegt von der Wz. pōi- 'trinken' eine urspracliche Ableitung *pṓ-tlo-m (ntr.) 'Trinkbecher' = aind. pā́-tra-m, lat. pō-c(u)lu-m vor[2]). Als

---

[1]) Besonders lehrreich ist für die Behandlung des -āi die sogen. ā-Deklination, die, wie ich im 29. Bd. von BB. nachgewiesen zu haben glaube, als āi-Dekl. anzusehen ist. Ich möchte bei dieser Gelegenheit bemerken, daß Pokorny im Unrechte ist, wenn er KZ. 46 (1914) 288 in jenem Aufsatz einen Versuch sieht, „auf Grund einiger unregelmäßigen Formen, die man nicht erklären kann, und die sich zufällig in mehreren Sprachen finden, ein künstliches Gebäude einer neuen Stammklasse aufzubauen". Meine Aufgabe bestand grade darin, zu zeigen, daß das scheinbar zufällige Zusammentreffen mehrerer Sprachen in gewissen Fällen nicht zufällig ist, und daß die scheinbaren Unregelmäßigkeiten in Einklang mit der alten Regel stehen, die man nur deshalb verkannt hat, weil der von der lateinischen und indischen Grammatik ererbte Name „ā-Deklination" den eigentlichen Charakter dieser Deklination verhüllte. Je älter eine idg. Sprache, um so deutlichere Reste der āi-Formen pflegt sie in der sogen. ā-Dekl. zu wahren. Voran steht auch hier das Altindische, z. B. mit dem Gen.-Abl. auf -āy-ās, dem Dat. auf -āy-ai und dem Voc. auf -ē (= idg. -ai). Pokorny hat sich mit diesen Formen abgemüht, indem er sie als Unregelmäßigkeiten vom Standpunkte der ā-Dekl. zu begreifen sucht. Ich kann nur dringend wünschen, daß man seine Erklärungen mit den meinigen eingehend und möglichst vorurteilsfrei vergleiche. Dabei sei nochmals (vgl. BB. 29, S. 104 Anm.) daran erinnert, daß schon vor vielen Jahren L. Ahrens, KZ. 3 (1854), 83 f., in der Erklärung der ā(i)-Dekl. den richtigen Weg eingeschlagen hatte.

[2]) Über pōculum läßt sich jetzt mit größerer Sicherheit urteilen, als es Osthoff, Forschungen I, 145 f. vermochte. Letzterer neigte dazu, aind. pā́tram aus der Wz. pā- 'behüten' herzuleiten. Inzwischen hat Graßmann, Wtb. z. RV., gezeigt, daß das Wort an 14 von den 19 Stellen, an denen es im RV. vorkommt, die Bedeutung 'Trinkbecher' hat. Daran schließen sich drei Stellen mit der Bedeutung 'hölzernes' oder 'zerbrechliches Gefäß'. Nur zwei Stellen (I, 82,4 u. 104,8) weisen die Bedeutung 'Behälter' bild. 'Mutterleib' auf, die sich zwar aus 'Gefäß' herleiten, aber auch auf die Wz. pā 'behüten, bewahren' beziehen läßt. Man hat also nur die Wahl, pā́tram völlig mit pōculum gleichzusetzen, oder (mit Bugge,

einer der sichersten Belege für die āi-Wurzeln (siehe W. Schulze, KZ. 27, 420f.) darf diese Wurzel besonderes Gewicht beanspruchen. Und hier wird niemand mit der Möglichkeit eines *paeculum rechnen wollen.

Jeder Versuch also, saeculum zu der Wz. se 'säen' zu ziehen, darf als fruchtlos gelten. Mommsen und Corssen waren somit nach der negativen Seite hin völlig im Rechte. Es wird nur darauf ankommen, einen annehmbaren positiven Vorschlag für die etymologische Deutung des Wortes zu machen. Das Rätsel löst sich, wenn wir uns erinnern, daß anl. s im Lat. nicht nur idg. s-, sondern auch die Lautgruppe vertritt, welche im Aind. als kṣ-, im Griech. als κτ- erscheint und auf idg. kš-, zurückgeführt werden darf[1]). Das einzige Beispiel, in welchem dieses kš- für das Lateinische bis jetzt im Anlaut mit ziemlicher Sicherheit nachgewiesen ist, ist das si- in lat. situs, dem sich außer aind. kṣ-i-, gr. ἐυ-κτίμενος, sowie ahd. sidalen 'siedeln', sidilo 'Anbauer', ga-sidili 'Wohnsitz', nhd. Ansiedler, Einsiedler usw. zur Seite stellen (F. Fröhde, BB. 1, 198f.; vgl. Osthoff, Z. Gesch. d. Perf. 612f. u. z. B. BB. 18, 214f.). Wie Osthoff bemerkte, hat die Entstehung des s aus x (= cs-) im Anlaute eine Parallele an sub, super aus *(e)x-upo, *(e)x-uper. Als sicheres Beispiel für inlaut. s aus x gehört auch ursu-s 'Bär' aus *orxo-s = idg. *ṛ̥kšo-s aind. ṛ̥kṣa-s, gr. ἄρκτο-ς, in diesen Zusammenhang.

KZ. 20, 142) anzunehmen, daß in pātram zwei Wörter zusammengeflossen sind, deren eines sich mit lat. pōculum deckt.

[1]) Vgl. meine Bemerkung in BB. 18, 220 und Bartholomae im Grdr. der iran. Philol. I, S. 15. Die heute beliebte Annahme, es liege hier ein idg. þ vor, scheint mir auf keine idg. Sprache recht zu passen. Im Griechischen z. B. würde man statt κτίζω dann *χθίζω erwarten. Dagegen ist Entwicklung der Laute τ und θ aus Palatalen im Griech. leicht verständlich, wenn man erwägt, daß das τ in τίς, τε, τίνω usw. auf č (palatale Tenuis) und das θ in (ἐ)χθές 'gestern', χθιζός 'gestrig' (= sk. hyás, lat. heri aus *hieri) auf j (palatale Spirans) zurückgeht. Im Griech. also ist kši- zunächst zu *kči- geworden und das č dann genau so behandelt wie in τί-ς. Man beachte überhaupt den völligen Parallelismus in der Behandlung (vor allem auch in der Unterdrückung) der Laute š und y in 1) altind. kṣā́-s, hyás, 2) gr. χθών, (ἐ)χθές, 3) lat. homō, heri, 4) germ. guma, gistra-. Der Versuch H. Pedersens (Vgl. Gramm. d. Kelt. Sprachen I, S. 89f.), vom Keltischen aus, und zwar mit der Annahme eines gemeinkeltischen t, d auf diese Verhältnisse Licht zu werfen, ist schwerlich gelungen. Ist es z. B. sicher, daß ir. art 'Bär', ein echt kelt. Wort ist, und nicht ein Lehnwort aus ἄρκτος? Pedersen gibt selber an (S. 21), daß dieses Wort sich auch im Baskischen als hartz und im Aquitanischen als Harsus findet. Diese Wörter gelten ihm als Lehnwörter aus dem Keltischen. Man muß aber doch wohl mit der Möglichkeit rechnen, daß eine dem Iberischen und Keltischen gemeinsame Entlehnung vorliegt, die etwa von der griech. Kolonie Massilia ausgegangen sein könnte. Weiter hier auf diese schwierigen Fragen einzugehen — wobei außer Pedersens Aufstellungen namentlich auch Johanssons Aufsatz „Über die Flexion und Etymologie des sanskr. kṣam", Xenia Lideniana (Stockholm 1912), S. 116—126, zu berücksichtigen wäre — verbietet schon der zur Verfügung stehende Raum.

Mit der richtigen Etymologie von lat. si-tu-s ist, sobald man aus ihr die unabweislichen Folgerungen zieht, auch die von saeculum gegeben. Neben dem Fem. aind. kṣití-s, pl. kṣitáyas = av. šiti-š, pl. šitayō (Bartholomae, Altir. Wtb., Sp. 1709 u. 1968)[1]) liegt das Neutrum aind. kṣétra-m 'Grund und Boden, Wohnsitz, Feld, Land, Gegend' (Geldner, Der Rigveda in Auswahl, I. Glossar, Stuttgart 1907, s. v. kṣétra) = av. šōiθra- 1) (im Gātha-Aw.) 'Landkreis, Gau'; 2) (im j. Aw.) 'Wohnplatz, Heimstätte' (Bartholomae, a. a. O., Sp. 1708). Schon Osthoff, Perf. S. 612, hat die beiden Wörter bei der Besprechung von si-tus herangezogen, aber ohne zu bemerken, daß sie auch im Latein. vorliegen. Wie dem aind. pā́-tra-m lat. pō-culu-m zur Seite steht, so entspricht dem aind. kṣétram lat. saeculum (in älterer Form saeclum). Altindisch, Altiranisch und Lateinisch also weisen auf die Existenz eines idg. Neutrums *kšai-tlo-m oder *kšoi-tlo-m hin, das mit dem Fem. kši-tí-s u. dem Ptz. prt. kši-tó- (lat. si-tu-s) im Ablautverhältnis stand.

Aber wie läßt sich die Bedeutung von saeculum mit der der übrigen Wörter vermitteln? Man hat vor allem zu berücksichtigen, daß die Bedeutung 'wohnen', welche bei der Wz. kṣi- im Altind. u. Altiranischen besonders hervortritt, eine verhältnismäßig junge Bedeutung ist. Die ursprüngliche Bedeutung, die namentlich im Griechischen (κτίζω) und Germanischen (ahd. sidalen, nhd. siedeln) noch deutlich hervortritt, war 'sich ansiedeln, sich niederlassen, bevölkern'. Auch im Indo-Iranischen ist diese Bedeutung noch nicht völlig verwischt. Z. B. bedeutet kṣití-s im RV. nicht nur 'Wohnsitz', sondern auch 'die Stämme der Menschen, Völker, Leute' u. dgl. Es ist namentlich darauf Gewicht zu legen, daß hier ein und dasselbe Wort den Wohnplatz und die auf ihm angesiedelte Bevölkerung bezeichnet. Im Avesta ist der Unterschied zwischen den Gāthās und den jüngeren Texten im Gebrauche des Wortes šōiθrəm bemerkenswert. Die Bedeutung 'Landkreis, Gau' ist etwas altertümlicher als die Bedeutung 'Wohnplatz, Heimstätte'. Als indogerm. Bedeutung des Wortes *kšoi-tlo-m darf (1) 'Ansiedlung, dauernde Niederlassung, Kolonie' angesehen werden; zugleich aber (2) 'die angesiedelte Bevölkerung, die Gesamtheit der Ansiedler'. Im Lateinischen ist die letztere (konkrete) Bedeutung bevorzugt und eigenartig in der Richtung 'ein Geschlecht (oder: eine Generation) dauernd zusammenwohnender und ihrer Natur nach gleich-

[1]) Sp. 1709 ist „ai. kṣitay-" zu verbessern in „ai. kṣitáy-".

artiger Wesen' weiter entwickelt. Man erkennt in dieser Definition, denke ich, einerseits den Zusammenhang mit dem ursprünglichen Begriffe 'angesiedelte Bevölkerung', andrerseits den Keim der vor unsren Augen sich vollziehenden Entwicklung zu 'die Lebensdauer einer Generation, ein langer Zeitraum, ein volles Jahrhundert'. Ausdrücklich sei hervorgehoben, daß der bekannte, offenbar altertümliche Sprachgebrauch des Lucrez (saecla leonum, saecla ferarum u. dgl.), den man oft zu gunsten der Wz. se geltend gemacht hat, mindestens ebenso gut zu der hier vorgeschlagenen Etymologie paßt.

Was hier über saeculum gesagt ist, gilt im wesentlichen auch für sein keltisches Gegenstück: urkelt. *saitlo- 'Menschenalter, Lebensdauer' = cymr. hoedl 'Leben', mbret. hoazl, neubret. hoal 'Alter' (Stokes, Urkelt. Sprachsch. 294; Pedersen, Vgl. Gr. S. 56 u. 135). In der Umgestaltung der ursprünglichen Bedeutung zeigt sich ein so enger Zusammenhang, daß man die Anfänge dieser eigenartigen Entwickelung der italo-keltischen Epoche zuschreiben möchte.

Glockeninschriften.

Von Richard Dethlefsen.

Die eingehende Durchsicht der Glocken des Landes für Heereszwecke, welche die beiden letzten Kriegsjahre brachte, und bei der Herr Geheimrat Bezzenberger als Sachverständiger mit beteiligt war, hat die bis dahin kaum beachtete, für die Geschichte der engeren Heimat garnicht unwichtige Nachrichtenquelle, die in den Glockeninschriften liegt, zum ersten Male in aller Vollständigkeit zugänglich gemacht. Ist die Gestalt und der Schmuck der Glocken, der Wandel ihrer künstlerischen wie handwerklichen Behandlung im Laufe der Jahrhunderte für den Kundigen schon beachtenswert, so sind es ihre Inschriften erst recht. Sie bilden einen so reichen und vielseitig wertvollen Urkundenbestand, wie man sich dessen außerhalb der allernächstbeteiligten Kreise ganz gewiß nicht versehen hatte. Und wenn der in diesen Inschriften behandelte Stoff auch ein eng umschriebener ist und sich auf Angaben über den Gießer, den Stifter oder Patron, die Gemeinde und ihre Vertretung, und einen frommen Spruch oder Vers zu beschränken pflegt, so umschließt doch selbst dieser enge Rahmen eine Fülle des Beachtenswerten.

Schon die Ortsangaben enthalten Wichtiges, zumal die aus älterer Zeit. Sie bestätigen den Namen, geben alte Formen von ihm, oder halten gar als einzige erhaltene Urkunde noch Namen fest, die heute längst verklungen und vergessen sind. Die älteste, einen Ortsnamen tragende ostpreußische Glocke hängt in Grünhagen, Kreis Pr. Holland, stammt aus dem Jahre 1506 und nennt den Ort in einer alten Form des noch heute bestehenden Namens „grvn han". Die nächste Angabe findet sich 1547 in Schnellenwalde, Kreis Mohrungen: „in Schnellenwald wohlbekannt". Auch die Hauptstadt desselben Kreises kommt in verschiedenen abweichenden Schreibarten vor. So stiftet 1565 „Achatius Burggraf, Herr von Dhonn auff Moronk" eine Glocke nach Deutschendorf; noch 1753 wird die Stadt auf einer Glocke in Mohrungen selbst „Morung" genannt. Sehr merkwürdig ist eine von 1638 stammende, sehr lange Stifterinschrift auf einer Glocke in Haffstrom, Kreis Königsberg dadurch, daß in ihr der Ort wiederholt noch mit seinem uralten, im 14. Jahrhundert vorkommenden Namen „Haberstro" angeführt wird. Ganz aus derselben Zeit, von 1636 stammt eine Glockeninschrift in Enzuhnen, Kreis Stallupönen, welche den Kirchort „Groß Rudoppen" benennt. Hier handelt es sich geradezu um die noch nachweisbare Wanderung eines Ortsnamens. Der Ort ist 1609

gegründet und nach der vorbeifließenden Rudoppe neu benannt worden. Gegenüber, auf dem anderen Ufer des Flusses, lag das Bauerndorf Enzuhnen. Das Kirchdorf hat dann die Bevölkerung an- und von dem Bauerndorfe fortgezogen, und zuletzt ist mit der Bevölkerung auch der Ortsname über den Fluß gewandert. Heute heißt daß Kirchdorf Enzuhnen, und nur auf einer der Glocken in seinem Turm ist der alte Name uns erhalten geblieben.

Alte Namensformen und abweichende Schreibweisen haben sich recht lange erhalten. So wird 1687 in Goldap die Festung „Mymel" genannt, 1701 wird das Gotteshaus in Kleschowen, Kreis Darkehmen, als „die Kleschoffsche Kirche" bezeichnet, 1726 wird in Szabienen, Kreis Darkehmen, der Ort „Klein Benonnen" erwähnt, das heutige Klein Beynuhnen, ja noch 1722 kommt für Bevern im Kreis Heilsberg die ältere Form „Beveren" vor. In Schönwalde, Kreis Königsberg, ist der Ortsname 1708 in einen hübschen und echten Glockenreim einbezogen:

„Ecce Dei tuba sum, Schönwalde convoco coetum
Promoveo cultum, funera quaeque fleo."

und ebenso in Heiligelinde, Kreis Rastenburg, wo es 1740 heißt:

„Tristanti virgo Tiliae nova tempora signat."

Sehr häufig sind die Ortsnamen mit denen von Stiftern oder Kirchenpatronen zusammen aufgeführt und, weitschweifig, wie diese Angaben insbesondere im 18. Jahrhundert sind, enthalten gerade sie eine Fülle von zum Teil wichtigsten Mitteilungen über die alten Geschlechter des Landes, über Besitz und Zuständigkeit, Rangverhältnisse, Amtsbezeichnungen und Ämter.

So finden sich als besonders beachtenswerte alte Ämter vertreten 1736 in Schaaken und 1737 in Eaymen ein Bredow als „Landrat und Landvogt zu Schaaken", 1733 in Cumehnen ein Buddenbrock als „Kapitän und Verweser des Hauptamtes Fischhausen". Ein „Kgl. Amtmann Samuel Jaetzel zu Schaaken" findet sich 1737 in Eaymen; ein Schlieben als „Amtshauptmann auf Rastenburg" wird 1732 in Schippenbeil, ein Buddenbrock als solcher von Balga 1751 in Waltersdorf, Kreis Heiligenbeil, genannt. 1694 tritt in Liebemühl ein Sigismund Albrecht von Foller „S. C. F. D. Z. B. hochbestallter Hauptmann zu Preusch Mark und Liebemühl", Erbe zu Meschen, 1708 in Schönwalde, Kreis Königsberg, ein von Osten als „Kammerherr und Haubtmann zu Neuhausen und Labiau" auf. In Kruglanken nennt sich

1713 als „Haubtmann auf Angerburg" gar der „Erlauchte und Hochwohlgebohrene Herr Johann Heinrich Truchseß und Graf zu Waldburg, Seiner Königlichen Majestät in Preußen Hochverordneter Wirklicher General-Lieutnant". Heimatkundlich beachtenswert sind Amtsbezeichnungen wie die in Uderwangen 1672 vorkommende des Johann Hilb als „Oberster und Gouverneur der Festung Friedrichsburg", oder die in Kaukehmen 1905 bei einem Umguß von der alten Glocke von 1660 wirklich rühmenswerter Weise wieder übernommene des Herrn Heinrich Ehrenreich von Hallen, „Oberst Jägermeisters des Herzogtums Preußen, Gouverneurs der Schanze Luise auf Kukerneese und Erbherrn auf Podavern."

Die noch heute im Lande bemerkbare Vorliebe für militärische Bezeichnungen war schon vor zwei Jahrhunderten allgemein verbreitet, und man findet sie überall. Beachtenswert für uns sind aber nur Besonderheiten der Form. So, wenn 1729 in Klein-Szabienen ein Dönhoff auftritt als „Wohlbestallter General Major und Obrist über Ein Regiment zu Fuß", und gar Herr Friedrich Gottfried v. d. Groeben, „Wirklicher Geheimer Etats- und Kriegsminister, Obermarschall und Praesident des Consistorii, Erbherr zu Weslienen, Exellenz", der 1771 so in Königsberg-Sackheim, 1794 in Heiligenbeil außerdem als „auch Landhof Meister des Königs von Preußen" auftritt, scheint uns Heutigen nicht nur durch die Form seiner Titel beachtenswert, sondern vor allem dadurch, daß er so merkwürdig verschiedenartige, ja gegensätzliche Ämter in seiner Person vereinigt hat.

Daß sich die Erb-, Lehns- und Gerichtsherren als solche auch auf den Glocken ihrer Kirchen bezeichnen, ist selbstverständlich. Auffallender ist es schon, wenn sich eine Gräfin Eulenburg 1789 in Dombrowken als „Erbherrin und Gerichtsfrau der Beynuhnischen und Dombrowkischen Güter" aufführen läßt. Überall standen die Rechtskundigen in hohem Ansehen. Daß der „Ober Land Schop und Adeliche Gericht Schreiber", der 1733 in Bialla auftritt, dem Pfarrer und den Kirchenvorstehern vorging, war deshalb selbstverständlich, auch daß der einfachere „Amtsadelige Gerichtsschreiber" 1709 in Löwenstein dasselbe tat, war vielleicht begreiflich. Daß aber 1721 in Benkheim selbst der einfache Amtsschreiber vor dem Pfarrer, 1674 in Fischhausen gar vor dem Bürgermeister aufgeführt wird, ist auffälliger, recht auffällig auch die Reihenfolge Ratsverwandte, Pfarrer Senior, Pfarradiunkt, Bürgermeister, Oberkirchenvorsteher, die 1792 in Wilhelmsberg auftritt.

Der Patron, Lehnspatron, Lehnsverweser einer Kirche wird sehr häufig genannt. Geradezu auffällig ist es demgegenüber, wie verhältnismäßig selten bei dem in Ostpreußen soweit ausgedehnten Königlichen Patronat der König in dieser Eigenschaft genannt oder überhaupt des Herrscherhauses gedacht wird. Auf den Glocken der von Friedrich Wilhelm III. im Ermlande gegründeten evangelischen Kirchen ist es durchweg der Fall, und ebenso gemäß besonderer Anordnung auf denen der aus Anlaß der zweihundertjährigen Jubelfeier des preußischen Königstums 1901 gegründeten sogenannten Jubiläumskirchen. Sonst aber begegnet man dem Hohenzollernhause auf unseren Glocken merkwürdig selten. Und noch seltener in einem Zusammenhange von besonderem Belang. So sind diese wenigen Fälle doppelt bemerkenswert. Daß noch 1787 in Löwenstein Friedrich Wilhelm II. als König in Preußen aufgeführt wird, mag nur nebenher erwähnt sein. Von der Anhänglichkeit seines Volkes zeugt die Inschrift von 1832 in Hermsdorf: „Zur Zeit des allgemein verehrten Vaters des Vaterlandes Friedrich Wilhelm III von Preußen." Traurig, sehr traurig berührt heute die stolze Angabe von 1872 in Momehnen: „Geschenkt von Wilhelm, Deutschlands erstem Kaiser." In Widminnen erinnert eine 1879 gegossene Glocke an die goldene Hochzeit Wilhelms des Ehrwürdigen, in Warpuhnen eine 1881 gegossene an die silberne seines Enkels. Die schönste einschlägige Inschrift trägt aber wohl eine Glocke von 1878 in Lötzen, auf der es heißt: „Im Jahre der gnädigen Errettung unseres Kaisers Wilhelm I. am 11. Mai und 2. Juni 1878. Ehre sei Gott in der Höhe." Recht bemerkenswert ist auch eine als Gnadengeschenk Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelms I. bezeichnete Glocke von 1873 in der katholischen Kirche in Passenheim, zeigt sie doch, daß der König auch in der Zeit des vielberufenen Kulturkampfes die Fürsorge selbst für seine in der evangelischen Diaspora lebenden katholischen Unterthanen keineswegs aus dem Auge gelassen hat.

Das große Weltgeschehen spiegelt sich in den Glockeninschriften nur sehr wenig wieder. Es wird eigentlich — und wohl auch naturgemäß — nur dann erwähnt, wenn es zu einer Zerstörung oder Fortnahme von Glocken geführt hatte. So meldet 1726 in Braunsberg eine Glocke:

„In bello teutoni a Polonis perforata hanc forrmam de novo sumpsi."

1770 heißts in Ragnit:

„Was Rußlands Heer im Zorn verletzt,
Das hat uns Friedrichs Huld ersetzt".

Die 1763 neu gegossene Glocke der Steindammer Kirche in Königsberg vermeldet ebenfalls, daß sie 1760 von den Russen zerschlagen sei.

Beachtenswert als Zeugnis für den Wandel der Zeiten sind auch ein paar Kleinigkeiten, so eine „von Wohltätern in Belgien" gestiftete Glocke von 1891 in der katholischen Kirche in Heiligenbeil, und eine Glocke von 1914 in Lyck, die später als Ersatz für eine von den Schweden einst weggeführte vom Gustav-Adolf-Verein geschenkt ist und nun das Bild dieses Schwedenkönigs trägt.

Von anderen geschichtlich wertvollen Nachrichten sind endlich noch zu erwähnen, daß sich in Memel 1621 ein Bischof von Litauen findet: Jochems Nermus magistrasto czesu, Hopfnerus Lietuwos klebonas bey biskupos Mottheus Korbenus kaplanas" und in Schönwalde 1704 ein „Schatzmeister des Großherzogtums Litthauen". Auffallend ist, daß von den zur Zeit des großen Sterbens im Anfang des 18. Jahrhunderts hergestellten Pestglocken so wenige als solche erkennbar oder bekannt oder gar mit bezüglichen Inschriften versehen sind. In Nikolaiken wird eine Glocke von 1701 als Pestglocke bezeichnet. Der frühen Zeitstellung nach anscheinend zu Unrecht. Eine betreffende Inschrift trägt sie nicht. In Seeburg finden sich die bekannten leoninischen Hexameter in einer Abänderung, welche in der Trägerin wohl mit größerem Recht eine echte Pestglocke erkennen läßt:

„Campana Seeburgi fuso
Anno 1712 mense Augusto.
Laudo Deum verum, plebem voco,
Convoco Clerum, defunctos ploro,
Pestem fugo, Festa decoro".

Endlich mag man, wenn man ganz weitherzig sein will, auch den die ganze Spruchinschrift bildenden Stoßseufzer auf einer Nordenburger Glocke von 1719: „Gott helf uns alle," als auf die eben überstandene schwere Zeit des großen Sterbens sich beziehend ansprechen. Das ist aber auch alles.

Namhafte, hervorragende Männer finden sich häufig auf den Glocken genannt. Auf Hippel, Borowski und Lilienthal, die auf den Neuroßgärter Glocken in Königsberg angeführt sind, mag nur als auf ein Beispiel hingewiesen werden, bei dem es sich gleich um eine

Mehrzahl handelt. Die Kirchenältesten und Kirchenbeamten werden in der Regel sorgfältig und vollständig aufgeführt; im Dom zu Königsberg tritt 1680 sogar der Glöckner Christoff Holstein mit in die Reihe. Daß der Glockengießer sich nannte, ist stehend und berechtigt. Daß aber auch der Baumeister genannt wurde, der das Gotteshaus geschaffen, in dem die Glocken hängen, daran hat man kaum jemals gedacht. Dies Unerhörte kommt denn auch nur zweimal im ganzen Lande vor, einmal 1821 in Liebstadt und einmal 1909 in Pillkallen.

Das Benennen der Glocken ist im Mittelalter ein verbreiteter Brauch. So liest man auf einer Glocke der Altstadt Königsberg von 1469 „Maria von uns genant", etwas später in Fleming „O sanna heis ich", 1492 im Dom zu Königsberg „Maria est nomen eius", 1515 in Böttchersdorf „santa barbar heis ich", 1507 in Altchristburg „maria heis ich", 1518 in Mareiental „sancta maria heis ich", 1521 in Medenau „Katarina vocor", 1547 in Schnellenwalde „Osanna bin ich genant", 1522 in Thierenberg „Margarate nete ick", 1548 endlich in Schellen auf der jüngsten noch gotischen Glocke des Landes „maria hes ich". Später verliert sich die schöne Sitte fast ganz. 1701 tritt erst wieder eine benannte Glocke in Hirschfeld auf; offensichtlich durch den Umguß einer benannten Glocke veranlaßt: „Facta campana nomine Susanna, facta est nova Sibella." Und dann kommt wieder ein großer Sprung bis in die jüngere und jüngste Vergangenheit, in der wieder vereinzelte, aber aus ganz anderen, viel weniger unmittelbaren Beweggründen vorgenommene Namengebungen aufzutreten beginnen. Man spricht nun von einer Kaiserglocke, einer Lutherglocke, der man die auf Luther so trefflich passende Inschrift mitgibt: „Dem Heiland zur Ehr, dem Teufel zur Abwehr, der Gemeinde zur Aufkehr", 1886 Kalleningken, oder man verteilt auf die Gocken einfach die Vornamen der Herrscherfamilie.

Ein geradezu rührendes Einzelvorkommnis ist es, wenn ein Stifterpaar Praezmann in Szczuplienen 1904, sicher um den Namen eines ihnen lieben Menschen für lange Dauer zu erhalten, auf die Glocke setzen läßt: „Anna Novakowski ist mein Name." Noch viel rührender, wenn 1813 in Willenberg die verwitwete „adelige Einsassin aus Sendrowen" Elise Zgaga das traurige Geschick und den frühen Heimgang ihres einzigen Sohnes eingehend vermeldet.

Auch über das Können und die Eigenschaften der Menschen, die sie schrieben, erzählen diese Glockeninschriften so viel. Viel mehr, als dessen sich die Verfasser wohl jemals versahen. Es ist schade,

daß der Raum auch für die sehr dankbare Untersuchung der Gesinnungen und Veranlagungen nicht ausreicht, aus denen die verschiedenen geflossen sind, eine Untersuchung, für welche die Inschriften so reichlichen Stoff bieten. Aber wenigstens ein paar Proben auch hiervon mögen doch Platz finden. Alle Stimmungen und Sinneslagen sind vertreten. So der Eiferer, wenn er in Deutschendorf auf seine Glocke schreibt:

„Gott strafe uns in Gnaden"

oder, was wiederholt vorkommt:

„So oft du hörst der Glocken Klang
Denk an des Lebens Untergang."

Der Vertreter des Evangeliums von der Liebe schreibt dagegen:

„Sobald mein heller Ton dein Ohr und Hertze rühret
Sobald erweg o Mensch mit Ehrfurcht Gottes Wort,
Das wenn dich dermaleinst mein Schall zu Grabe führet
Dein Todt die Öffnung sey der lieben Himmelspfort."

1735 Lindenau

oder:

„Ich sing dem Dreieinigen in hohem Liede
Und ruf: Mit Dir, o Gemeinde sei Friede
Dort oben Dein Teil, unsterbliches Heil,
Das einst Dir Dein Jesus wird geben
Nach diesem vergänglichen Leben."

1884 Schwentainen

oder, wenn es auch nur ein allbekanntes entlehntes Schillerwort ist:

„Freude dieser Welt bedeute, Friede sei mein erst Geläute!"

1890 Bialla.

Der Sanftmütige schreibt:

„Mein Ertz schickt diesen Ton
Mit sanftem Murmeln fort . . . . . ."

1748 Haberberg

und der Gleichgültige läßt sich sogar geruhig Plattheiten auf seine Glocke setzen, wie diese:

„Mensch, wenn Du höreſt mein Getön,
So sollst Du nach der Kirche gehn."

1855 Friedenberg

und ganz ähnliche 1704 in Schönwalde.

Geschickte und selbständig gefaßte Nachrichten über Glockenschicksale finden sich immerhin in erfreulicher Anzahl. Auch von ihnen müssen ein paar Proben genügen.

„Igne deformata anno 1660,
Igne reformata anno 1681."

1681 Rosengart.

„Ich war durch Gottes Zorn
Verweist durch Feur und Brand,
den 6. Okt. anno 1761
Jetzt hat mich seine Güt
Gesetzt in diesen Stand
den 9. Julius anno 1767."

1767 Pillau II.

Larga patronae dos honoratiorumque Copinum
Formam hac arte sua me renovare fecit."

1797 Tharau.

„Durch Albertinens milde Geschenke
Gab mir Topinus harmonischen Klang.
So oft ich, o Geberin, töne, so denke,
Stets Dein Die Gemeinde mit innigem Dank."

1797 Tharau.

„Bis nominor Concordia
Bis facta et cantu reddita 1739, 1817
Phoenicis sorte in nido concrematam 1831
Pagorum donis vides integratam 1832
Notandum: sponte; praeclara fonte!"

1832 Hermsdorf.

Auch von guten Glockensprüchen mögen endlich wenigstens ein paar Platz finden:

„Postremis vitae Josephus praesidet horis
Ut sint propitiae Xavier hoc faciet,
Josephus longus quadrantes pacat agonis
Xaverius vitae tempora laeta regit."

1740 Heilige Linde, Viertelstundenglocke.

„Ihr Dörffer, denen ich zu Freud und Leid ertöne,
Auch eure Gab half mir zu meinem Guß und Klang.
Euch lohne Gott dafür! Und Enkeln eurer Söhne
Sey spät so wie jetzt auch mein Ton ein steter Dank."

1797 Tharau.

„Ich künde froh den Gang zum Leben,
Ich klage tief zum Grabgesang,
Ich lobe hoch des Höchsten Ehren,
Ich fordre auf zum heilgen Gang,
Und in der Freud, die dir gegeben
An jedem Tag, zu jeder Nacht,
Um hier zu sein zum ewgen Leben,
Das sag ich dir mit lauter Macht:
Wird dir das Erz zum Herzen dringen
Und dir den Sinn des Tones bringen,
Dann wirst du hier zu dieser Zeit
Dich wenden zu der Ewigkeit."

1850 Pr. Eylau.

„Ich ertön zu Gottes Ehre
Daß sein Reich sich bau und mehre."

1851 Ludwigswalde.

„Sanctitatum consuadebo
Pro afflictis me praebebo
Concordabo quae sunt fissa
Ut peccata sint remissa
Gratulabor semper Deo:
Sit benignus omni reo."

1891 Heiligenbeil.

Geradezu eine große Seltenheit ist die inschriftlich einheitliche und zusammenhängende Behandlung aller zu einem Geläute gehörigen Glocken, wie sie sich in der reformierten Kirche zu Pillau findet, auf drei Glocken aus dem Jahre 1890 verteilt ist, und aus je einem Leitspruch und zwei Verszeilen besteht:

I

„Gott zur Ehre
Dem Christ ins Herz ich klinge
Dem Herrn ein Lied ich singe.

II

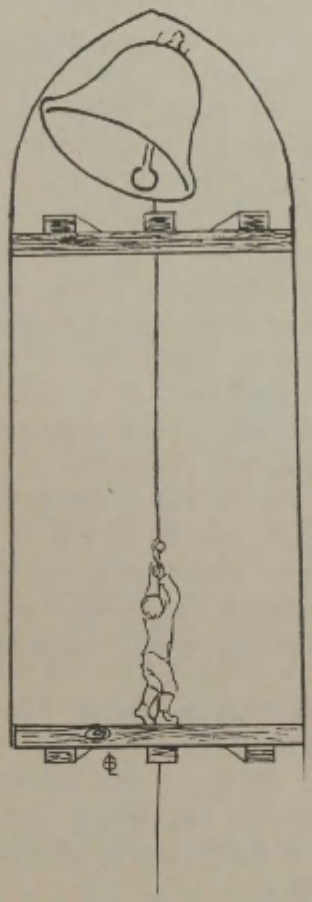
Der Kirche zum Schmuck
Zur Kirche ruf ich Herzen
Zu lindern hier die Schmerzen.

III

Der Gemeinde zum Segen
Die Toten ich geleite
Zur ewigen Himmelsfreude."

Die Meister, deren allein 144 in der Provinz festgestellt sind, die Gießereien und Gießorte, die Fülle bekannter und bedeutender Ge-

schlechter und Namen der Glockeninschriften in ihren geschichtlichen und andren Beziehungen auszuwerten, das ist eine Aufgabe für sich, die leider viel zu weit über den diesen Zeilen gesteckten Rahmen hinaus geht, als daß sie sich auch nur andeutungsweise angreifen ließe. Es muß auch hier wieder sein Bewenden haben bei dem Hinweise auf den Reichtum, den es noch zu heben gibt, und mit dem Gieseschen Wort: Unvollendet Material zum Weiterarbeiten. Der Aussonderungsarbeit von 1918 dürfen wir aber, so tief betrübend ihr Anlaß und Zweck auch waren, doch dafür dankbar sein, daß sie uns eine so starke Quelle bisher verzettelter und vergrabener Nachrichten zum ersten Male in aller Vollständigkeit erschlossen hat.



Ein Spät-La Tène-Depot-Fund von Sprindt.

Von Max Ebert.

Etwa 2 Kilometer nordöstlich von Insterburg liegt das Gut Sprindt. Es gehört jetzt der Stadt, und das Herrenhaus und der umliegende alte Park sind ein Erholungsort der Insterburger geworden, die an schönen Sommerabenden und Sonntags sich hier vergnügen.

Dort also, 80 Doppelschritt vom Hause nördlich auf dem Abhang, der sich zu der von der Inster durchflossenen Niederung senkt, stießen im Frühjahr 1919 die Söhne des Pächters Rudat, Hans und Paul, beim Anlegen von Pfostenlöchern für einen Zaun in zirka 1 m Tiefe auf eine graue Masse, die ihnen in dem lehmigen aber sehr tief mit schwarzer Erde durchsetzten Boden auffiel. Dazwischen und darunter fanden sie, nahebeieinanderliegend, eine größere Anzahl von Bronzen. Von diesen erwarb die Prussia im Oktober 1919 die Fibel Abb. 1, alle übrigen Stücke kamen in die kleine Sammlung der Altertumsgesellschaft zu Insterburg, die sie mir für die Veröffentlichung zur Verfügung stellte. Dafür sei auch an dieser Stelle geziemend gedankt.

Das hochverehrte Geburtskagskind wird, glaube ich, diesen Fund, den ihm zwei ostpreußische Museen auf den Gabentisch legen, mit besonderem Interesse betrachten, denn er beweist von neuem und mit schlagender Eindringlichkeit den von ihm bereits vor mehr als 25 Jahren erkannten „Zusammenhang der Kulturperiode der ostpreußischen Gräberfelder mit der jüngsten Bronzezeit unserer Provinz", aus dem er auch damals schon den Schluß zog auf „eine ununterbrochene geschichtliche Entwicklung und damit zugleich eine stabile, geistig und also wohl auch politisch unabhängige Bevölkerung Ostpreußens während des Jahrtausends von 500 v. Chr. bis 500 n. Chr." [1]). Spätere Grabungen Bezzenbergers und anderer haben dann weiteres Material, das die Richtigkeit dieser Ansicht bestätigte, ans Licht gezogen, doch hat es wohl noch niemals so, gewissermaßen auf einer Hand ausgebreitet, zusammengelegen.

Der Fund ist zweifellos ein Depot, das (vielleicht in ein Tuch eingehüllt) etwa in der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. Geb. in der Erde geborgen wurde. Es scheint, daß kein ihm zugehöriger Gegenstand verloren gegangen ist. Er bestand aus 2 Nadeln, 2 Platten, 4 Armringen und einer Fibel, sämlich aus Bronze. Betrachten wir die einzelnen Stücke näher.

---

[1]) A. Bezzenberger, Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia 20 (1896) S. 56.

1. Kleinere Nadel mit Spiralkopf (Taf. III_2). Lge.: 20,5 cm; Breite der Spiralscheibe: 6,3 cm. Aus einem runden Draht, der sich nach den Enden zu verjüngt. In der Mitte der Spiralscheibe ist der Draht tutulusartig aufgewickelt. (Höhe der Spiralkopfmitte: 1,5 cm). Guterhalten, an der Außenseite der Spirale recente Verletzung.

2. Größere Nadel derselben Art. Länge: 25,4 cm; Breite der Spiralscheibe 8,7 cm. Höhe der Spiralkopfmitte: 2,4 cm. Ebenfalls gut erhalten. Die Patina bei beiden Nadeln dunkelgrün.

3. Viereckige Platte, durchbrochen gearbeitet (Taf. III_2). Länge: 12 cm; gr. Breite: 10,9 cm. Die Platte besteht aus 9 von imitierten Perlbändern eingefaßten, zu einem viereckigen Felde aneinandergereihten, spitzrunden Buckeln. Die Zwickel zwischen den Buckeln sind mit einem durchbrochenen Kreuzmuster gefüllt. An der einen Schmalseite ein imitiertes vierfaches Perlenband als Randeinfassung. Auf der andern Schmalseite ein recenter Bruch. Sicher war hier eine vierte Reihe von 3 untereinandergestellten Buckeln mit dem nämlichen Randabschluß. Auf den Langseiten in den Zwickeln Ösen, z. T. beschädigt. Auf der Rückseite dicht neben der Randeinfassung eine Bandöse von 1,6 cm Länge, das längsgerippte Band 0,5 cm breit. Die Patina bei dieser wie der andern Platte auf der Oberseite von einem lebhaften helleren, unten von einem schmutzigweißlichen Grün.

4. Viereckige Platte derselben Art (Taf. III_2). Länge: 11,3 cm; Breite 8,6 cm. Vollständiger als die andere, die erhaltenen Teile sind aber stärker beschädigt. Von den 12 halbkugligen Buckeln zeigen 6 Verletzungen und die eine Randseite ist stark mitgenommen. Ebenso sind alle Randösen bis auf eine beschädigt. Unten im mittleren Buckel der besser erhaltenen Schmalseite eine gerippte Bandöse von 1,1 cm Länge und 0,6 cm Breite.

5.—8. 4 große gleichartige Spiralarmringe, von denen der eine auf Taf. III_1 wiedergegeben ist. Höhe: zirka 20 cm. In etwas mehr als 11 Windungen schlingt sich ein dünnes nach außen leicht gebogenes, zirka 1,5 cm breites Band empor. In der letzten Windung oben und unten ist es breiter gehämmert, auf einer Seite umgefalzt und in der Mitte eingekehlt. An den beiden Enden läuft es spitz zu und ist zuletzt eingerollt. Eingeschlagene grätenartige Linienornamente. Die Patina ungleich, vielfach abgescheuert, z. T. erst nach der Auffindung.

Das abgebildete Stück hat nur einen (neuen) Bruch. Das abgebrochene Endstück mit Einrollung (unten) ist auf der Photographie

nicht angesetzt. Die 3 anderen Stücke sind stärker beschädigt, z. T. schon im Altertum und vielfach repariert durch Vernietung mit Bronze- und Eisenstiften. Die Brüche neueren Datums sind meist an den Enden.

9. Sehr große Fibel vom sog. Mittel-La Tène-Schema (Abb. 1). Länge: 15,9 cm. Bis auf die verlorene eiserne Nadel wohl erhalten. Der fast halbkreisförmige Bügel trägt vier von imitierten Perlbändern eingefaßte, durch tiefe Hohlkehlen getrennte Wülste, die hohl gegossen, auf der Unterseite grubenförmige Eintiefungen zeigen. Da, wo der zurückgebogene Fuß auf untersten Hohlwulst aufsetzt und auf dem Fußende selbst je 3 ins Halbkreuz gestellte Kügelchen.

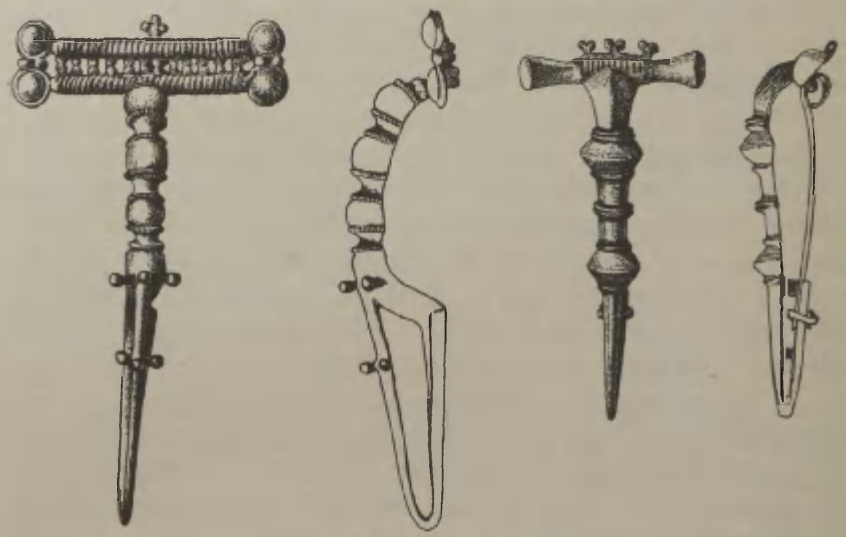


Abb. 1 und 2.

Der Kopf besteht aus zwei imitierten Spiralen, die durch eine Reihe von Doppelkügelchen verbunden sind und auf jeder Seite in ein nach unten offenes Schälchen enden. Zwischen den Schälchen als Verbindungsglieder je 2 nebeneinandergestellte Kügelchen. Auf die Mitte der oberen Spirale sind in die Verlängerung der Längsachse drei ins Kreuz gestellte Kügelchen aufgesetzt. Zwei auf der Rückseite jedes Spiralstabes in der Mitte angebrachte Bandösen dienten zur Befestigung der (verlorenen) eisernen Nadel. In ihnen sind noch Eisenreste vorhanden. Breite des Kopfteiles 8,3 cm. Dunkelgrüne Patina mit helleren Flecken.

Ich möchte noch bemerken, daß sich im Innern der nach unten offenen Hohlwülste Spuren von einer weißen, harten Substanz fanden.

Da Email an Schmuckstücken dieser Stufe nicht ungewöhnlich ist, bat ich Herrn Prof. F. Eisenlohr um eine Untersuchung. Er schreibt mir freundlichst, daß er „keine Spur von Blei, Zinn oder andern Schwermetallen habe nachweisen können. Um eine Emaille kann es sich also nicht handeln."

— — — — — — — — — — — — — — —

Nur einige andeutende Worte zur Beurteilung des Fundes. Die großen Spiralkopfnadeln (Taf. III 2) sind häufige Erscheinungen der jüngsten ostpreußischen Bronzezeit [1]). Auf der Grebietenschen Palwe (Kr. Fischhausen), bei Stannaitschen (Kr. Gumbinnen), und Soweiden (Kr. Rössel) [2]) sind sie als Einzelstücke hervorgekommen. In einer bei Arys (Kr. Johannisburg) gefundenen Armspirale, die den unsrigen nahe steht, steckte sie in den ösenartig zurückgebogenen Enden (Abb. 3). In dem Moorfund von Tharlottenburg (Kr. Insterburg) erscheint sie [3]) mit zwei Armspiralen (Abb. 4). Fünf große schön patinierte Nadeln lagen in dem Moorfund von Markheim (Kr. Heilsberg), eine (verlorene) Nadel in dem Depot von Dittersdorf (Kr. Mohrungen), das durch die großen Ringshalskragen der ostdeutschen Gesichtsurnenkultur und eine kleine eiserne Tüllenaxt charakterisiert wird. Eine Nadel und 2 Fragmente kommen in dem „Massenfund von Tilsit" vor. Eine große Spiralkopfnadel barg auch der Moorfund [5]) von Saffronken (Kr. Neidenburg), der außerdem 2 massive geschlossene „Zinnen-Armringe" [6]) und 2 große massive

Abb. 3.

[1]) A. Bezzenberger, Analysen vorgeschichtlicher Bronzen Ostpreußens 1904, S. 54.
[2]) Prussia Inventar Nr. 8353a.
[3]) Abg. bei Bezzenberger, Analysen, S. 50 Fig. 49.
[4]) ibid. S. 61/2 u. Fig. 68. [5]) Prussia Inventar Nr.. 8382 b.
[6]) Zur Form vgl. Bezzenberger, Analysen S. 68, Fig. 79 und den Depot-

und geschlossene Halsringe mit außen am Umlauf angebrachten Ösen enthielt. Endlich gehört zu dieser Reihe ostpreußischer Depots mit Spiralkopfnadeln der Torffund von Kerwienen (Kr. Heilsberg), der eine ornamentierte Armspirale und 2 Halsringe enthielt und durch kobaltblaue, weiß eingelegte Glasperlen frühstens in das 3.–2. Jahrhundert v. Chr. datiert wird.

In Westpreußen tritt die große Spiralkopfnadel in mehreren Funden der VI. Periode auf, so in den Depots von Lindenau (Kr. Marienburg)[1]), Gulbim (Kr. Rosenberg) und in dem Grabe von Willenberg (Kr. Stuhm). – Einige Exemplare der gleichen Zeitstufe aus Schweden führt Montelius in seinem zuletzt erschienenen Tafelwerk an[3]).

Abb. 4.

Neben den großen Nadeln, Hals- und Armringen gehören die vielgewundenen bandförmigen Armspiralen (Taf. III$_1$) zu den typischen Stücken der ausklingenden Bronzezeit Ostpreußens. Ich brauche nur auf die schon genannten Depots von Charlottenburg und Markheim und den Depotfund von Kl. Söllen (Kr. Friedland)[4]) hinzuweisen. In Westpreußen zählen sie zum Inventar der frühsten Eisenzeitstufe (VI. Periode). Ein Beispiel von Ezersk, Kr. Konitz hat, W. La Baume in seiner trefflichen Übersicht über die westpreußische Vorgeschichte abgebildet[5]). Am nächsten stehen den Sprindter Stücken wohl die Armspiralen von Arys.

---

fund von Borchertsdorf (Kr. Neidenburg); bei Lissauer, Altertümer d. Bronzezeit 1891, Tafel X 1–6; dazu vgl. den offenen Ring derselben Art von Gr. Tauersee Prussia Inventar Nr. 8523.

[1]) Dorr, Mitteilungen des Copernicus-Vereins 21 (1913) I, S. 7.

[2]) Lissauer, Altertümer der Bronzezeit Taf. IX 6, X 9; W. La Baume, Vorgeschichte von Westpreußen 1920, S. 48 und Abb. 56.

[3]) O. Montelius, Minnen från vår forntid I (1917) No. 1469–1472. Aus der V. Periode ebenda 1311/2.

[4]) Bezzenberger, Analysen S. 50; Tischler, Sitzungsberichte der Physik.-Ökonom. Gesellschaft XXIX S. 10.

[5]) W. La Baume, Vorgeschichte von Westpreußen 1920 S. 35.

Völlige Nova sind dagegen, soweit ich sehe, die aus 12 mit Ösen versehenen Buckelchen zusammengesetzten Platten, die anscheinend auf das Gewand oder den Gürtel aufgenäht waren. Die gebuckelten Zierbleche der Hallstattkulturen und die ajourierten Arbeiten der La Tène-zeit enthalten manches Stück, das man heranziehen möchte, aber über vage Ähnlichkeiten kommt man doch nicht hinaus. Trotz der imitierten Filigranschnüre und der Durchbruchsmuster steckt in den Stücken eine starke bronzezeitliche Tradition und diese Stilmischung von alten und jüngeren Elementen ruft den befremdenden Eindruck hervor, den die Platten auf den Beschauer machen. In der praktischen Verwendung sind sie vielleicht die Vorläufer der durchbrochenen Gürtelbeschläge aus der frührömischen Periode (B)[1]), typologisch kaum.

Einen festen Zeitpunkt für die Bergung des Schatzes ergibt die große bronzene La Tène-Fibel (Abb. 1). Die Fibel vom Mittel-La Tène-Schema hat sich, wie heute allgemein bekannt ist, neben den jüngeren Formen außerordentlich zähe gehalten. Sie ist, wie O. Almgren[2]) schon früher vermutete und meine Grabungen in Südrußland endgültig erwiesen haben, dort zur Fibel mit umgeschlagenem Fuß ausgebildet und damit die Stammutter der germanischen völkerwanderungszeitlichen Gewandspange geworden[3]). In der hybriden Form, wie sie hier vorliegt, ist sie ein spezifisch ostbaltischer Typus. Ein vollständig entsprechendes Gegenstück existiert allerdings m. W. nicht. Aber wir kennen mehrere Fibeln, die ihr nahestehen. Im Führer durch das Rigaer Museum (1914, S. 23 f.) habe ich eine Fibel von Strickenhof in Livland abgebildet, — mit einer römischen Bronzelampe dort das einzige Stück aus der Zeit um Christi Geburt, — die, obwohl sie in der Konstruktion des Nadelhalters das Spät-La Tène-Schema zeigt, durch die auf dem Bügel angebrachten Hohlwülste und namentlich in der Bildung des Kopfteiles sich als nahe Verwandte des Sprindter Stückes zeigt. Es ist dort auch auf die schwedischen Analogien hingewiesen und ich brauche deshalb hier nur 2 ostpreußische Exemplare nachzutragen: eine Spät-La Tène-Fibel von Altpreußen (Abb. 2) mit im

Abb. 5.

[1]) Tischler-Kemke, Ostpreußische Altertümer 1902 Taf. IX.
[2]) O. Almgren, Die nordeuropäischen Fibelformen 1897, S. 85 ff.
[3]) Praeh. Zeitschrift III (1911) S. 232; V (1913) S. 78.

Guß imitierter Spirale, auf der solche kleinen Halbkreuze sitzen wie auf unserem Stück und die Fibel von Kruglanken (Kr. Angerburg) (Abb. 5)[1]. Alle diese Fibeln sind kaum älter als das erste nachchristliche Jahrhundert, gehören also in die frühere Hälfte der Periode B, mit der das Hügelgrab verschwindet und die großen ostpreußischen Flachgräberfelder beginnen. Mindestens so lange hält sich also, wenn auch vielleicht zuletzt nur noch in den Schmucktruhen der alteingesessenen Bevölkerung neben dem Neuen, das hereinkommt, altes Formengut der jüngeren Bronzezeit, wie diese Nadeln und Armspiralen es sind, im Lande.

[1]) K. Stadie, Sitzungsberichte Prussia 23. Teil II (1919) S. 407.

Der Schloßberg in Rajgrod (Polen).

Von Bruno Ehrlich.

Die Stadt Rajgrod liegt etwa 5 km östlich von der alten deutsch-russischen Grenze entfernt an der Chaussee von Grajewo nach Augustowo am Rajgroder See. 6 km westlich von Rajgrod liegt das Dorf Sawadden, die Endstation der Eisenbahnlinie Lyck-Sawadden. Sawadden hatte während des Krieges eine besondere Bedeutung als Zollstation für die Ausfuhr von Holz aus den ausgedehnten Wäldern zwischen Rajgrod und Augustowo. Die alte deutsch-russische Grenze läuft 1 km östlich von Sawadden mitten durch den Rajgroder See, der durch den Mulkien-Fluß mit dem Großen Selment-See und dann weiter durch den Lycker See mit den übrigen masurischen Seen in Verbindung steht und wie diese durch hohe landschaftliche Schönheit und großen Reichtum an Fischen, besonders auch Maränen, ausgezeichnet ist. Der Rajgroder See bildet vier Zipfel, die sich ziemlich in der Richtung auf Sawadden vereinigen. Zwei dieser Zipfel verlaufen in nordöstlicher, einer in südöstlicher und einer in ostsüdöstlicher Richtung. Am Ostende des letzteren zieht sich die Stadt Rajgrod um das südliche und südöstliche Ufer des Sees herum.

Als Führer einer Landsturmkompagnie, der die Grenzüberwachung zwischen Gortzitzen und Sawadden oblag, hatte ich im Sommer 1916 bei meinen Revisionsfahrten häufiger Gelegenheit, nach Sawadden, dem äußersten Posten meines Bezirks, zu kommen. Wiederholt fuhr ich von dort auch nach dem nahen Rajgrod. Unsern deutschen Pionieren hatte ich es zu danken, daß ich nicht den weiten Umweg um den südöstlichen Zipfel des Sees zu machen brauchte. Bei dem russischen Grenzdorfe Tworki hatten sie während der Kämpfe, die sich an die Winterschlacht an den Masurischen Seen anschlossen, im Frühjahr 1915 an der schmalsten Stelle des Sees eine solide Holzschwimmbrücke über denselben geschlagen. In malerischer Gliederung breitet sich dort die weite Wasserfläche aus, am jenseitigen Ufer von dunkeln Wäldern umrahmt. Bei der Weiterfahrt durch den dichten Wald erinnerten zahlreiche von deutschen Soldaten liebevoll hergerichtete Heldengräber, weit sich hinziehende Schützengräben und Unterstände mit Stacheldrahtverhauen und von Granattrichtern übersäte Felder an die blutigen Kämpfe, die sich im Jahre vorher dort abgespielt hatten. Bald nähert man sich dann Rajgrod, dessen schöne, erst 1912 fertig gestellte Kirche während jener Kämpfe auch arg zerschossen worden ist, da sie von den Russen

als Beobachtungsstand benutzt wurde und somit von unserer Artillerie unter Feuer genommen werden mußte. Bei meiner ersten Fahrt über den Marktplatz fiel mir ein eigentümlich geformter Hügel auf, der sich unmittelbar über dem Städtchen hart am Südufer des Sees erhob. Ich hatte sofort den Eindruck, es müßte ein Burgberg sein. Die sofortige Besichtigung bestätigte meine Vermutung, denn überall fand ich auf dem mit Getreide und Kartoffeln bestellten Berge mittelalterliche Scherben.

Ich nahm mir nun vor, auf dem Burgberge Nachforschungen anzustellen, wollte aber damit bis nach der Ernte warten, da ich wegen der Bestellung des Bergplateaus mit Feldfrüchten vorher nicht planmäßig graben konnte, ohne Flurschaden anzurichten. Da erfolgte aber im August 1916 die Auflösung der Grenzbataillone. So entschloß ich mich denn, da ich nur noch einige Wochen zur Auflösung meiner Kompagnie an der Grenze verweilen konnte, sofort wenigstens diejenigen Ermittelungen anzustellen, die ohne Flurbeschädigungen möglich waren. Zu diesem Zwecke weilte ich vom 3.—6. August in Rajgrod. In liebenswürdigster Weise erteilte mir der Ortskommandant von Rajgrod, Herr Leutnant Adams, die Erlaubnis zu Ausgrabungen auf dem Burgberge und stellte mir auch drei Landsturmleute als Gräber zur Verfügung.

I. Name und Lage des Burgberges.

Der Burgberg von Rajgrod heißt im Volksmunde zamezysko, d. h. Schloßberg (vom zamek=Schloß abgeleitet). Dieses Wort ist auch sonst ein üblicher Flurname für Burgwälle und Burgberge in Polen. Der Besitzer des Burgberges war im Jahre 1916, wo ich meine Untersuchungen anstellte, der Gutsbesitzer Krimow in Dünaburg. Der Burgberg liegt im nördlichsten Teil der Stadt und springt hier scharf und schroff in den See vor. Auf drei Seiten wird er vom See umspült. Besonders nach Westen und Norden fällt er in 35—40 m hohen, steilen Böschungen zum schmalen Strande ab. Nach Süden zu senkt er sich in mehreren Terrassen allmählich zur Stadt herab, von der hier an einer Synagoge vorbei der Hauptweg zu ihm emporführt. Ein zweiter Weg führt an der Nordostseite zum Plateau hinauf. Dieses selbst bildet ein unregelmäßiges Viereck, dessen Umfang etwa 350 Schritt beträgt. Eine Wallkrone und ein Kessel sind nicht vorhanden. Wir haben es also mit einem Burgberge, nicht mit einem Burgwalle zu tun. Eine Beschreibung und Zeichnung des Burgberges hat nach freundlicher Mitteilung des Herrn Prof. Artur Semrau in Thorn Al. Osipo=

wicz geliefert in Tyzod. Illustr. 1867. Nr. 384. Dieselbe ist mir leider nicht zugänglich gewesen. Die beigefügte Abbildung zeigt den Burgberg nach zwei von mir hergestellten Aufnahmen in der Richtung von Südwesten gesehen (Taf. IV).

II. Der Schloßberg in der Volksüberlieferung.

1. Von dem jüdischen Händler Dollowicz, dem Vater des jetzigen Bürgermeisters von Rajgrod, dem Pächter der Fischerei auf dem See, erfuhr ich, daß auf dem Schloßberge einst ein Schloß gestanden haben soll, das von der Königin Bona erbaut und bewohnt worden sei. Im 17. Jahrhundert soll ein Herzog von Grodno im Schlosse gewohnt haben. Bei heimlichen Grabungen auf dem „Barg" sollen Münzen aus dem 14. und 15. Jahrhundert, auch Gegenstände aus Silber und Kupfer gefunden worden sein. Auch erzählte D. von Plänen der russischen Regierung, dort Nachgrabungen zu veranstalten, die aber nie zur Ausführung gekommen seien, weil die dafür bewilligten Gelder immer andere Verwendung gefunden hätten.

2. Der 83 Jahre alte Josef Lojeski berichtete: Sein 86 Jahre alt gewordener Vater habe noch ein Schloß auf dem Berge gesehen. Dasselbe sei 1812 durch Feuer zerstört worden. Bis zu seiner Zerstörung sei das Schloß von einem polnischen Grafen bewohnt gewesen. Der Pfarrer des Orts habe noch Schriften darüber. Von dem Berge habe einst eine Brücke nach Podlischewo geführt (in Luftlinie $^3/_4$ km nordwestlich von Rajgrod). Auch er erzählte von zwei geplanten Ausgrabungen, die vor etwa 70—75 Jahren russische Ingenieure bezw. ein russischer Hauptmann vornehmen wollten, die aber nicht genehmigt wurden, weil der damalige Besitzer Ostatowitsch, der in der Nähe von Kowno wohnte, nicht anwesend war. Leute aus dem Orte hätten öfters heimlich gegraben und Münzen gefunden.

3. Der Gemeindevorsteher Franz Konietzko hat von seinem Vater gehört, daß auf dem Berge einst ein altes polnisches königliches Schloß gestanden habe; dieses sei durch die Schweden zerstört worden. Später sei ein zweites Schloß erbaut worden, dessen Besitzer ein Graf war. Nicht weit von dem Schlosse soll eine alte Kirche gestanden haben, die gleichfalls von den Schweden zerstört wurde. Auf dem Berge seien Münzen, Gegenstände aus Kupfer, silberne Teller u. a. gefunden worden.

4. Der greise Pfarrer von Rajgrod, Kanonikus Tyrcho, macht folgende Angaben (in lateinischer Sprache): Urkunden besitze er nicht; dieselben seien während des Krieges verloren gegangen. Rajgrod sei

im 15. Jahrhundert gegründet worden. Es habe früher auf einer Insel gelegen. Die erste Kirche sei 1445 von dem Fürsten Nicolajo Radziwill erbaut worden. Nach der Überlieferung habe die Königin Bona, die Gemahlin Sigismunds des Älteren, das Schloß im 16. Jahrhundert erbaut. Vorher befand sich auf dem Berge eine ältere Burganlage, castellum contra equites Teutonicos. Das Schloß der Königin Bona sei wahrscheinlich im 17. Jahrhundert von den Schweden zerstört worden.

Die Überlieferung kennt also drei Anlagen auf dem Schloßberge, eine ältere Burganlage während der Ordenszeit, das Schloß der Königin Bona, das im 17. Jahrhundert von den Schweden zerstört wurde, und ein späteres Schloß, das 1812 niederbrannte.

III. Die Ausgrabung.

Ich suchte zunächst mit der Stahlsonde nach Mauerresten. Etwa 60 m vom Westabhang entfernt untersuchte ich parallel zu diesem einen Streifen und fand ziemlich in der Mitte des Feldes 40 cm unter der Oberfläche eine kleine herdähnliche Steinpackung. Dabei lagen einige ordenszeitliche Scherben und unverbrannte Tierknochen. Der gewachsene Boden begann hier in 0,50 m Tiefe.

Dann untersuchte ich den Westrand, wo der Burgberg den steilsten Absturz zum See zeigt. Etwa 5 m von der Nordwestecke stieß ich nicht weit vom Rande auf gewaltige Mauerreste, die als Fundamente anzusehen waren. Diese Fundamente zogen sich, soweit ich es feststellen konnte, längs dem ganzen Westabhang hin, der etwa 100 Schritte lang ist. Die Fundamente bestanden aus kopfgroßen, auch noch größeren Steinen, gingen bis 2½ m Tiefe und lagen auch bis 2½ m breit. Zwischen den Steinen lagen als Füllung

1. Ziegelsteine, die größeren 13—14 cm breit und etwa 7 cm dick, die kleineren 8 cm breit, 3,5—5 cm dick und 13,5 cm lang. Es waren Handstrichziegel, einige zeigten parallele Längsfurchen, die mit den Fingern auf der Oberfläche eingedrückt waren, wie es in gleicher Weise auch bei den handgestrichenen Backsteinen der preußischen Ordensburgen häufig der Fall ist.

2. Scherben von Tongefäßen. Dieselben waren teils unglasiert, teils glasiert. Sie rührten sämtlich von Drehscheibengefäßen her und waren meist klingend hart gebrannt. Die unglasierten Scherben waren teils grau, teils schwarz, teils rot. Einige der schwarzen Scherben zeigten denselben graphitischen Glanz, wie er sich auch bei ordenszeit-

lichen Gefäßen in Preußen, ebenso aber auch heute noch als Verzierung auf modernen polnischen Töpfen findet[1]). Die Ränder waren profiliert und zum Teil scharf umgebogen. Die Verzierungen bestanden meist nur aus horizontalen Riefelungen. Die meisten dieser Scherben dürften dem 14. und 15. Jahrhundert angehören, manche sind jedenfalls etwas jünger, wogegen andere noch als Burgwallscherben anzusehen sind, so ein hellroter Scherben aus feingeschlemmtem Ton, der eine, sich auch auf preußischen Burgwallgefäßen findende, Stempelverzierung zeigt. — Die glasierten Scherben haben meist grüne, einige aber auch rote und braune Glasur. Es sind die Glasurfarben, die sich auch in Preußen auf den glasierten Tonwaren des 14.—16. Jahrhunderts finden.[2]) Auch die glasierten Scherben sind zum größten Teil mit horizontalen Rillen verziert. Ein braunglasierter Scherben trägt als Verzierung ein

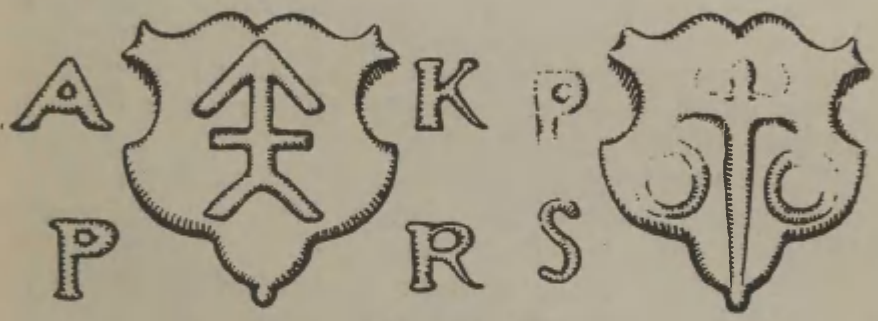


Abb. 1 und 2.

Band von rautenförmigen Stempeleindrücken. Rautenförmig sich kreuzende Liniengruppen zeigt auch das Elbinger ordenszeitliche Gefäß, das von mir a. a. O. S. 26 besprochen und auf Taf. VI 1 abgebildet ist.

3. Viele Bruchstücke von Ofenkacheln. Dieselben sind roh gearbeitet, anscheinend meistens schlecht gebrannte Stücke, die als unbrauchbar weggeworfen waren. Eine dürftige grüne Glasur bedeckt sie. Das Blatt ist bei einigen dieser Kacheln mit rautenförmigen oder quadratischen Mustern verziert. Andere zeigen als bildlichen Schmuck Blätter und Weintrauben, die die Umrahmung von Wappenschildern bilden. Anscheinend befand sich bei den letzteren in der Mitte ein größeres, reichverziertes Wappen; doch ist dieses nur bruchstückweise zu

[1]) Vgl. B. Ehrlich, Keramische und andere ordenszeitliche Funde in der Stadt Elbing und in der Elbinger Umgegend. Sonderabdruck aus den Mitt. des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn. 25. Heft. Thorn 1917 S. 25 und S. 70, Anm. 1.

[2]) B. Ehrlich, a. a. O. S. 57 f.

erkennen und nicht näher zu bestimmen, nur daß die Formen auf das 15. oder 16. Jahrhundert hindeuten. Rechts und links unten befinden sich zu den Seiten des Mittelwappens kleinere Wappenschilde mit Marken und je 4 Buchstaben in Renaissance-Antiqua darum (Abbildung 1 u. 2). Sie zeigen die ältere, einfache Form der sogenannten deutschen Schilde, die sich zu Ende des 15. Jahrhunderts herausgebildet hat[1]). Die Rajgroder Wappenschilde erinnern sehr an das Wappen des Johannes Saganta, das von H. Burgkmair d. J. um 1530 hergestellt ist[2]), auch an das Wappen von 1542 bei Hefner a. a. O. Taf. XI 120. Das auf den Kacheln rechts unten befindliche Wappen (Abb. 1) zeigt die Marke der polnischen Adelsfamilie Kosciesza (Hefner, a. a. O. S. 107 und Taf. XXIV 1126). So sind auch die beiden oberen Buchstaben A K als Name eines Mitgliedes dieser Familie zu deuten, die unteren Buchstaben P R können nach Artur Semrau (Thorn) vielleicht als paroehus Rajgrodensis gelesen werden. Die Marke und die beiden nur erhaltenen Buchstaben des andern abgebildeten Wappens vermag ich leider nicht zu bestimmen, da ich kein polnisches Adelsbuch zur Hand habe.

4. Bruchstücke von ganz dunklem, fast undurchsichtigem Glase, jedenfalls von Fensterscheiben. Solches Glas ist auch im Schutte des Elbinger Ordensschlosses gefunden worden.

5. Holzkohle und viele Knochen von Rind, Schwein und Ziege.

Da die innerhalb der Fundamente gefundenen, unter 1.—4. aufführten Fundgegenstände zum größten Teile als ordenszeitlich nachgewiesen sind und bis ins zweite Viertel des 16. Jhrhts. hineinreichen, so müssen die Fundamente um 1530 oder wenig später gelegt sein.

Am Südabhang des Schloßbergs, der terrassenförmig abfällt, ergab sich, daß die Böschung dicht oberhalb des Seeufers natürlicher Boden war. Aber die Terrasse darüber, die etwa 45° Steigung hat und 3 m hoch ist, erwies sich als künstliche Aufschüttung. Ich fand hier wieder Steine und dazwischen Scherben und Ofenkacheln von derselben Art wie in den Fundamenten am Westabhange, auch Knochen und Kohlereste. Diese Aufschüttung ist also als gleichzeitig mit diesen Fundamenten entstanden anzusehen.

An dem Wege, der an der Nordostseite zum Plateau hinaufführt, wurde 11 m unterhalb der Höhe eine Stelle untersucht. In Tiefe des

---

[1]) S. v. Hefner, Handbuch der theoretischen und praktischen Heraldik. München, Heraldisches Institut, 1863. S. 51 und Taf. XI, 120.

[2]) Vgl. Meyers Konversationslexikon 6. Aufl. Bd. 9. S. 186/7.

zweiten Spatenstiches lagen ordenszeitliche Scherben und einige Knochen. Im dritten Spatenstich wurde ein hufeisenförmiger, eiserner Gegenstand, in gleicher Tiefe an einer andern Stelle ein glasierter Scherben gefunden, ebenso lagen dort Ziegelbruchstücke und der Unterkiefer eines Schweines. In $^3/_4$ m Tiefe fand ich schließlich im lehmigen Boden Hallstattscherben, gekennzeichnet durch freihändige Herstellung, durch Fingereindrücke am Rande und künstliche Rauhung auf der Gefäßwand. Nicht weit davon lagen an einer Stelle, wo der aufgeschüttete Boden noch tiefer hinabreicht, in 1 m Tiefe ein mittelalterlicher eiserner Nagel und Burgwallscherben.

IV. Ergebnisse der Untersuchung.

Der Schloßberg von Rajgrod ist schon in vorchristlicher Zeit besiedelt gewesen. Diese Besiedlung ist erwiesen durch den Fund von Hallstattscherben. Auch im Mittelalter, während der sogenannten Burgwallzeit, muß der Burgberg oder die Gegend um ihn bewohnt gewesen sein, was aus den Funden von Burgwallscherben an mehreren Stellen desselben zu schließen ist. Vielleicht ist er, wie so viele Burgberge in Polen und wie viele der litauischen Pilkalnis einst auch eine heilige Stätte gewesen. Für diese Annahme spricht wohl auch der Name Rajgrod. Derselbe ist wahrscheinlich von den slawischen Worten raj, raje = Hain und grod = Einfriedigung abzuleiten, sodaß er „eingefriedigter Hain" bedeuten dürfte. Die Zusammensetzungssilbe grod findet sich häufig in Flurnamen für Burgwälle oder Burgberge. So gibt es in Ostpreußen vier Schloßberge mit dem Namen Grodzysko [1]). So befindet sich auch nicht weit von Rajgrod in der Nähe von Prostken auf deutscher Seite ein Rittergut Gortzitzen, das von der sogenannten Tatarenschanze, einer heidnischen Kultus- oder Gerichtsstätte [2]) überragt wird und wohl von dieser seinen Namen hat [3]), wie wohl auch Rajgrod nach dem Burgberge seine Benennung erhalten hat. Ob dieser Burgberg auch befestigt gewesen ist, so daß er, wie der Kanonikus Tyrcho in Rajgrod angibt, in Kämpfen gegen die Ordensritter eine Rolle zu spielen berufen war, ob er vielleicht ursprünglich ein Burgwall gewesen ist, dessen Wall später bei der Erbauung des Schlosses abgetragen wurde, hat durch die bisherigen Untersuchungen nicht ermittelt werden können. Die Terrasse an der Südseite jedenfalls ist

[1]) S. Hollack, Erläuterungen zur vorgeschichtlichen Übersichtskarte von Ostpreußen. 1908. S. 215.

[2]) Hollack, a. a. O. S. 44.

[3]) Vgl. Behla, die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland S. 4. S. 52.

erst im 16. Jahrhundert aufgeschüttet, gleichzeitig mit der Erbauung des Schlosses oder der Burg, deren Fundamente von mir am Westrande des Schloßberges ausgegraben worden sind. Ob dieses Schloß wirklich von der Königin Bona, der Gemahlin Sigismunds des Älteren, erbaut worden ist, ist durch die Ausgrabungen nicht zu erweisen gewesen. Die Einschlüsse der Fundamente, insbesondere die grünglasierten Ofenkacheln mit dem Familienwappen im Stile Hans Burgkmairs d. J. beweisen, daß diese Fundamente erst nach 1530 etwa gelegt sind. Die Mailänder Prinzessin Bona Sforza wurde 1518 die zweite Gemahlin Sigismunds des Älteren. 1526 fiel Masovien nach dem auffallend schnellen Ableben der beiden jugendlichen Söhne Konrads III. von Masovien an Polen. So läge die Möglichkeit vor, daß das Rajgroder Schloß tatsächlich von der Königin Bona erbaut worden ist. Anderseits aber heißt es z. B. in Litauen von fast jedem alten, zerfallenen Gemäuer, „daß es einst ein stolzes Königsschloß war, das die große und reiche Königin Bona vor vielen, vielen hundert Jahren errichten ließ. So ist auch für das „Schloß" auf dem Rajgroder Burgberge dieser Angabe gegenüber Vorsicht geboten. Nach der Zerstörung des ersten Schlosses durch die Schweden soll dann noch ein zweites erbaut sein, das erst im Jahre 1812 durch Feuer zerstört wurde. Von einem solchen Schlosse habe ich keine Spur gefunden. Doch mag es an anderer Stelle des Burgberges gestanden haben.

Über diese und manche andere noch ungeklärte Fragen würden weitere Ausgrabungen, die leider 1916 nicht mehr zustande kamen, Klarheit gebracht haben. So werden die Geheimnisse des Schloßbergs von Rajgrod in absehbarer Zeit wohl kaum weiter enthüllt werden.

Die schöne Jungfrau von Pohjola.

Ein Beitrag zur finnischen Mythologie

von Richard Garbe.

Für Jeden, der sich ernstlich mit mythologischen und religionsgeschichtlichen Studien beschäftigt, ist die Berücksichtigung der finnischen Mythologie unerläßlich, da von ihr aus auf Entstehung und Entwicklung des Mythus anderer Völker ein helles Licht fällt; denn die finnische Mythologie beseelt und personifiziert die Naturerscheinungen und Gegenstände der Außenwelt in schier unerschöpflichem Reichtum und stellt dabei eine niedrigere Entwicklungsstufe dar als die in den Mythologien der indogermanischen Völker erreichte. Die einzelnen Gestalten der finnischen Mythologie stehen noch völlig ungeordnet, selbständig nebeneinander, haben noch keine sittliche Bedeutung angenommen und sind allein durch die Kraft des Zauberliedes zu beeinflussen.

Es wird einem Indologen, der sich liebevoll in die bunte kindliche Märchenwelt der Kalewala[1]) versenkt hat, auch ohne Kenntnis der finnischen Sprache gestattet sein das Wort zu ergreifen, wenn er glaubt, einen kleinen Beitrag zur Erklärung des Epos liefern zu können.

In der Kalewala nimmt die schöne Jungfrau von Pohjola (Pohja), dem kalten finsteren Nordland, unter dem vereinzelt (am deutlichsten Kal. 5, 230—235) Nordfinnland, aber doch fast immer Lappland zu verstehen ist, eine bemerkenswerte Stellung ein, weil sie zuerst zur Motivierung der heroischen Handlung dient, wie später das märchenhafte Kunstwerk Sampo. Ich versuche von dieser Gestalt eine Erklärung zu geben, die ich in der mir erreichbaren Literatur nicht angetroffen habe und die doch wohl in einer der neueren Arbeiten über die Kalewala erwähnt worden wäre, wenn Jemand sie schon aufgestellt hätte. Zuvor aber muß ich ein Wort über die Bedeutung der Kämpfe zwischen Finnland und Lappland sowie über die der drei finnischen Nationalhelden Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkäinen bemerken. Castrén (Vorlesungen über die finnische Mythologie 258, 266fg.), Ahlqvist u. A. meinen, daß die Kämpfe, wenigstens zum größeren Teil, eine historische Grundlage haben, was mit Recht von Anderen wie Comparetti (Der Kalewala 224fg., 323) für ausgeschlossen gehalten wird. Ebensowenig aber ist auch der Standpunkt Comparettis anzunehmen, der die natursymbolischen Deutungen entschieden verwirft. Die Worte Comparettis

[1]) Ich sage die Kalewala. Da das Finnische genuslos ist, findet man bei deutsch schreibenden Autoren alle drei Artikel: der, die oder das Kalewala. Nach meiner Empfindung entspricht das Femininum am besten dem Geist unserer Sprache. Anders Gustav Schmidt, Finnisch-ugrische Forschungen II. Anz. 48fg.

(224 Anm. 1): „Von den mythischen, symbolischen und allegorischen Deutungen, die übrigens von Wenigen ernst genommen werden, ist es unnötig, hier zu sprechen" sind mir bei einem wiederholten Durchlesen der Kalewala immer unverständlicher geworden; er setzt sich auch mit sich selber in Widerspruch, wenn er (227) die Mutter Lemminkäinens „eine wunderbare Demeter" nennt, da er doch wohl nicht bezweifelt, daß Demeter die Mutter Erde (oder nach Mannhardt die Getreidemutter) ist. Ich halte die vielfach vertretene Ansicht für unzweifelhaft richtig, daß in den Kämpfen der Gegensatz der finnischen und der lappischen Natur zum Ausdruck kommt und daß auch die drei finnischen Helden nichts anderes als Naturmächte in heroischem Gewande sind. Die hervorragendsten Fachgelehrten, Castrén, Schiefner, Donner, Kaarle Krohn, halten die Hauptgestalten der Kalewala für ursprüngliche Elementargötter. Castrén (a. a. O. 294 fg., 304 fg.) hat die ursprüngliche Göttlichkeit der drei finnischen Helden durch den Hinweis darauf begründet, daß diese — ebenso wie im estnischen Volksglauben Wannemuine, Ilmarine und Lämmeküne — die Vervollständigung und Verschönerung der Welt bewirkt haben und mithin ursprünglich als die wahren Weltschöpfer angesehen worden sind. „Es gibt sogar eine Tradition, der zufolge Wäinämöinen die Welt hervorgebracht hat", Castrén 242. Auch Jacob Grimm (Über das finnische Epos, Kleinere Schriften II. 103 fg.) hat die göttliche Natur der Helden betont. Comparetti (217, 218) kehrt den Sachverhalt um und läßt in euhemeristischer Weise die menschlichen Helden gelegentlich vergöttlicht werden.

Daß Ilmarinen ursprünglich ein Luftgott war, lehrt nicht allein die Ableitung von ilma „Luft" — die Etymologie kann bei der Erklärung mythischer Gestalten nur zur Verstärkung sachlicher Gründe dienen —, sondern auch die Angabe, daß er wie ein gewaltiger Hephaistos den Deckel der Luft, das Himmelsgewölbe geschmiedet hat (Kal. 49. 343, 344), und der lappische Luftgott Ilmaris (Castrén 306). Castréns Deutung der beiden anderen Helden aber wird abzulehnen sein. Wäinämöinen ist kein Erdgott (Castrén 309, 330), wohl auch kein Wassergott, wofür Einige wie K. Krohn (Finn.-ugr. Forsch. II. 210 fg.) die Etymologie (wäinö „Wasser") geltend machen, sondern wahrscheinlich ein Lichtgott, weil er von der Ilmatar, der Tochter der Luft, d. h. aus der Luft geboren und der Stifter und Beschützer des Ackerbaus ist. Für diese Auffassung spricht auch sein gelbes Roß. Und Lemminkäinen, der heitere, alles bezaubernde Gesell, ist kein Meergott (Castrén 306 fg.), sondern der Repräsentant des Sommers oder der im

Sommer grünenden und blühenden Erde, da er von seinem Feinde im Norden, dem blinden Hirten, d. h. dem Winter, getötet wird[1]) und nach dem Tode wieder auflebt, wie der Repräsentant oder die Repräsentantin der warmen Jahreszeit in den verschiedensten Mythologien. Diese einleuchtende Deutung wurde von R. Roth in seiner Vorlesung über allgemeine Religionsgeschichte vorgetragen. In den drei Kalewala-Helden wären also die drei Reiche göttlichen Waltens personifiziert, die uns am klarsten in der altindischen Religion entgegentreten: das Reich des himmlischen Lichtes, des Luftraums und der Erde.

Was treibt nun die drei finnischen Helden, mit den unerhörtesten Anstrengungen durchaus ihre Gattin aus dem eisigen Nordland Pohjola gewinnen zu wollen, von dem sie doch sonst nur mit Abscheu und Grauen sprechen? Castrén (258 fg., vgl. dazu Comparetti 228) beantwortet diese Frage durch den Hinweis auf die alten Zeiten, in denen die Sitte herrschte, „sich eine Frau nicht aus seinem eigenen, sondern stets aus einem fremden Geschlecht zu nehmen, zu welchem man gewöhnlich in einem feindlichen Verhältnis stand". Das kann schon deshalb nicht richtig sein, weil es sich bei Finnen und Lappen nicht um zwei verschiedene Geschlechter, sondern Völker handelt. Castrén stellt deshalb (261) die ganz unwahrscheinliche Ansicht auf, daß Pohjolas und Kalewalas Volk ursprünglich nur zwei mit einander nicht verwandte Geschlechter repräsentiert haben, obwohl er weiter unten zugeben muß, „daß in unseren Runen die Vorstellung davon, daß Kalewalas und Pohjolas Bewohner zweien Geschlechtern angehörten, nirgends klar ausgesprochen ist"; sie sei wahrscheinlich nach und nach in Vergessenheit geraten. Der Hauptgrund aber gegen die Anschauung Castréns ist die Schilderung der schönen Jungfrau in der Kalewala zu Anfang von Rune 8. Es handelt sich dort um die erste Begegnung Wäinämöinens mit ihr bei seiner Rückkehr von der ersten vergeblichen Brautfahrt nach Pohjola. Castrén sagt (248) nur, daß Wäinämöinen unterwegs die Jungfrau „auf der Lüfte Bogen an einem Gewebe von Gold und Silber sitzen" sieht, gibt aber keine Erklärung. In Hermann Pauls Übersetzung lautet die Stelle:

Pohjas schöne, blühende Jungfrau,
Ihres Landes Ehre und Preis,
Saß am weiten Bogen des Himmels,
Strahlend hoch im luftigen Blau;
Reich geschmückt in schönen Gewändern,
Weithin glänzend im weißen Kleid
Webte sie goldene Gewebe,
Webte Silberfäden hinein
Mit dem goldenen Weberschiffchen,
Mit dem silbernen Weberkamm.

[1]) Diese Begründung verliert nicht, sondern gewinnt an Beweiskraft, wenn man in diesem Zuge mit Julius Krohn, Kaarle Krohn u. A. eine Entlehnung aus dem nordischen Baldr-Mythus erblickt.

Schwirrend flog die goldene Spuhle,
Rollte hurtig in ihrer Hand,
Weithin schallte der Schaft von Kupfer,
Und das Silberschiffchen erklang,
Als die liebliche Jungfrau webte,
Als sie silberne Fäden schlug.
Wäinämöinen, brav und bieder,
Trieb sein Roß zu eiligem Lauf
Aus dem nebelumhüllten Pohja,
Aus dem düstern Sariola.

Da er den Weg kaum angetreten,
Kaum ein Weilchen gefahren war,
Hört er die goldene Spuhle rauschen,
Aus der Luft, hoch über dem Haupt.
Und er richtet den Blick nach oben,
Hebt das Haupt zum Himmel empor,
Sieht den herrlichen Himmelsbogen,
Sieht der Jungfrau schöne Gestalt;
Emsig saß sie am Goldgewebe,
Webte Silberfäden hinein.

Die schöne Jungfrau von Pohjola ist also eine Lufterscheinung, womit die natursymbolische Deutung der drei finnischen Helden, die um sie werben, nachdrücklich gestützt wird. R. Roth meinte in seiner oben genannten Vorlesung: daß gerade Ilmarinen der Glückliche sei, der schließlich die Braut gewinnt, darauf werde kein besonderes Gewicht zu legen sein. Ich glaube: doch; denn naturgemäß muß es der Luftgott sein, der eine Luftgöttin heimführt.

Es scheint die Ansicht verbreitet zu sein, daß unter dem Himmelsbogen, auf dem die schöne Jungfrau sitzt, der Regenbogen zu verstehen sei (Jacob Grimm a. a. O. 89, Comparetti 75, 112, 113, 227, 228, 305). Da aber die Kalewala-Helden stets auf die Brautfahrt nach Lappland ziehen, kann doch nur eine leuchtende Lufterscheinung in Betracht kommen, die von der Polargegend ausgeht. Und als Ilmarinen in Pohjola den ersten Besuch bei der schönen Jungfrau macht, redet er sie (19.36) mit den Worten „Tochter der Nacht und der Dämmerung“ [1]) an, was keinesfalls zu einer Göttin des Regenbogens paßt, wohl aber zu der Personifikation des mindestens ebenso eindrucksvollen Polarlichts. Eine Art desselben hat vollkommene Bogenform; doch könnte man auch bei dem Luftbogen einfach an die Wölbung des Himmels denken. Die Bedeutung von ilman vempelen „Bogen in der Luft“ (Kal. 8.3, 41.99) ist doch wohl im Finnischen nicht auf den Regenbogen eingeschränkt? Brauchte es jedenfalls nicht in der Zeit gewesen zu sein, als die in der Kalewala vereinigten Lieder entstanden. Das weiße Kleid der Pohjola-Jungfrau, das Gewebe von Gold und Silber, das goldene Weberschiffchen, der silberne Weberkamm usw. — alles dies weist auf die Farben Gelb und Weiß hin, in denen das Nordlicht bekanntlich meistens erscheint. Die Vorstellung eines Gewebes liegt bei seinem Anblick außerordentlich nahe; wird doch in der Fachliteratur bei der Beschreibung der verschiedenartigen Erscheinungsformen des Polarlichts von Bändern, Draperien u. dergl. gesprochen. Auch ist zu beachten, daß Wäinämöinen bei der ersten Begegnung mit der

[1]) So wird auch Annikki, die Schwester des Ilmarinen, 18.42, 106, 201 genannt, unter der vielleicht die Morgen- und Abendröte zu verstehen ist, „die noch spät am Abend geschäftig — Früh sich schon am Morgen erhebt“ (18.43, 44).

schönen Jungfrau über sich ihre goldene Spule rauschen hört und daß schon vorher von dem Schwirren, Schallen und Klingen bei der Webearbeit die Rede ist. Mir scheint die Beziehung auf das Polarlichtgeräusch unverkennbar, das zwar nicht selten bestritten, aber doch durch viele Beobachter beglaubigt ist und jedenfalls in der Vorstellung der Nordlandsvölker existiert; mehrere Beobachter haben es mit dem Rauschen von Seidenzeugen verglichen (H. Fritz, Das Polarlicht 276fg.).

Durch die Erklärung der schönen Jungfrau von Pohjola als einer in Lappland heimischen Lichterscheinung von wunderbarer Pracht wird auf die natürlichste Weise der Mythus verständlich, daß die zu Heroen herabgesunkenen finnischen Naturgötter ausschließlich in dem sonst verabscheuten hohen Norden ihre Gattin zu gewinnen suchen. Es müßte auch geradezu auffallen, wenn in der finnischen Mythologie, in der das ganze Leben der Natur beseelt und vermenschlicht erscheint, ihre wunderbarste und für den Norden so charakteristische Erscheinung fehlte.

Auch der Zug, daß Ilmarinen nach dem Tode seiner Gattin in Rune 37 sich zuerst in dem Schmerz der Vereinsamung eine andere Frau aus Gold und Silber schmiedet, aber an ihrer Seite wegen der eisigen Kälte des Gebildes zu erstarren meint, weist wohl in die Richtung meiner Erklärung. Größeres Gewicht möchte ich darauf legen, daß Ilmarinen gleich darauf sich eine Schwester seiner verstorbenen Gattin mit Gewalt aus Pohjola raubt. Ist meine Erklärung richtig, so ergibt sich, daß die einzelnen Erscheinungen des Polarlichts im altfinnischen Volksglauben als Schwestern vorgestellt wurden, wie die Morgenröten in der altindischen Mythologie.

Zur Sprache der Sudauer-Jatwinger.

Von Georg Gerullis.

Die Sudauer sind neben den Galindern der erste baltische Volksstamm, der in der Geschichte namentlich erwähnt wird: Ptolemaeus ed. C. Müller III, 5,9: ὑπὸ μὲν τοὺς Οὐενέδας Γαλίνδαι καὶ Σουδινοί. Sie treten im Mittelalter auch unter dem Namen Jatwingi, Jaczwingen, Getwezitae, Jatwesen, Jatvjagi, Jatvjazi und wie die mannigfachen Lesarten lauten mögen, auf. Vgl. A. Sjögren, Über die Wohnsitze und die Verhältnisse der Jatwägen S. 351; Preuß. Urkundenbuch II, 601, 706; J. Basanavičius, Etnolog. Smulkmanos S. 12—14. Daß tatsächlich Sudauer und Jatwinger zu ein und demselben Volk gehörten, wird ausdrücklich in dem Schiedsrichterspruch des Kaisers Sigismund vom Jahre 1420 gesagt: „terram vocatam Suderlant alias Jetuen“ [1]) Auch werden nirgends Sudauer und Jatwinger gleichzeitig genannt, was doch sicher geschehen wäre (man denke an die dauernden Kämpfe mit ihnen), wenn sie nicht identisch, sondern nur benachbart und verwandt gewesen wären. Allerdings, wie das Verhältnis der beiden Namen zu einander war, ist nicht überliefert. Wahrscheinlich waren die Sudauer derjenige Stamm des jatwingischen Gesamtvolkes, der die Süd- und z. T. auch die Ostgrenze des Preußenlandes berührte; denn obwohl dem Orden die Bezeichnung „terra Jatwezenorum“ „Jetwesen“ (Preuß. Urkundenbuch I, 221; II, 70) usw. geläufig war, nennt er die namentlich angeführten Männer jenes Volkes stets nur Sudovita, Sudus, Sudowe und ähnlich, weil er in direkte Beziehungen nur zu den benachbarten Sudauern treten konnte.

Welches war die nähere Stellung der S.-J. innerhalb des baltischen Sprachzweiges? Darüber sind recht verschiedene z. T. phantastische Vermutungen vorgebracht worden z. B. Jatwinger-Sarmaten, Zigeuner, Kimbern u. a. m. Man findet sie bei Sjögren a. a. O. 166f. aufgezählt. Wir wollen zunächst unmittelbar auf die Quellen zurückgehen, das sind a) Bemerkungen mittelalterlicher Schriftsteller, b) sudauisch-jatwingische Sprachreste.

Der polnische Historiker Kadłubek [2]) sagt ganz allgemein „Sunt Pollexiani [3]) Getharum [4]) sive Prussorum genus“. Mit ihm stimmen

---

[1]) Staatsarch. Königsberg, Orig. Urk. 65, 44.

[2]) Kadłubkonis bist. Polon. IV, 19 in Długossi, Hist. Polon. Tom. II.

[3]) So heißen die S.-J. auch sonst z. B. Preuß. Urkundenb. I, 226, 240. Siehe Sjögren a a. O. 168 Anm. 2.

[4]) wegen Gethae-Prussi siehe S. 50.

wörtlich überein Boguchwal und Wincenty. Siehe Monum. Polon. Hist. II 537 bezw. 421. Der Satz ist wohl so zu verstehen, daß die Pollexiani nicht geradezu Preußen sind, sondern mit ihnen nahe verwandt. Deutlicher drückt sich Długosz[1]) aus: Gens „Jacwingorum natione, lingua, ritu, religione et moribus magnam habebat cum Lithuanis, Pruthenis, et Samogitis conformitatem" und „cum Pruthenica et Lithuanica lingua habens magna ex parte similitudinem et intelligentiam". Den klarsten Begriff von der Sprachverwandtschaft der S.-J. mit den übrigen Balten hat, wenigstens dem Anschein nach, Mathias v. Miechow[2]): „Jaczwingi . . . pauci supersunt nostris temporibus . . . proprium linguagium loquentes. Lithuani item et Samogitae proprium linguagium sortiti sunt, aliud a Jaczwingis. Quemadmodum et Lotihali (Lettgallen statt Letten) etiam appropriatum linguagium loquuntur a praefatis gentibus distinctum . . . Quattuor ergo gentes: Pruteni, Jaczwingi, Lithuani cum Samagitis, et Lotihali habent propria linguagia, valde in paucis consonantia et convenientia." Hierher gehört auch seine treffende Bemerkung „horum quanquam eadem sit lingua, unus tamen non plene alterum intelligit, nisi currens et qui vagus est per illas terras" (Mizlar de Kolof, Historiarum Polon. et Magniducatus Lith. Scriptorum collectio magna I, 211). Mathias v. Miechow hat eine für seine Zeit auffallend klare Vorstellung vom gegenseitigen Verhältnis des Preußischen, Litauischen und Lettischen. Auch die Zusammengehörigkeit, wenn auch dialektische Verschiedenheit von Litauisch-žemaitisch entgeht ihm nicht. Darf man ihm aber auch betreffs des Sudauisch-jatwingischen glauben oder ist das bloße Konstruktion aus oben genannten Quellen? An sich ließe sich das Zeugnis Kadłubeks, von Długosz ganz zu schweigen, sehr wohl mit dem seinigen vereinigen; denn ein „genus Prussorum" könnte zur Not ein Schriftsteller des Mittelalters auch z. B. die Litauer nennen, ohne ganz falsch zu urteilen. Aber Długosz und Mathias v. Miechow sind als Quellen von zweifelhaftem Wert. Dazu steht dem, daß die S.-J. einen eigenen baltischen Sprachzweig bildeten, der sich durchaus vom Preußischen einerseits und vom Litauisch-Lettischen andererseits scharf abhob, eine ebenso unzweideutige Aussage aus derselben Zeit entgegen. Bekanntlich wurden im Jahre 1283 Sudauer, 1600 Seelen im ganzen, vom Orden im N. W. Samlands angesiedelt (Dusb. c. 217; Voigt, Gesch.

[1]) Hist. Polon. Tom. I, lib. IV, 394 und lib. VII, 770.
[2]) Chronica Polonorum S. 40.

Preußens III, 398a; IV, 595). Von ihren Nachkommen liest man in der Vorrede zum 1. und 2. pr. Katechismus v. J. 1545: „Die Sudawen aber wiewol jhre rede etwas nyderiger wissen sich doch jnn diese preüßnische sprach: wie sie alhie jm Catechismo gedruckt ist: auch wol zuschicken vn vernemen alle wort". Das soll offenbar heißen, daß die Bewohner des „Sudauischen Winkels" zwar einen anderen Dialekt sprachen als die samländischen Preußen, sich aber durchaus in deren Sprache hineinfanden; auch der Wortschatz bereitete ihnen keine Schwierigkeit.

Dem widersprechen die sudauischen Brocken, die uns Meletius, Erl. Preußen V, 707, auch aus dem Jahre 1545, bringt[1]), in keiner Weise. So korrumpiert die Worte größtenteils sind, das typisch Preußische tritt mehrfach deutlich hervor: Ockopirmus[2]) „Gott des Himmels und der Erde". Es steckt die pr. Partikel ucka-, die zur Bildung des Superlativs im Preußischen üblich war, z. B. ueka kuslaisin Akk. Sg. = schwächste (Trautmann, altpr. Sprachdenkmäler § 169) und pirmas = erster[3]). Ferner begeyte = lauft. Es ist die als Imperativ gebrauchte 2. Pers. Pl. eines idg. Optativs von einem Verb, das lit. bėgti, lett. bēgt = laufen bedeutet. Genau so gebildet ist pr. edeitte = esset (Trautm. a. a. O. 248 bγ). Aber auch der Wortschatz zeigt spezifisch pr. Ausdrücke: ains[3]) = einer ~ pr. ains; moy = mein ~ pr. maia Nom. Sg. Fem.; panicke = Feuerchen ~ pr. panno. –

Wie ist der Widerspruch der Katechismen und des Meletius gegenüber den poln. Chronisten zu erklären? Oder lassen sich beide Aussagen vereinigen? Um weiteres Material zur Beantwortung dieser Frage zu haben, bringe ich im Folgenden alles sonst mir noch bekannte sudauisch-jatwingische Sprachgut. Es sind nur Namen. Bei ihrer Erklärung begnüge ich mich mit Andeutungen, um die zugestandene Seitenzahl einigermaßen einzuhalten.

Personennamen[4]): *Abdangen* (deutsche End.), Sud. 91 S. 17[v][5]): vgl. Abdanx Pr. 111 S. 82[r]. Nach Audange, Pr. M 2, 11[6]) könnte

---

[1]) Mit Lesarten abgedruckt und erläutert von Bezzenberger B.B. 2, 136 ff. Dazu B B. 23, 284 Anm. 1.

[2]) Die Lesart nach der Göttinger Handschrift, siehe B. B. 2, 136 Anm. 2, und der „Agenda Ecclesiastica" im Königsberger Staatsarchiv.

[3]) So schon Büga, Aist. Stud. § 69.

[4]) Ein Sud., Jatw., Lit., Pr. hinterm Namen bedeutet, daß er ausdrücklich als sudauisch, jatwingisch, litauisch, preußisch in der Quelle bezeichnet wird.

[5]) 91 oder XVI z. B. sind die Aktenbezeichnungen des Königsberger Staatsarchivs.

[6]) Monum. hist. Warmiensis Bd. 2.

beidemal Ab- für Aw- stehen. Das pr. Präfix au- findet sich auch in den sud. Götternamen (B.B. 2, 137) Awschawtz und Awtrympus; doch auch im Lit.-lett. J. F. 34, 301. – *Ankadz*, Jatw., Hyp. 192[1]). – *Boruto*, Jatw. Hyp. 182: vgl. Barutin, pr. Dorf L, 13; Barutis, Lit. L. T. II, 44[2]). Zum Suff. siehe Dirkot. – *Dirkot*, Sud., 91 S. 18[r]: vgl. Dirke, Pr. P. U. II, 449[3]); zum Suff. Byot, Pr. Md 285[4]); Bijotai, lit. Dorf, L. T. I, 225 oder (mi ŏ für ŭ) Liccote, Pr. M 2, 136: pr. likuts = klein; Labùtis Lit. K.[5]). – *Galms*, Sud. XVI, 2: Kurzname zu Gal-minas, Gal-mantas, Lit. (J. F. 34, 310)? – *Gedetes*, Sud. XVI, 2; Jedetus S 1, 145[6]); Gedête S 1, 510: vgl. Gedethe, Pr. Md 317; Ged-aitis, Lit K. Zum Suff. noch Balêtai, lit. Dorf. K.: lit. balà = Moor. – *Jundilz* Jatw., Hyp. 193: vgl. Junde, Pr. P. U. II, 449; Junduls, Lit. K., zum Suff. Cabilo, Pr. Md 152 (ī?) und lit. Jundyliai, E. Wolter, Spiski naselennyichz mĕstz Suv. gub. S. 276. – *Cantigerde* Sud. S 1, 256; Kantigirde 99 S. 78[v]; Kantegirt S 1, 509: vgl. Kanthe, Pr. Md 413; Kant-vila, Lit. K. + Gird-une, Pr. M 2, 326; Vis-girdis, Lit. K. – *Catcze*, Sud. 107 S. 175[r]; Gatcze 108 S. 183[lr] (Abschr. von 107!): vgl. Katcze, Pr. 107 S. 300[r]. Lautwert von tcz ungewiß. – *Komatz*, Jatw., Hyp. 191: Dazu Camynis, Pr. Md 475? – *Kudare*, Sud. S 1, 139: vgl. Kvdir, Pr. 161 S. 146[r]; Kudrus, Lit. K. Zum Suff. Preidar, Sandar, Pr., Pierson Altpr. Namenkod. 699, 708; Daudars, Kadars Lit. K. (zu lit. darýti? Leskien J. F. 34, 304). – *Melms*, Sud. 91 S. 17[v], kann auch Melins, Melnis gelesen werden: vgl. Mel-eycke, Pr. XXVIII, 46? – *Mintelja* Jatw., Hyp. 205: vgl. Mint-ucze, Pr. 100 S. 112[r]; lit. Minta-gailiškiai, Ort, L. T. II, 28. Zum Suff. Darg-elo, Pr. Md 106; Darg-ēlis, Lit. K. – *Mosodins*, Molodins Sud. 91 S. 17[v], kann auch -dnis sein: der Name sieht russisch aus. – *Mudjeiko*, Jatw., Hyp. 205: vgl. Mode, Schalauer S 2, 680; pr. Mude-, Modegarben, Ort 105 S. 242[v], 131 S. 110. Zum Suff. Jod-eyke, Pr. 111 S. 52[v]; Gir-eikis Lit. K. – *Muntigen* (Dat.) Sud. 100 S. 114[r]: vgl. Muntigen, Pr. S 1, 258. – *Nebjastz*, Jatw., Hyp. 186: Präfix pr.-lit-lett. ne = nicht? vgl. Ne-karkis, Pr. P. U. II, 116; Nelaimikis, Lit. K. – *Pestilo*, Jatw., Hyp. 205: Zum Suff. siehe Jund-ilz; oder zu Dag-ilius, Lit. K.? –

---

[1]) Hypatijewsche Chronik, Petersbg. 1845.
[2]) Lietuvių Tauta
[3]) Preuß. Urkundenbuch.
[4]) Monum. hist. Warmiensis Bd. I, Diplomata.
[5]) W. Kalwaitis, Liet. wardu Klĕtele.
[6]) Scriptores rerum Prussicarum.

Pywile, Powile, Sud. 91 S 24 v. – *Preisinges*, Sud. 106 S. 53 r; lit. prëšingas = widerspenstig, wie Meilingis, Lit. K.: lit. meilingas = liebevoll; Noringis, Lit. K.: lit. noringas = willig; Nautinge, Pr. Pierson a. a. O. 686: pr. nautei (Dat. Sg.) + Suff. -ing. – *Prodwele*, Sud. 99 S. 81 v: *Protwile? vgl. Pansdo-prote, Pr. Md 486 und Wisse-wel, Pr. 100 S. 20 r; Vaiš-vilas, Lit. K. – *Rekals*, Sud. XVI, 2: lit. rukalė = Eule. Nach Geitler, Lit. Stud. 107 nur bei Labiau gebräuchlich, daher vielleicht pr. Lehnwort? – *Russigenus* (lat.) Sud. S1, 141: vgl. pr. Rossigeyn, Ort 131 S. 143; Ruzgỹs, Lit. K. – *Schare*, Sthare, Sud. 99 S. 81 v, 100 S. 114 r. – *Šjurpa*, Šjurka, Jatw., Hyp. 205. – *Scumant*, Sud. XVI, 2; Scumandus (lat.) S1, 142; Scomant S 1, 505; Skomondz, Jatw. Gustinsche Chron. S. 344 (Petersbg. 1845): vgl. Scumo, Pr. S 1, 118 und Wisse-mante, Pr. Lewy 66 [1]); Sud-mants, Lit. K. – *Scurdo*, Sud. S 1, 146; Scurde S 1, 510: vgl. Schurd-enne, Pr. 110 S. 74 r; Skurda, Lit. J. F. 34, 325. – *Steikintz*, Jatw., Hyp. 191 (Stek-): vgl. Steik-unas, Lit. L. T. II, 43 und Dau-kinte, Pr. S 2, 573; Kinti-butis, Lit. K. – *Zohe*, Sud. 91 S. 17 v: Korruptel? – *Zwiniennen* (Dat.), Zwnne . . ., Sud. 100 S. 109 v; 99 S. 78 v. – *Tholeike*, Sud. 99 S. 81 v: vgl. Toleīkis, Lit. K.; Tole, Pr. 161 S. 139 v (ō?). Zum Suff. siehe Mudjeiko. – *Wadole*, Sud. S 1, 143: pr. wadule = Pflugbaum. – Der Vollständigkeit halber füge ich die angeblichen Sudauernamen aus Simon Grunau (ed. Perlbach I) bei. Sie haben bei der Verlogenheit des Mönchs keine Beweiskraft: Peippylko, Peylpilco S. 70; Wilto S. 266; Wailubo, Haylube S. 267. Dazu noch Meynuso, Luc. David 4, 119. Davids Vorlage, Grunau, nennt ihn freilich S. 240 einen Preußen.

Ortsnamen: *Boldikišča*, Olydikišča, jatw., Hyp. 192: zum Suff. siehe Privišča. – *Burjalja*, jatw. Hyp. 192: zu Bur-it, Pr. C.[2]) Nr. 1 S. 51 v? Zum Suff. siehe Mint-elja. – *Denowe*, jatw., P. U. II, 70: vgl. pr. Denow M 1, 180; lit. Dainava, R. Friedrichsen, Karte v. Litauen. – *Dernen*, jatw. P. U. II, 70: vgl. pr. Derne, Saml. Urkundenb. 21. – *Dora*?[3]) jatw., Hyp. 192. – *Drohyczyn*, caput Pollexianorum, Kadlubek a. a O. IV, 19; Drohiczin, Matthias v. Miechow a. a. O. 40: jatw.? – *Gubiniten*, jatw. P. U. II, 70: vgl. pr. Gub-ithen 5b S. 386; Gub-icke, Pr. P. U. II, 449; Gubas, Lit. K. Es steckt *Gubins, Jatw. + balt. Suff. -īt-. – *Cresmen*, jatw. P. U. II,

[1]) E. Lewy, die altpr. Personennam., Diss. Breslau 1904.
[2]) Aus dem Bischöflichen Arch. Frauenburg.
[3]) Ob überhaupt Namen?

70; Crasima, sud. S 1, 143. Die Bewohner heißen Hyp. 193 Krismencje. – *Kirsnouwin*, sud. S 1, 509; Kirsuovia (n in u verlesen!) S1, 145: Gau am Nebenfluß der Šešùpė Kirsna: vgl. pr. Kirsnappe, Fluß XXVI, 140; lit. Kirsnùpė, Fluß K., zu pr. kirsnan = schwarz. – *Kymenow*, sud. S 1, 138: Dasselbe balt Suff. wie in Den-owe. – *Komata*, jatw., Hyp. 193: Dorf des Jatw. Komatz. – *Korkoviči*, jatw., Hyp. 193. – *Lzkz*, Lukz, Fluß, jatw., Hyp. 186: jetzt Lyck-Fluß[1]). – *Meruniska* (lat.) sud. S 1, 139: Merune, Pr. T. Nr. 1 S. 95[v] + balt. Suff. -išk-, vgl pr. Jawnen-isken XXIX, 30; lit. Akmen-iškiai K. Der Name ist im heutigen Mierunsken erhalten. – *Olegz*, Fluß, jatw., Hyp. 186, jetzt Lega-Fluß bei Oletzko. – *Pokima*, sud. (lat.) S 1, 138; Pokimiam (Akk.), Pokinian (ni für m!) S 1, 140; Pokimen S 1, 500: balt. pō, pa = unter, vgl. pr. Po-wangin 5b S. 324; lit. Pa-pelkiai K. + Kymen-ow. Die Bewohner heißen Hyp. 193 Pokjencje. – *Privišča*, Pravišča, jatw., Hyp. 193: Der Ort heißt 1422 Preywisci 291 S. 188[r], Prewoysci 291 S. 201; Preywiski 291 S. 313[r]. Er lag auf der jetzigen lit.-pr. Grenze. Das russ. -išč- vertritt also das balt. -išk. – *Rai*, jatw. Hyp. 191 jetzt Raj-grod. – *Raimoče*, jatw., Hyp. 193. – *Silia*, Selia (lat.) sud. S 1, 143; Silien S 1, 505: wohl = jatw. Zlina Hyp. 205. Die Bewohner heißen Zlinzci Hyp. 193. – *Sentane*, jatw. P. U. II, 70. – *Taiseviče*, jatw., Hyp. 193. – *Winse*, Wald, sud? S 1, 138; Wint S 1, 184: jetzt Wensöwen? oder Wensowken? Siehe Sembrzycki a. a. O. – *Žaka*? jatw., Hyp., 186.

Ziehen wir das Fazit aus obiger Sammlung, so ergibt sich mit Sicherheit nur eins: die Namen bestätigen die Zugehörigkeit der S.-J. zum balt. Sprachzweig. Die ganze Art der Namenbildung, die dabei gebrauchten Wortstämme, die Suffixe weichen soweit durchsichtig in nichts vom Preußisch-litauisch-lettischen ab. Auch fehlt jede Spur, die auf einen selbständigen Sprachzweig hinwiese, wie ihn Długosz und Mathias v. Miechow haben wollen. Widerlegt wird die Vermutung W. Gaigalats (Litauen, S. 22), daß die S.-J. Dzuken waren; denn t, d bleiben vor i erhalten: Dirkot, Jundilz, Muntigen . . Desgleichen läßt sich v. Rozwadowskis (R. Sl. V, 18f.) Theorie vom ostlit. Charakter des Jatwingischen nicht halten: an, en werden in Ankadz, Skomondz (sud. Scumant) und Sentane nicht zu un bezw. in. Ich wähle nur die jatwingischen Namen, weil Rozwadowski a. a. O. die Sudauer

[1]) Zu den Ortsbestimmungen siehe Sembrzycki, Altpr. Monatsschrift 28, 76 ff.

von den Jatwingern trennt und zu den Preußen stellt. Nach Kaiser Sigismund und wohl auch nach Witowt (s. weiter unten) sind sie aber eins. Auch die Zusammengehörigkeit[1]) von den sud. Landschaftsnamen Crasima, Pokima, Silia mit den als Jatwingern bezeichneten Krismencje, Pokjencje, Zlinzci ist gegen Rozwadowski. — Anders steht es mit der Hypothese Bezzenbergers (B.B. IX, 293; Mitteil. der lit. litt. Gesell. III, 191), daß die Sprache der S.-J. der pr. lit. Schriftsprache zugrunde liegt. Ihr widersprechen die sud.-jatw. Namen an sich nicht und hist.-geogr. ist sie wohl die einfachste Lösung; denn zweifellos wohnten mindestens in einem Teil des jetzigen Südlitauen Sudauer-Jatwinger, z. B. an der oberen Šešupė (Töppen, Gesch. Masurens 6) und im Flußgebiet der Kirsua (siehe unter Kirsnouwin). Erwähnen möchte ich hier auch den Wald Girgen im „Sud. Winkel" (Cod. 3476, 11 Königsb. Staatsarch.), der doch lit. giria = Wald enthält (pr. median). Dennoch möchte ich mich der Annahme, daß die Litauer jener Gegend die alten S.-J. sind, nicht mehr anschließen. Die dagegen sprechenden Zeugnisse haben sich gehäuft. Freilich die sud.-jatw. Namen könnten wie gesagt zur Not auch als lit. gelten, aber sie scheinen doch mehr zum Preußischen zu stimmen, vgl. Abdangen, Dernen, Catcze, Preisinges (mit ei für lit. ė und s für š; pr. prēisiks, lit. prėšas = Gegner), Wadole. Dazu treten noch die andern Zeugnisse. In der Beschwerde Witowts gegen Sigismunds Schiedsspruch, sagt er von den Žemaiten, sie seien Litauer und allein deshalb ihm zuzusprechen, während der Besitz der „terra Sudorum sive Gettarum" nur mit dem Alter seiner Ansprüche usw. begründet wird (Cod. epist. Vitoldi S. 468). Leider ist das „Sudorum sive Gettarum" zweideutig. Wenn Witowt die Bezeichnung Gettae ebenso wie die poln. Chronisten gebraucht also = Prussi, dann sind die Sudi bestimmt keine Litauer. Aber wahrscheinlich setzt er dem Ausdruck Sigismunds Suderlant alias Jetuen „gelehrt" entgegen Sudorum sive Gettarum. Vielleicht auch entsprach Gettae besser der der lit. Form des Jatwingernamens. Jedenfalls reklamiert er sie nicht als Litauer. Dazu kommt, daß nach dem Katechismus die Sudauer das Preußische ohne weiteres verstanden, was für einen Litauer keineswegs möglich ist, daß ferner die Formen und Vokabeln des Sudauerbüchleins pr. Gepräge tragen. Auch daß die Pollexiani Prussorum genus waren, wie Kadłubek, Boguchwał und Wincenty schreiben, paßt am besten zu dieser Auffassung. Kurz, wenn man alles das zu-

[1]) Sjögren a. a. O. 189.

sammenfaßt, ergibt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß die Sudauer-Jatwinger sprachlich den Preußen sehr nahe standen, weit näher als den Litauern. Ob aber ihre Sprache nur ein Dialekt des Preußischen war oder schon als selbständiger Zweig des Baltischen aufgefaßt werden durfte, was man nach Długosz und Mathias v. Miechow vermuten könnte, entzieht sich der Beurteilung.

TARTU ÜLIKOOLI
RAAMATUKOGU

Ein goldenes Diadem der Völkerwanderungszeit.

Von Alfred Götze.

Man kann in den alten Beständen unserer Museen immer noch Entdeckungen machen. Diesmal betrifft es den allbekannten Fund von Höckricht im Kreise Ohlau in Schlesien, der schon im Jahre 1831 in den Besitz des Königl. Museums vaterländischer Altertümer zu Berlin kam. Obgleich in den Erörterungen über die germanische Kunst der Völkerwanderungszeit häufig auf ihn zurückgegriffen wird, hat er doch noch keine eingehende Bearbeitung gefunden. Fundumstände und kurze Beschreibung kennt man aus v. Ledeburs Veröffentlichung[1]), die im Wesentlichen ein Abdruck seiner Niederschrift im handschriftlichen Museumskatalog ist. Später hat Krause nochmals den Katalog ausgeschrieben[2]). Auch jetzt soll keine vollständige Bearbeitung des Fundes gegeben werden — dazu reicht hier der Raum nicht aus —, sondern ich möchte nur einen Teil des Fundes richtig deuten und damit eine seltene Denkmälergattung um ein Exemplar bereichern.

Es handelt sich um sechs Stücke Goldblech, die mit roten Steinen besetzt sind. Vier von ihnen sind rechteckig (Katal. II 315—318; v. Ledebur Taf. IV, Nr. II 315; Krause Fig. 4—7), zwei haben an einer Seite je zwei vorspringende Lappen (Katal. II 319a, 320a; Krause Fig. 8 und 9). Alle sechs Stücke sind mehrfach durchlocht und waren augenscheinlich als Verzierung auf irgend einem Gegenstand befestigt. Zu v. Ledeburs Zeit scheint das eine der beiden ausgelappten Stücke (II 319a; Krause Fig. 8) noch in Verbindung mit einer der beiden silbernen[3]) Schnallen (II 320b; Krause Fig. 10) gestanden zu haben und zwar als Besatz des Riemenendes, an dem die Schnalle hing[4]). Dann liegt es aber nahe, auch das andere ausgelappte Stück (II 320a; Krause Fig. 9) in ebensolche Verbindung mit der zweiten Silberschnalle

---

[1]) v. Ledebur, Das Königl. Museum vaterländischer Altertümer im Schlosse Monbijou zu Berlin, 1838, S. 46 ff.

[2]) Eduard Krause, Der Fund von Höckricht, Kr. Ohlau, Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift N.F. II. Band, 1902, S. 46—50.

[3]) v. Ledebur und Krause geben als Material an gehärtetes Eisen oder Stahl mit feinem Goldblech bekleidet. Die Goldplattierung ist heute nicht mehr vorhanden, aber auf der Abbildung bei v. Ledebur noch erkennbar; das Material des Kerns ist aber nicht Eisen oder Stahl, sondern Silber.

[4]) v. Ledebur, a. a. O. Taf. IV, Nr. II 319. — S. Ch. Wagener, Handbuch der vorzüglichsten, in Deutschland entdeckten Altertümer aus heidnischer Zeit, Weimar 1842, Taf. 57, Abb. 603.

des Fundes (II 319b; Krause Fig. 11) zu bringen. Und wenn einmal zwei dieser Goldbleche als Riemenbeschläge erkannt sind, werden die übrigen vier wohl ebenfalls als Riemen- bezw. Gürtelverzierung gedient haben; und so sind sie bisher auch aufgefaßt worden[1]). Dabei fallen aber starke Unregelmäßigkeiten in der Ausgestaltung der Goldbleche auf, die man bei der Herstellung ad hoc wohl vermieden hätte. Bei dem einen ist nämlich eine Schmalseite mit einer doppelten breiten Buckelreihe gerandet, eine Langseite mit einer ebensolchen einfachen, die andere Langseite mit einer einfachen schmalen Buckelreihe, und die letzte Seite ist unverziert; und ähnlich verhält es sich mit den andern Blechstücken, ja an den Laschen des einen Schnallenbeschlags sind sogar zwei leere Goldzellen mitten durchgeschnitten (vgl. Taf. V_2 linke untere Ecke der Mittelgruppe). Die Blechstücke sind also ursprünglich nicht in dieser Gestalt hergestellt sondern sind Teile eines schon im Altertum auseinander geschnittenen größeren Zierstückes und sind sekundär als Gürtelbeschläge benutzt worden.

Welcher Art war nun das ursprüngliche Zierstück? Vor mehreren Jahren versuchte ich die Teile aneinander zu passen und da ergab sich, daß die beiden Stücke II 316 und 317 und die drei Stücke II 315, 318 und 320a sich zusammenfügen lassen. Ich habe sie durch hintergeklebte Papierstreifen vereinigt, und so sind sie seitdem im Museum ausgestellt (Taf. V_2).

Nun läßt sich auch die ursprüngliche Form des Schmuckstückes erkennen: es ist ein 5 cm breites Band aus dünnem Goldblech, das oben, unten und links mit einer doppelten, rechts mit einer einfachen Reihe getriebener Buckelchen umrahmt wird; diese Buckelreihen sind durch Aufdrücken des Goldblechs auf Perldraht erzeugt. Die Fläche ist in senkrechte, 1 cm breite Felder eingeteilt, die durch eine Doppelreihe ebensolcher, nur kleinerer Buckel gegeneinander abgegrenzt werden.

In jedem Felde sitzen fünf rote Steine von verschiedener Form übereinander und zwar so, daß sie zugleich Horizontalreihen von in sich gleichgeformten Steinen bilden. Die oberste Reihe besteht aus Dreiecken, deren Spitze nach oben weist; die zweite Reihe ist tropfenförmig (spitzoval), die dritte rechteckig, die vierte sind unregelmäßige schräg stehende Vierecke, die fünfte wieder Dreiecke wie oben.

Die Einlagen bestehen durchgängig aus roten Steinen, und zwar scheint man sowohl Granat wie Almandin unterschiedslos verwendet

---

[1]) Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens, Breslau 1906, S. 125.

zu haben. Cabochons fehlen, die Steine sind ausnahmslos flach geschliffen, aber nicht völlig eben sondern ganz schwach sphärisch, wodurch der Spiegelglanz an Lebendigkeit erheblich gewinnt. Die Seitenränder sind geschliffen. Die Steine liegen in Zellen aus aufgelöteten schmalen Goldbändern. Die Zellen sind so niedrig, daß die Steine unmittelbar, also ohne Kitthinterfüllung auf dem Goldblech aufliegen. Folien unter den Steinen lassen sich nicht beobachten, gewaffelte, gerippte oder sonstwie façonnierte Folien sind keinesfalls vorhanden. Der Gegenstand ist (mit 13 senkrechten Feldern) mindestens 13 cm lang gewesen, möglicherweise sind aber ein oder mehrere Felder beim Zerschneiden ausgefallen. Die hintere Fläche ist abgesehen von der Zerknitterung und der getriebenen Umrandung glatt und eben und läßt keine Spuren der Unterlage, auf der das dünne Goldblech ursprünglich befestigt gewesen sein muß, erkennen. Nur am Einzelstück mit zwei Laschen (II 319a, auf der Abbildung links) sitzen in der Nähe einiger Nietlöcher geringe Grünspanreste, die wahrscheinlich von der sekundären Montierung herrühren.

Überschaut man das Ganze, so springt die Ähnlichkeit mit gewissen Diademen der Völkerwanderungszeit ins Auge. Bei der Vergleichung wollen wir die nach Stil, Material, Technik und wohl auch nach der Zeitstellung abweichenden Diademe von Werchnje-Jablotschnaj[1]) in der Eremitage und von Maikop[2]) im Berliner Antiquarium (Sammlung von Gans) bei Seite lassen und uns auf diejenigen von Tiligul, Tsorna und Kertsch beschränken.

Vom Diadem von Tiligul[3]) ist noch keine Abbildung veröffentlicht, es sei daher beschrieben: Band aus dünnem Goldblech, ein Ende fehlt, jetzige Länge 48,4 cm, ursprüngliche Länge 51 cm, Breite in der Mitte 3,7 cm, nach den Enden abnehmend. Auf dem Rand ist herumlaufend schmales Goldband aufgelötet, das durch Aufdrücken auf einen kantigen gedrehten Metallstab (Torques) façonniert ist, also eine Art imitierte Schnurverzierung[4]) darstellt, und zwar sind es zwei „Schnuren", eine rechts- und eine linksläufige. Mit Ausnahme der beiden Enden, die auf eine Länge von 6,5 cm freibleiben, ist die

---

[1]) Otschet der Kaiserl. Archäol. Kommission für 1902, S. 1-26, Abb. 211.

[2]) Amtliche Berichte aus den Königl. Kunstsammlungen, Berlin, XXXV, Sp. 123, Abb. 64 (Götze).

[3]) Amtliche Berichte XXIX, Sp. 39 (Götze). — Frühgermanische Kunst. Sonderausstellung im Kaiser-Friedrich-Museum, Katalog. Berlin 1915, S. 13, Nr. 44.

[4]) Über imitierte Schnurverzierung bei der Keramik vgl. Götze, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus, Berlin 1920, Einleitung S. XII ff.

Fläche mit roten Steinen in aufgelöteten Einzelzellen verziert, die in drei Horizontalreihen angeordnet sind; nur in der Mitte wird diese Anordnung durch drei nebeneinander stehende sehr große, jetzt leere Zellen unterbrochen. Im mittleren Teile sind auf eine Länge von 17 cm runde und ovale Cabochons aus Carneol und Granat verwendet worden, daran schließt sich rechts und links je eine Gruppe von 10 cm Länge aus flachen Almandinen und Granaten, die in ihrer verschiedenen Gestalt und der schwach sphärischen Oberfläche genau denjenigen des Höckrichter Diadems entsprechen; die untere Reihe enthält rechteckige, die mittlere dreieckige und rautenförmige, die obere tropfenförmige, dreieckige, viereckige und halbkreisförmige Steine. Folien fehlen ebenso wie in Höckricht. Die Mittelgruppe der Cabochons ist gegen die beiden Seitengruppen der flachen Steine nicht abgegrenzt, die Reihen setzen sich ohne Unterbrechung fort.

Das Diadem von Tiligul stimmt mit den Höckrichter Fragmenten überein in der Verwendung genau derselben flachen Steine, in genau derselben Montierung in Einzelzellen ohne Folie und in der Anordnung in einfachen Horizontalreihen. Es ist der gleiche Stil und die gleiche Technik. Dabei bestehen aber nicht zu übersehende Unterschiede. Bei Höckricht konvergieren die Horizontalreihen nicht wie es bei Tiligul der Fall ist; die Gesamtform des Gegenstandes war also verschieden. Ferner fehlt bei Tiligul die Vertikalgliederung. Bei Höckricht sind keine Cabochons verwendet. Schließlich ist die Technik der Umrandung verschieden, bei Tiligul aufgelötete façonnierte Streifen, bei Höckricht unmittelbar in den Blechkörper gepreßte Buckelreihen.

Wenden wir uns nun dem Diadem von Tsorna zu[1]). Dem Tiliguler steht es sehr nahe durch die ähnliche nach den Enden ablaufende Gesamtform, durch die gleichzeitige Verwendung von Cabochons und flachen Steinen von derselben Art und Montierung, durch ihre Anordnung in Horizontalreihen und die Betonung der Mitte durch einige besonders große Steine. Während bei Tiligul massierte Cabochons eine Mittelgruppe bilden und so eine Dreiteilung bewirken, sehen wir bei Tsorna ebenfalls eine Gliederung in drei Abschnitte, sie wird aber durch zwei steinfreie Vertikalstreifen mit getriebenen Ornamenten hergestellt; die Cabochons nehmen nicht das ganze Mittelfeld ein, sondern bilden die unterste Reihe in ihrer ganzen Länge. Außer roten

[1]) Beschreibung und Abbildung bei Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn Band II, S. 12ff.

Steinen wird hier auch grünes und weißes Glas sowie Bernstein verwendet.

Beim Vergleich von Tsorna mit Höckricht ergeben sich dieselben Übereinstimmungen und Unterschiede, wie sie zwischen Tiligul und Höckricht festgestellt worden waren. Nur beim Randornament ist zu bemerken, daß es bei Tsorna im Gegensatz zu Tiligul nicht aufgelötet sondern wie bei Höckricht eingepreßt ist; auch sein Muster — eine Schlangenlinie zwischen zwei Parallellinien — findet sich in Höckricht wieder, allerdings nicht auf dem Diadem sondern auf zwei Riemenzungen.

Nimmt Tsorna eine Zwischenstellung zwischen Tiligul und Höckricht mit stärkerer Hinneigung zu ersterem ein, so kann man bei dem Diadem von Kertsch (Taf. V_1)[1]) eine weitgehende Übereinstimmung mit den Höckrichter Fragmenten feststellen, in dem Maße wie es sich von Tiligul und Tsorna entfernt: keine Tabochons sondern nur flache Almandine und Granate in denselben Formen und mit dem gleichen charakteristischen Sphärenschliff der Oberfläche, Anordnung in einfachen, nicht konvergierenden Horizontalreihen (bei Kertsch ist aber keine Vertikalgliederung angestrebt) und die in Form und Technik gleiche Randverzierung. Letztere führt nun noch einen Schritt weiter in der Bestimmung der Höckrichter Fragmente. Wie wir gesehen hatten, ist bei ihnen an drei Seiten die Buckelreihe doppelt und an einer Schmalseite einfach. Genau dasselbe ist nun der Fall beim Kertscher Diadem und zwar an den beiden Seitenteilen: die einfache Buckelreihe liegt hier an der dem Mittelteile zugewendeten Schmalseite. Von einem ebensolchen Seitenteile rühren also auch die Höckrichter Fragmente her. Legt man sie so, daß die Dreiecke der oberen Steinreihe mit denjenigen von Kertsch gleichgerichtet sind, d. h. mit der Spitze nach oben weisen, so kommt die einfache Buckelreihe nach rechts zu liegen, es ist also eine Übereinstimmung mit dem (vom Beschauer aus) linken Seitenteil des Kertscher Diadems. Die Höckrichter Fragmente gehören demnach dem an der rechten Kopfseite getragenen Seitenteil eines nach Art des Kertscher dreigeteilten Diadems an.

Die weitere Vergleichung mit dem entsprechenden Kertscher Diademteil zeigt, daß die Breite des Goldbandes bis auf das Millimeter übereinstimmt. Kertsch ist 4,4 cm breit. Bei Höckricht war oben die Breite mit 5 cm angegeben, aber da ist der aufgebogene Rand mit-

[1]) Amtliche Berichte XXIX, Sp. 64, Abb. 44 (Götze). — Frühgermanische Kunst usw. S. 10, Nr. 1.

gemessen, mit dem das Goldblech um die vorauszusetzende Bronzeunterlage gefalzt war; mißt man nur bis zu den äußeren Grenzen des Randornamentes, erhält man ebenfalls eine Breite von 4,4 cm. Bei einer solchen Übereinstimmung der beiden Diademe von Höckricht und Kertsch hinsichtlich der Form, der technischen Einzelheiten und des verwendeten Steinmaterials kann man nicht umhin, die gleiche Ursprungszeit und den gleichen Ursprungsort anzunehmen, ja man ist versucht, sie auf dieselbe Werkstätte zurückzuführen.

Als Leitform für die Zusammenstellung der archäologischen Gruppe, in die das Höckrichter Diadem einzureihen ist, lege ich die Gestalt und Applikation der Steine zugrunde. Man hat dieser Sache bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt und pflegt die verroterie cloisonnée der sogenannten Völkerwanderungszeit zu sehr als etwas Einheitliches zu betrachten. Und doch liegen hier Unterschiede vor, die zur Lösung der schwebenden Fragen wesentlich beitragen dürften, wenn sie erst einmal in Angriff genommen werden. Dazu fehlt hier der Raum, aber wenigstens andeutungsweise mag auf einige solcher Gruppen hingewiesen werden.

Da ist zunächst die Wolfsheimer Platte als Vertreter einer auf sassanidischen Ursprung zurückgehenden Gruppe[1]), bei der das Metall flächenbildend auftritt und die flachen Steine in Intervallen in den Metallkörper eingelassen bezw. hintergelegt sind. Bei einer andern sehr verbreiteten Gruppe bilden die Steine die Fläche, und vom Metall treten nur die Zellenränder in die Erscheinung (geschlossener Zellenstil); die Steintäfelchen sind hier völlig eben und zu regelmäßigen geometrischen Figuren gestaltet; Beispiel: Ehilderich-Grab. Ausnahmsweise begegnet eine Wölbung der Steinfläche, aber nur insoweit sie der gewölbten Oberfläche des Gegenstandes folgt wie beim sogen. Panzer Theoderichs. Gewisse Einzelheiten beim Steinschliff können gruppenbildend verwendet werden, wie ich es hinsichtlich der in die Steinfläche eingeschliffenen kleinen Ringchen getan habe[2]). Weiter ist zu nennen die Montierung meist gewölbter Einlagen hinter Blechbelag, durch dessen Fenster sie herausschauen; Beispiele: Fibeln von Voigtshagen und aus der Krim[3]). So ließen sich noch manche technische Gruppen aufstellen[4]), ich beschränke mich aber darauf, nur noch auf die große

---

[1]) O. Grautoff: Emile Mâle, Studien über deutsche Kunst, Leipzig 1917, S. 83.
[2]) Götze, Die altthüringischen Funde von Weimar, Berlin 1912, S. 22f., 29.
[3]) Salin, Tierornamentik S. 44, Fig. 99–101.
[4]) Vgl. auch Hampel a. a. O. Band I, S. 474ff.

Gruppe von Goldschmiedearbeiten hinzuweisen, bei denen die Steine in einzeln stehenden Zellen auf die Metallfläche aufgesetzt sind und die nach der Form der Steine und der Art der Zellen in mehrere Untergruppen zerfallen; ich möchte dies den Einzelzellen-Stil nennen.

Aus dieser großen Gruppe hebt sich nun eine Unterabteilung heraus, die eine scharf umrissene Einheit bildet und der auch unser Höckrichter Diadem angehört. Ihre Hauptmerkmale liegen in der Gestalt und Oberflächenbehandlung der Steine und in der Zellenbildung. Was zunächst die Form der Steine anlangt, so sind es, wie schon bei der Beschreibung des Höckrichter Stücks gesagt wurde, kleine Täfelchen von geometrischer Gestalt: Rechtecke, Rhomben, Dreiecke, tropfenartige Spitzovale [1]), Halbkreise und Ähnliches, aber die Figuren sind nicht regelmäßig. Die Oberfläche ist nicht genau eben, sondern schwach sphärisch; das mag damit zusammenhängen, daß man die Steine vermutlich freihändig schliff, wobei infolge der pendelnden Handbewegung die Fläche sich nach den Rändern abdachte. Die Seitenwände sind geschliffen und konvergieren meist ein wenig nach oben. Man trifft sie nur in einzeln aufgesetzten Zellen an. Die Anordnung verrät wenig Kunst; entweder bilden sie einfache Reihen wie bei den Diademen, oder sie sind regellos über die Fläche verstreut wie bei vielen Fibeln, z. B. auf der Kopfplatte einer der Fibeln von Szilagy-Somlyo [2]); sonst sind nur einfache geometrische Figuren angestrebt. Die Halbkreise und flach-gleichschenkligen Dreiecke stehen mit Vorliebe „hochkant" auf einer Spitze (vgl. am Kertscher Diadem das Mittelfeld und die 1. und 3. Reihe der Seitenteile). Die Zellen werden durch schmale und dünne auf den Grund aufgelötete Goldbänder gebildet; sie haben nur eine geringe Höhe, so daß das dünne Täfelchen unmittelbar auf dem Goldgrund aufliegt, wodurch das Unterschieben einer Folie sich erübrigt — im Gegensatz zu andern technischen Gruppen, bei denen die Zelle so tief ist, daß unter der Steintafel ein Raum entsteht, der mit einer Masse ausgefüllt werden muß und dann die Einlage einer Folie erfordert.

Die kleinen Steinchen stimmen trotz der Verschiedenheit ihrer Gestalt im allgemeinen Charakter so sehr überein, daß ich sie auf ein Ursprungszentrum, auf eine Schleifschule zurückführen möchte, von der man sagen kann, daß sie nur verhältnismäßig kurze Zeit gear-

[1]) Nicht zu verwechseln mit den hochgewölbten Spitzovalen, die zeitlich und örtlich weit verbreitet sind.

[2]) Hampel a. a. O. Band III, Taf. 22, Nr. 10—11.

beitet hat, denn ihre Erzeugnisse kommen nur auf einer zeitlich und stilistisch eng umgrenzten Klasse von Goldschmiedearbeiten vor.

Zu ihr gehören außer den oben besprochenen vier Diademen die meisten Beifunde zum Kertscher Diadem [1]), ein Paar Zikadenfibeln von Kertsch [2]), die Fibel von Nježin, Gouv. Tschernigow [3]), Fibeln und andere Schmucksachen von Rutcha [4]), eine Anzahl Stücke des Fundes von Pécs-Üszög, Com. Baranya [5]), die beiden großen Fibeln von Untersiebenbrunn, Marchfeld [6]), eine Anzahl Fibeln des zweiten Fundes Szilagy-Somlyo [7]), die Fibeln von Airan, Normandie [8]) und noch etliche andere Funde, die ich augenblicklich nicht nachprüfen kann. Hierher gehört namentlich auch ein Fibelpaar von Varese [9]) mit starken Abnutzungsspuren, die auf eine lange Lebensdauer schließen lassen; als das einzige mir bekannte Vorkommnis in Italien ist es von besonderem Interesse.

Den Komplex von Altertümern, dem die hier behandelten Goldschmiedearbeiten angehören, pflegt man in das 4.—5. Jahrhundert n. Chr. zu datieren. Als Hauptverbreitungs- und Fabrikationsgebiet ist Südrußland zur Zeit der Gotenherrschaft anzusehen.

[1]) Frühgermanische Kunst usw. S. 10, Nr. 1—2.
[2]) Ebenda S. 11, Nr. 3—4.
[3]) Salin, Tierornamentik S. 14, Fig. 20.
[4]) Materialien zur Archäologie des Kaukasus (Sammlung Uwarow) Band VIII, 1900, Taf. 101 und 102.
[5]) Hampel a. a. O. Band II, S. 376.
[6]) Jahrbuch für Altertumskunde, Wien, Band V, 1911, Taf. I, Fig. 1 und 2.
[7]) Hampel a. a. O. Band III, Taf. 21—23, Fig. 5—15.
[8]) Salin, Tierornamentik S. 140, Fig. 353.
[9]) Nicht veröffentlicht; als Leihgabe im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Die Tibetische Übersetzung von Kālidāsas Meghadūta 38 (36).

Von Albert Grünwedel.

Die folgende Untersuchung eines Verses des wohlbekannten Gedichtes des Kālidāsa Meghadūta [1]) ging von der Beobachtung aus, daß dies von uns als lyrisches Gedicht beurteilte und mit Recht hochgeschätzte Werk Aufnahme gefunden hat im tibetischen Tandschur. Es muß demnach nach der Ansicht der Übersetzer, die doch indischem Denken näherstanden, als wir, dem Werke eine rituelle Bedeutung inne wohnen. Ich muß gestehen, daß ich diese Überzeugung schon lange hatte aus gewissen Andeutungen heraus, die das Motiv der Verbannung des Yakṣa selbst enthält, das aus dem Kontext des Gedichtes erfaßt werden kann. Der Grundgedanke ist ein durchaus tantrischer, nicht mißzuverstehen dem mit tantrischer Terminologie einigermaßen Vertrauten. Der plumpe Elefant, welcher während einer Liebesnacht den Prachtlotus zermalmt, wofür der Yakṣa, der die Wache hätte halten sollen, verbannt wird und seine Geliebte meiden muß, symbolisiert eine brutal eingreifende, bestialische Macht, die die normale Entwicklung physischen Gedeihens zerstört. Das tiefsinnige Gedicht ist voll von solchen Anspielungen, die vielleicht aus dem Leben oder wenigstens aus der Zeit des Dichters selbst sind. Eine Herausarbeitung all dieser echt indischen Motive würde viel Raum, weitläuftige Kommentare und große Vorarbeiten verlangen und vielleicht doch unsern Ästheten unwahrscheinlich und überflüssig erscheinen. Süßliches Schwärmen über tropischen Liebeszauber, angeregt durch die blumige, elegante und geistvolle Sprache, ist indischen Gedichten gegenüber unangebracht; vergessen wir nie die tiefbegründete ritualistische Bedeutung aller indischen Literaturprodukte, beachten wir die magische Kraft der heiligen Sprache

---

[1]) Abb. 1. Die Götter von Puri nach einem großen Plan des Tempels. 1/2. — Abb. 2. Śiva yāneiyūrittōn nach einem Bilde im Berliner Museum. — Abb. 3. Mahākāla nach den „fünfhundert Göttern von Narthang". — Schlußvignette. Manichaeischer Dämon aus Idiqūtschähri.

und des hier gerade so außerordentlich wohlklingenden, melancholischen und doch leidenschaftlich durchglühten Versmaßes, so werden wir begreifen lernen, was der Dichter, ich sage noch einmal, der indische Dichter wollte. Liegt dieser mystische geheime Sinn nun im Wort, im Satzbau und im Metrum, so wiederholt er sich immer wieder durch die Verklammerung prononcirter Andeutungen im Verlauf des Gedichtes. Nicht von vornherein, nicht mit der vordersten Pforte öffnet sich das Geheimnis des Antaḥpura, Türe folgt auf Türe, oft über Quergänge; allmählich gelangt man durch Vorhänge und Baldachine, an fächelnden Wänden, an blumigen Galerien vorbei in das Heiligtum. Unregelmäßigkeiten, kaum von Unkundigen beachtet, seltsame Dekorationen geben die Übergänge an, böse Reflexe werden abgeblendet oder elegant verhüllt und nie geht das Gedicht ohne versöhnenden Schluß aus, es schließt, wie mit einem Ausblick aus dem winzigen Fenster des Heiligtums auf ein vom Hausgarten buntumranktes Kultbild.

Eine solch seltsame Dekoration befindet sich nun in einem Verse (V. 38 [36]), der etwa das erste Drittel des Gedichtes überleitet. Hier ist eine solche Tür zu passieren, die grotesk aufgeputzt, in einen Quergang führt, aber, ich betone es sofort, eine Wiederholung des Grundthemas des brutalen Elefanten bietet. Wie der Vers bis jetzt verstanden wird, erscheint er als eine widerliche Burleske, die noch dazu keinen rechten Sinn gibt. Also: S'iva läßt das blutige Elefantenfell, in das er sich kleiden will, fallen, als er die Wolke von der aufgehenden Sonne gerötet vor sich sieht, und seine Gattin ist der Wolke dafür unter Tränen dankbar! Das ist eben indisch, sagen unsere Interpreten, darüber muß man hinweg sehen. Wenn ich recht habe und der Tibeter, wird das aber furchtbar und noch mehr indisch und dem melancholischen Tone des Gedichtes durchaus angepaßt. Seltsam sind die Vergleiche, die der Dichter anwendet und diese Vergleiche hat der tibetische Übersetzer besser verstanden, als wir. Bäume, die Hände haben, was wollen sie mit ihren Händen? Doch etwas fassen, aber was? Die Lektüre von Daṇḍins amüsantem Kāvyādarśa zeigt uns, wie peinlich jeder solche Vergleich geprüft und abgewogen wird, wie unmöglich nach des strengen Lehrers Normen störender Nebensinn ist; es ist also nicht ein Nebensinn in dem Worte bhujataruvanaṃ, sondern ein besonderer, absichtlich betonter Sinn. Der tibetische Übersetzer läßt die Pārvatī einen ganzen Regen von Tränen vergießen, weil die Wolke ihrem Gatten nahelegt, das blutige Elefantenfell fallen zu lassen? und statt „blutig" sagt der Dichter doch nur „naß" (ārdra) und der

Tibeter übersetzt sogar „weil Feuchtigkeit gewünscht wird". Das Elefantenfell soll also Regen, Feuchtigkeit, geben und der Regen scheint einzutreten, als S'iva nach der Wolke faßt und darüber ist Pārvatī dankbar. So muß also vorher der Elefant Feuchtigkeit gespendet haben, aber in einer sowohl S'iva, wie Pārvatī verhaßten, beweinenswerten Weise. Worüber kann aber die Göttin weinen? Nur über Bedrohung ihrer Würde, ihrer Macht. Da aber S'iva den Elefanten getötet hat, so hat sie keinen Grund mehr. Sie muß also über etwas Anderes weinen. Ein Wort, dem entschieden rituelle Bedeutung beigemessen werden kann: maṇḍalena fällt auf. Mit einem Maṇḍala lehnt sich die sonnendurchstrahlte Wolke um den Wald von Bäumen mit Händen, aber von oben (uccaiḥ), also außer Bereich der Hände. Dieses Umgehen und Vermeiden der Hände drückt der Tibeter geschickt mit brkyaṅs.pas aus. Solch überirdisches Maṇḍala muß sich aber, um Gedeihen zu bringen auf ein irdisches stützen, also sind die mit Händen versehenen Bäume eine Opferstätte. Die Erregung Pārvatīs beruhigt sich, nachdem der elefantenköpfige Dämon, der an diesen Bäumen blutige Opfer, wohl Menschenopfer, gebracht hat, von S'iva getötet ist. Nach der tibetischen Übersetzung wird die Glorie der von der Morgensonne durchstrahlten Wolke von der Göttin mit unbeweglichen Augen ehrfurchtsvoll begrüßt.

In dem borniertesten Winkel von Indien hatte bis vor 80 Jahren eine Gruppe von Aboriginer-Stämmen der Ostseite Indiens noch die grauenvolle Sitte, verschleppte oder gekaufte Mädchen, um Regen für die Felder zu erflehen, an einen großen Pfahl zu binden, der mit einer Drehvorrichtung versehen war, damit herumzudrehen, lebend in Stücke zu zerschneiden und die Fleischstücke auf die Reisfelder zu werfen. Der Pfahl hatte einen Elefantenkopf, wovon derselbe hātimuṇḍa hieß [1]). Es ist das Meriah-Opfer der Kāndhā in Orissa. Man könnte es für möglich halten, daß ein solcher Kult einem Aboriginer-Stamm gehörte, aber schon der Umstand, daß der Opferpfahl einen nicht dravidischen Namen hat, stimmt dagegen, dagegen ferner die allgemeine Erfahrung, daß überall die volkstümlichen Kulte der Draviḍa-Stämme verwilderte Kopien von Tantrazeremonien nichtdravidischen Ursprungs sind. Kittel hat in seiner Arbeit über den Liṅga-Kultus die Draviḍas von einer andern widerlichen Entartung freisprechen

---

[1]) E. Thurston, Castes and Tribes of Southern India III, S. 376 Campbell traf an einer Stelle vierzehn solcher Opferpfähle, die er von seinen Elefanten zerstören ließ.

können. Auch hier in Orissa bietet sich eine Brücke. Erinnern wir uns der abscheulichen, mit Fratzen ausgestatteten Baumstümpfe, die den Hauptgott von Purī, den „Herrn der Welt" Jagannātha, seinen Bruder und seine Schwester darstellen, erinnern wir uns, daß diesen rohen Götzen, wenn sie ihr tägliches Bad erhalten sollen, Elefantenmasken mit langen Rüsseln umgebunden werden, und wir haben die Vorbilder der Hātimuṇḍas (Abb. 1). Von Menschenopfern freilich ist

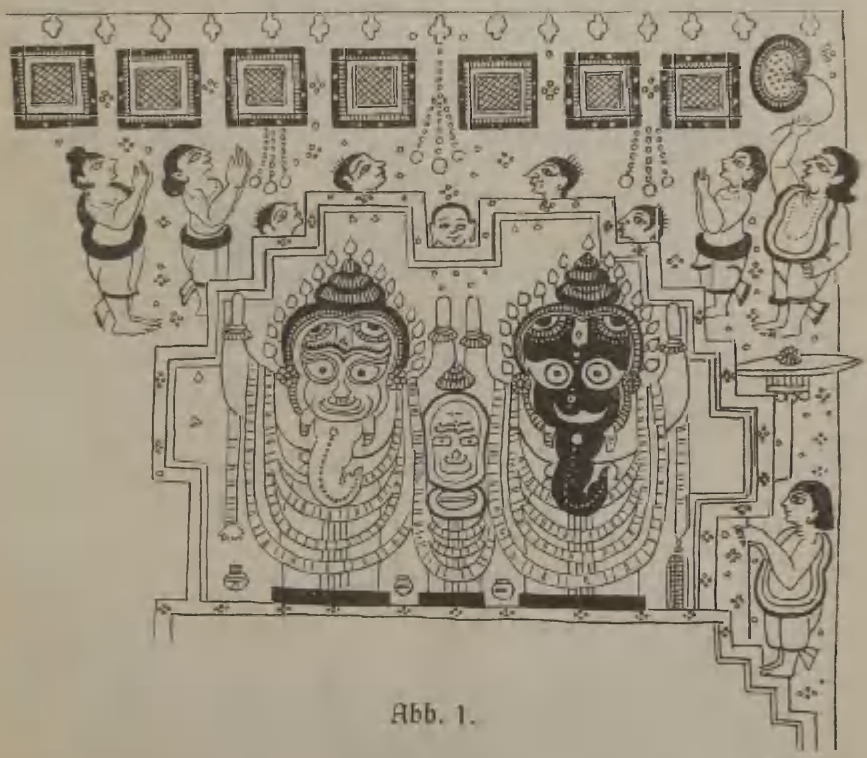


Abb. 1.

außer allerlei dunklen Gerüchten von Pilgern, die sich beim Rathyātrā aufopfern sollen, nicht mehr die Rede.

Aber:

Nach der einmütigen Überlieferung der Tibeter ist eine grandiose Manifestation des Kālacakra-Systems in Orissa erschienen. Dieses furchtbare Ritual, das ein buddhisiertes fremdes Produkt ist, kennt eine Anzahl von Opferrädern über Maṇḍalas, worüber Notizen im Śambhalai lam yig zu finden sind[1]). Wir haben hier in Orissa ein

[1]) Abh. kgl. bayer. Ak. Wiss. XXIX, 3, 1915, S. 24, 25, 27.

Erdrad vor uns, wobei blutige Menschenopfer fielen, um die Erde fruchtbar zu machen. Freilich brauchen wir nicht anzunehmen, daß Kālidāsa an Purī selbst dachte; denn ganz Jambudvīpa ist mit solchen Rädern bezeichnet mit Erd-, Feuer-, Wasser- und Sturm-Maṇḍalas. Die ungeheuerliche Bedeutung aber ergibt sich aus der Tatsache, daß das mit allerlei irreführenden, philosophierenden Kommentaren echt

Abb. 2.

orientalisch drapierte, infame System umgearbeitetes Manichäertum darstellt. Ich habe in meinem Buche „Altkutscha" das manichäische Urbild des elefantenköpfigen Satans herausholen können. Auf dieses Buch muß ich wegen Raummangel hier verweisen. S'iva mit dem Elefantenfelle tanzend ist in der brahmanischen Archäologie [1]) wohlbekannt (Abb. 2), im

[1]) G. Jouveau-Dubreuil, Archéologie du Sud de l'Inde. Paris 1914 II S 31. S'iva „yāneiyurittōn qui excoriavit elephantum".

Lamaismus ist Mahākāla[1]), einen oder zwei elefantenköpfige Dämonen niedertretend und noch dazu eine Elefantenhaut haltend, sehr häufig, (Abb. 3) aber auch im Zentrum des Verzweiflungskampfes der Bhikṣus mit den weißgekleideten Kindermördern, in Turfan, ist die Darstellung häufig[2]). Hierher gehört auch die in dem erwähnten Buche II, 37—61 ausführlich beschriebene, übermalte und quasi gesühnte Manichäerhöhle. Auf einem Bilde dort wird einer gräulichen Manichäerfratze entgegengestellt: S'iva seine Gemahlin liebkosend. Normale, physische Liebe des Herrn animalischen Lebens (paśupati) wird dort den ebenso scham-

Abb. 3.

losen, wie grausamen Verirrungen einer eingeschlichenen, frommtuenden Verbrecherbande ebenso entgegengestellt wie hier.

Das ist also der Grundgedanke des Verses:

„Gelehnt hoch oben rückwärts mit einem Strahlenkranz auf den Wald von Bäumen, die mit Händen begabt sind, zur Zeit der Morgendämmerung den roten Glanz einer frisch erblühten Sonnenrose zeigend, nimm, wenn der Tanz beginnen soll, den Wunsch hinweg nach dem Elefantenfell des Herrn animalischen Lebens, das Feuchtigkeit gibt, dann blickt auf dich mit Ehrfurcht Bhavānī, die Augen in Tränen, da ihre Empörung beruhigt ist."

[1]) A. Getty, The Gods of Northern Buddhism, Oxford 1914, Plate L a, b, LT.
[2]) Abh. kgl. bayer. Ak. Wiss. XXIV, 1, 1905, Taf. VIII.

Der Tibeter: „Komme du, um zu beseitigen die Vorbereitung jenes Tanzes, wobei, um Feuchtigkeit zu erlangen, angelegt wird das Elefantenfell des Herrn animalischen Lebens und indem du eine rote Lotusrose bildest durch die roten Lichtstrahlen der aufgehenden Sonne der Morgendämmerung und dich ausbreitest durch die großen Bäume des Waldes mit Armstümpfen, verweile da und wenn beruhigende Regengüsse herabströmen, wird dich Parvatī mit unverwandten Augen ehrerbietig anblicken."

Es ist aus der Übersetzung des Tibeters klar, daß seine Lotosrose (chu.skyes abja) dem Begriffe maṇḍala entspricht, den er ausläßt. Die goldnen Strahlen der Sonne ruhen auf den ein Maṇḍala auf der Erde bildenden Bäumen, die nun bloß Armstümpfe haben, also machtlos sind und so entsteht ein lotusblumenförmiges Maṇḍala. Der Tibeter, mit Tantragebräuchen vertraut, hat aber noch ein Epitheton eingesetzt, das im indischen Original fehlt: er nennt das Auge der Pārvatī (wie er statt Bhavānī sagt) unbeweglich (g, yo . med) hierin und in dem Ausdruck bhakti, den der Tibeter treffend mit gus.pa übersetzt hat, ist der Kern des Ganzen: die religiöse Hingabe gilt der durch die Wolke blickenden, das Segens-Maṇḍala bildenden Sonne. Ihre Strahlen, die die Tränen der Göttin treffen, geben den in magischen Vorgängen als sühnend und wunschgewährend bekannten Sonnenregen. Durch diesen Abhiṣeka wird der entweihte Platz gesühnt.

Sehen wir nun den Kālacakratantrarāja selbst an, so erhält III. 55 der König Sucandra folgende Anweisung das Maṇḍala zu errichten, in demselben Versmaß wie der Meghadūta!

stambhāḥ prākāravedyaḥ punar api ca tataḥ paṭṭikāhārabhūmir
ādarśaḥ kṣmā ca paṭṭir bhavati narapate toraṇaṃ proktabhāgaiḥ
vāhye dvārādisarvaṃ dviguṇam api bhavet taddviguṇyaṃ ca vāhye
vāhye padmāni cakrāṇyapi ca dinakaraiḥ syandanaṃ maṇḍalāni

„die Pfähle sind Opferpfähle, die einen Wallkranz bilden, und wiederum erhält dadurch die Erde ihren Vorhang, ein Reflex wird die Erde, ein Vorhang, durch die erwähnten Gaben eine Pforte; alles, was zu dieser Pforte gehört, hat von außen doppelte Bedeutung; denn der Sonnenwagen zeigt überall von außen Lotusblumen oder Räder durch alle die Sonnen."

Zwölf Pfähle im Kreise bilden den zwölfjährigen Zyklus, jeder Pfahl stellt als Opfervedi ein Erntejahr, d. h. eine Sonne dar, das Tuch, das die Erde decken soll, sind die Geopferten; sie erhalten die

Pforte zur Wiedergeburt. Auch hier erleichtert der Tibeter, der mehr kommentiert als übersetzt, das Verständnis.

Das Aufkommen des Kālacakra dürfte etwa in die Zeit Kālidāsas fallen[1]).

In dieser tantrischen Lösung des Meghadūta-Verses liegt für den Yakṣa ein Trost. Der Sonnenregen soll das schreckliche Opfer des Verbannungsjahres beseitigen und vielleicht die Begnadigung herbeiführen.

---

[1]) Kālacakra schon dem 6. Jhdt. angehörig: Annales du Musée Guimet VIII. 1899, S. XVIII.

Baltische Sprossenfibeln aus Finnland.

Von Alfred Hackman.

Die Fibeln, die in den bisher bekannt gewordenen finnländischen Funden der jüngeren römischen Stufe auftreten, gehören mit wenigen, nach Skandinavien weisenden, Ausnahmen Gruppen an, die entweder aus den ostbaltischen Ländern eingeführt sind oder aus ostbaltisch beeinflußten Formen bestehen. Am zahlreichsten sind die Armbrustfibeln mit umgeschlagenem Fuß und die mit Nadelscheide vertreten. Ihnen schließen sich zwei Fibeln mit Emaileinlage an. Schließlich gehört hierher eine kleine Gruppe von Dreisprossenfibeln und eine diesen nahestehende kräftig profilierte Fibel, die wir zum Gegenstand einer kurzen Besprechung machen wollen.

Die Anzahl dieser Fibeln ist recht gering. Sie beläuft sich auf nur 7 Stück, von denen zwei Sprossenfibeln und die kräftig profilierte Fibel in der Landschaft Eigentliches Finnland und vier Sprossenfibeln in Österbotten geborgen sind und die sich auf folgende vier Funde verteilen.

Fund 1. a) Das Kopfende einer Sprossenfibel aus Bronze mit enger, verkümmerter Hülse, eiserner Achse und den Resten einer eingehängten eisernen Nadel, die Sprossen haben zwei parallele Furchen (Abb. 1), b) eine kleine bronzene Dreisprossenfibel mit Durchgangsloch für die fehlende Nadel in der Mitte des rudimentären Wulstes vor der Kopfsprosse, die Sprossen bilden eine Rille (Abb. 2), und c) eine fragmentarische, große profilierte Fibel aus Bronze mit Resten von rötlichem Email auf den aufgenieteten Knöpfen des Fußwulstes (solche fanden sich ursprünglich auch an dem oberen Wulst); aus beiden Wülsten ist der wahrscheinlich erhöhte Mittelring, dessen Enden durch je ein Loch neben den aufgenieteten Knöpfen gesteckt waren, herausgefallen; das Ende der bronzenen Nadel steckt im Falz des langen und breiten Nadelhalters (Abb. 3).

Diese drei Fibeln fand ich 1914 bei der Untersuchung eines flachen Brandgrabes mit Pflasterung und Erdfüllung auf dem Hage Ketohaka des Bauerngutes Nohteri, Dorf Isokylä, Kirchspiel Uskela, Landschaft Eigentliches Finnland. Innerhalb eines Gebietes von etwa 20 m² fanden sich eine ungewöhnlich große Menge verbrannter Knochen (ca. 21 kg) und eine Anzahl Beigaben ausgestreut, von denen viele einem starken Feuer ausgesetzt gewesen sind. Formlose Klumpen von zerschmolzener Bronze, Kohlenstücke, zerbrannte Steine und Spuren von

der Einwirkung des Feuers auf den Sandboden im mittleren Teile der Grabanlage bewiesen, daß die Verbrennung der Leichen an dieser Stelle vorgenommen worden war. Außer den drei Fibeln wurden gefunden: Bruchstücke – Nadelspiralen, Nadeln, Seitenknöpfe (vgl. Hackman, Die ältere Eisenzeit in Finnland Taf. 2: 1) von wenigstens 5 Armbrustfibeln; eine bronzene Öhrnadel und Bruchstücke von andern Nadeln; ein bronzener Kettenhalter und bronzene Kettenteile; eine kugelförmige Bronzeperle; einige Glasperlen; ein paar kleine Bronzespiralen, die vielleicht als Perlen gedient haben (Abb. 5); ein Bronzedraht mit viereckigem Durchschnitt – vielleicht Bruchstück eines Halsringes;

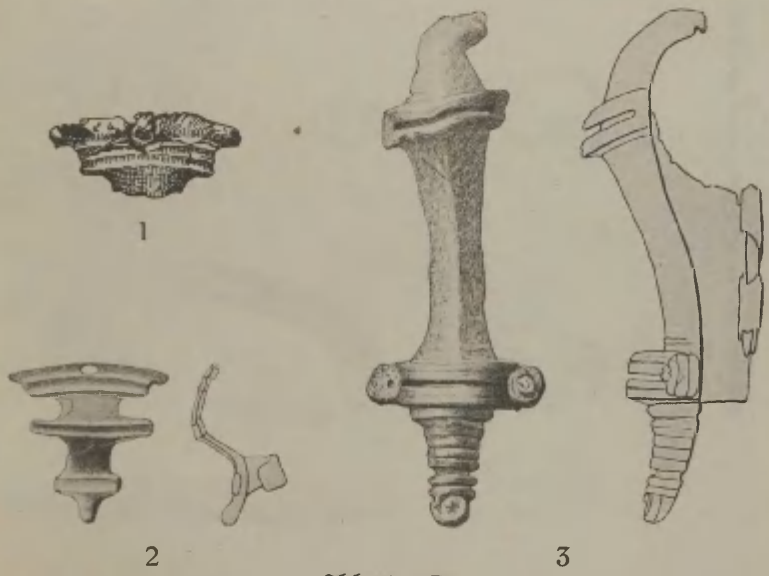


Abb. 1–3.

ein bronzenes Armband (Abb. 9.); ein anderes wie Hackman, Ältere Eisenzeit, Taf. 10: 4; Bruchstücke von Armbändern, darunter ein dreirückiges wie Sitzb. Prussia 22, S. 90, Abb. 69 und eines mit schraffiertem Bandflechtmuster (wie die Armspiralen aus Grab 350 in Oberhof); ein goldener Fingerring mit Endplatten von spätem Typus C (Abb. 8) [1]; ein einfacher Spiralfingerring aus Gold und ein paar andere ebensolche aus Bronze; ein Fingerring mit Brillenspiralen; 5 ovale Buckelchen mit 2 Löchern vom Besatze einer Haube (Abb. 6); 3 Silberbuckelchen ohne Löcher; ein silberner Doppelbeschlag von einer Messerscheide (?)

[1]) H. Hildebrand, Ormkuvudringar från äldre järnåldern, Vitterh., Historie och Antiqv. Akadem. Månadsblad 1873, S. 24f. u. 36f.

(Abb. 7); ein paar rinnenförmige Randbeschläge von Messer- oder Schwertscheiden aus Bronze und Eisen; einige fragmentarische Messerklingen; ein Eisenhobel und als einzige Waffe — eine kleine Lanzenspitze (Abb. 4) und die Tülle einer Pfeilspitze. (Nationalmuseum Helsingfors 6658: 18—129.)

Fund 2. Eine bronzene Dreisprossenfibel mit massivem Wulst vor der Kopfsprosse, Knöpfen an den Ecken der Sprossen und gegabeltem Fuß (Abb. 10). Das Durchgangsloch für die eingehängte eiserne Nadel befindet sich in der Mitte der Kopfsprosse. Diese Fibel wurde 1906

Abb. 4—9.

von mir bei der Untersuchung eines Steinhügelgrabes (Durchmesser ca. 15 m) mit ausgestreutem Leichenbrand im Walde Linnanpelto des Bauerngutes Vähä-Krekilä, Kirchspiel Vähäkyrö (schwedischer Name: Lillkyro), Landschaft Österbotten gefunden. Außerdem enthielt das Grab zwei Eisenfragmente — das eine vielleicht von einer Hirtenstabnadel (?), ein kleines Bruchstück eines knöchernen Kammes (?), zwei Bruchstücke einer dreieckigen knöchernen Pfeilspitze, ein Stück von einem geschnitzten Knochen, ein Stückchen Eisenschlacke, einen Pferdezahn (Nationalmuseum Helsingfors 4750: 1—14).

Fund 3. Das Bruchstück einer bronzenen Dreisprossenfibel von demselben Typus wie die vorhergehende (Abb. 11). Gefunden 1905

von Dr. U. T. Sirelius bei einer Probegrabung in einem zum Teil zerstörten Steinhügelgrab mit Erdfüllung auf dem Hügel Kirstinmäki, Dorf Perkiö, Kirchspiel Vähäkyrö (Lillkyro), Landschaft Österbotten (ca. 27 km OSO von Wasa). Außer der Fibel wurde eine kleine Messerklinge gefunden (Nationalmuseum Helsingfors 4604: 146, 145).

Fund 4. a. Eine bronzene Dreisprossenfibel mit massivem Wulst vor der Kopfsprosse. Das Nadelloch in der Mitte der letzteren greift in den Wulst über. Geriefte Sprossen, Punktreihen auf dem Bügel (Abb. 12. Nationalmuseum Helsingfors 1111). b. Eine bronzene Sprossenfibel, die nach Angabe des Finders der anderen ähnlich aber kleiner war; nicht mehr erhalten.

10 11 12

Abb. 10—12.

Die beiden Fibeln wurden in den 1850er Jahren beim Wegschleppen von Steinen aus einem Steinhügelgrab auf dem bewaldeten Hügel Lägpeldkangas ungefähr 5 km südwestlich der Kirche von Vöra (finnischer Name Vöyri) und ungefähr 30 km ONO von Wasa, Landschaft Österbotten, gefunden. Zu dem Funde gehörten außerdem folgende Gegenstände, die alle verloren gegangen sind: eine runde durchlochte Metallscheibe mit Stiften am Rande, ein Beschlag aus Metallblech, 9 Glasperlen, zwei Lanzenspitzen mit Tülle, ein Messer mit Resten des Griffbeschlages [1]).

Schon ein flüchtiger Blick auf unsere Sprossenfibeln genügt, um uns ihren Ursprung erkennen zu lassen. Sie besitzen mit Ausnahme der

[1]) A. Hackman, Ältere Eisenzeit, S. 93 94.

Fibel von Vörä-Lägpeldkangas völlig identische Gegenstücke im Ostbaltikum und gehören alle den späten entarteten Typen mit Ösennadel an, die Ebert als die markantesten Formen der livländisch-estländischen Brandgräber bezeichnet[1]). Wie ich bereits an anderer Stelle gezeigt habe[2]), läßt sich die Entwicklung dieser Fibeln aus den älteren, ostpreußischen Formen besonders deutlich an der Umwandlung der vor der Kopfsprosse liegenden Hülse zu einem massiven Wulst oder Stab verfolgen.

Die ältesten ostpreußischen Sprossenfibeln besitzen noch Spiralrolle, Sehne und Achse, die von der Hülse umschlossen werden (Almgren, Fibelformen, Abb. 96, 98). (Stufe 1.) — Bei Fibeln, die der nächsten Stufe der Entwicklung angehören, liegt in der Hülse nur noch die Tharnierachse, in

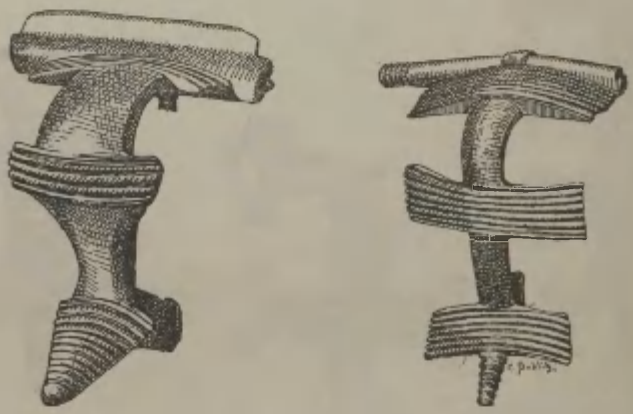


Abb. 13 und 14.

deren Mitte die bronzene oder eiserne Nadel eingehängt ist (Tischler-Kemke, Ostpreußische Altertümer, Taf. II: 14). (Stufe 2.) — Auf ein etwas späteres Stadium weisen die Fibeln hin, die zwar Hülse und Achse, aber am oberen Rande der Kopfsprosse ein Durchgangsloch für die Nadel besitzen (Fibeln aus den Gräbern 86, 163, 350 des Gräberfeldes von Oberhof im Prussia-Museum zu Königsberg). (Stufe 3.) — Zuletzt ist die unnütz gewordene Hülse zu einem massiven Wulst geworden, hinter oder auf dem das Loch für die Nadel angebracht ist. (Stufe 4.) [Beispiele aus Ostpreußen Abb. 13 und 14.]

Der Umwandlung der Hülse zum Wulst entspricht eine fortschreitende Degenerierung der anderen Fibelteile. Auf der ältesten

[1]) M. Ebert, Die baltischen Provinzen Kurland, Livland, Estland 1913, Prähistorische Zeitschrift V, 1913, S. 537.
[2]) Hackman, l. c., S. 164/5.

Stufe ist der Bügel noch mehrfach fazettiert, der Fuß sorgfältig profiliert, die unten hohlen Sprossen sind vielfach gefurcht und zuweilen mit Silber belegt. Später werden Bügel und Sprossen flacher; die Profilierung des Fußes wird einfacher und beschränkt sich auf parallele, eingefeilte Furchen, bis auch diese bei den jüngsten Fibeln verschwinden und der Fuß zur glatten Stange wird.

Der älteste Typus ist mir aus Livland-Estland nicht bekannt[1]. Hülse und Achse mit eingehängter Nadel — die Kennzeichen der zweiten Stufe — finden sich dagegen bei einigen baltischen Fibeln. Ein sorgfältig gearbeitetes, schönes Stück dieser Art lag z. B. im Hügel XIII des Gräberfeldes von Laakt in Harrien, Estland[2]. Andere Beispiele sind die Fibeln Riga — Katalog Taf. 4: 24, 25 u. Taf. 5: 20, die letztgenannte allerdings schon recht entartet[3]. Die Mehrzahl der baltischen Sprossenfibeln gehört erst der letzten Stufe — mit massivem Wulst vor der Kopfsprosse — an. Es sind überladene unruhige Formen, Erzeugnisse eines bizarren, barbarischen Geschmackes. Die Sprossen sind nur noch selten wie bei den typologisch älteren Fibeln gewölbt und mit parallelen Furchen verziert. Gewöhnlich ist an Stelle der Furchen eine mehr oder weniger breite und tiefe Rille getreten (RK. 5: 17—19, 28). Zuletzt werden den Ecken der Sprossen kleine Knöpfe aufgesetzt und gabelt sich der Fuß zu einem Dreizack, an dessen Zinken ebenfalls Knöpfe sitzen (RK. 5: 21, 23, 24).

Eine Parallelform zu den letztgenannten phantastischen Exemplaren, die alle eine viereckige Kopfsprosse besitzen, bilden einige womöglich noch bizarrere Fibeln, deren Bügel oder Hals allmählich in den breiten dreieckigen Kopf übergeht (RK. 5: 16, 22, 25). Die Kopfsprosse fehlt oder wird nur von den kurzen Stegen angedeutet, die von den beiden Enden des Kopfes nach unten abbiegen und mit einem Knopf oder Querstäbchen abschließen. Die übrigen Sprossen bestehen aus schmalen Wülsten oder Stäben, die an den Enden ebenfalls Knöpfe oder Querstäbchen tragen. Der Fuß ist gegabelt. Diese Form geht offenbar auf Vorbilder zurück, wie die bereits etwas verflachten „kräftig

---

[1]) Nach Ebert, l. c. S. 537, kommt die Sprossenfibel in Kurland nicht vor.

[2]) A. Spreckelsen, Das Gräberfeld Laakt, Kirchspiel St. Jürgens, Harrien, Estland (Korrekturabzug eines vermutlich für die Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands bestimmten Aufsatzes) 1914, S. 44 und Photographie.

[3]) Die Sprossen dieser Fibel (RK 5: 20) sind am linken Ende durchlocht zwecks Befestigung von Ketten mit Anhängseln wie bei der ostpreußischen Fibel von Labatag, Kr. Memel (Zeitschr. f. Ethnol. 1887, Verh. S. 161, Fig. 7). Vgl. auch RK. 5: 27.

profilierten" Fibeln von Türsel (RK. 5: 26[1])) und Malla (Hausmann, Grabfunde aus Estland, Taf. III: 65).

Von unseren finnländischen Fibeln hat das fragmentarische Exemplar aus Uskela-Ketohaka, (Abb. 1), eine allerdings verkümmerte Hülse, welche die eiserne Achse umschließt, und das Loch für die Nadel in der Kopfsprosse. Sie wäre also der dritten Gruppe der Sprossenfibeln zuzuweisen. Ihrem ganzen Habitus nach, soweit dieser an dem erhaltenen Rest der Fibel erkennbar ist, gehört sie aber zu den älteren Fibeln der Stufe 4. — Das andere Stück aus demselben Grabe (Abb. 2), kommt den kurzen gedrungenen Exemplaren mit nach innen geschweiften Bügelkanten RK. 5: 18, 20 am nächsten. — Die Fibel von Vörå-Lågpeldkangas, (Abb. 12), unterscheidet sich durch ihr eckiges Profil von den mir bekannten Sprossenfibeln, die alle eine S-förmig geschwungene Seitenansicht haben. Sonst weist sie verhältnismäßig ältere Züge auf, wie Furchung der Sprossen und fazettierten Bügel (vgl. RK. 5: 27). Wahrscheinlich haben wir in ihr eine finnländische Lokalform vor uns. Die Exemplare aus Vähäkyrö-Linnanpelto und Vähäkyrö-Kirstinmäki (Abb. 10 und 11), entsprechen RK. 5 : 23, 24, doch sind ihre Sprossen breiter als die der livländischen Fibeln.

Die profilierte Fibel von Uskela-Ketohaka (Abb. 3) gehört der oben erwähnten estländischen, durch die Fibeln von Türsel und Malla gebildeten, Gruppe an. Auch die beiden Türseler Fibeln haben, wie unser Exemplar, aufgenietete emaillierte Knöpfe (Grewingk l. c. S. 19), während die ebenfalls aufgenieteten Knöpfe der Fibel aus Malla massiv zu sein scheinen. Diese 3 estländischen Fibeln und unser Stück dürfen aber nicht, wie Hausmann (Sitzber. d. Gel. Estn. Ges. 1901, S. 240), Ebert (l. c. S. 538) und Spreckelsen (Ausgrabungen in Saage, Beitr. z. Kunde Est-, Liv- u. Kurlands VI, Heft 4, S. 396) wollen, als späteste Formen der baltischen Sprossenfibeln betrachtet werden. Sie sind überhaupt nicht echte Sprossenfibeln, sondern haben sich aus solchen älteren kräftig profilierten Fibeln mit zwei scharfen Bügelkämmen, aber ohne Hülse wie die kurländischen Fibeln aus Herbergen (Aspelin Antiquités du Nord Finno-ougrien. Abb. 1878) und Santen (RK. 4: 7), und die estländische aus Kuckers (Hausmann, Grabfunde aus Estland, Taf. II: 10), die an das Ende der Periode B gehören, entwickelt[2]). Mit diesen haben

---

[1]) Aus Türsel liegen zwei Fibeln dieser Art vor, Grewingk, Der schiffförmige Aschenfriedhof bei Türsel, Verh. d. Gel. Estn. Ges. XIII, S. 19.

[2]) Vgl. auch die emaillierte Fibel aus Mežigorje, Ukraina (Zeitschr. der Finn. Altertumsges. 26, S. 219, Abb. 35).

sie auch den langen Nadelhalter gemein, während der Nadelhalter der späten baltischen Sprossenfibeln kurz zu sein pflegt.

In betreff der Zeitstellung der liv-, estländischen Sprossenfibeln stimmen die Ansichten der baltischen und deutschen Archäologen nicht völlig überein. Mit Tischler und Almgren, denen sich auch Bezzenberger angeschlossen hat (Katalog des Prussia-Museums, Abb. 29 u. 113), weist Spreckelsen sie der Periode C zu und bezeichnet mit Recht die oben (S. 73) erwähnte Fibel aus Laakt, die meiner Stufe 2 angehört, als eine der älteren Formen (l. c. S. 44). Grewingk und Hausmann kommen zu späteren Ansetzungen. Der erstere rechnet die Sprossenfibel l. c. Taf. II: 8 und die anderen ihr ähnlichen zu den jüngsten der „ostbaltischen Steinschiffibeln" und scheint sie in die Periode D setzen zu wollen (l. c. S. 20 u. 52). Hausmann möchte die einfacheren Formen an das Ende der Periode C verlegt wissen, während er die überladenen Typen wie RK. 5: 21—25 in die Periode D, „etwa 6. Jahrhundert", datiert (l. c. S. 240)[1]. Ebert teilt in seiner Übersicht, „die baltischen Provinzen 1913", S. 537/8, die Sprossenfibeln insgesamt der Stufe C zu, wobei er unter ihnen ältere (RK. 4: 24, 25), jüngere (RK. 5: 18, 19, 27, 28) und jüngste (RK. 5: 16, 17, 22—25 [26]) Formen unterscheidet. In dem ein Jahr später (1914) erschienenen „Führer durch die vor- und frühgeschichtliche Sammlung" (des Dommuseums zu Riga) setzt er dagegen selbst solche Formen wie RK. 5: 19 in die Stufe B—C.

Die dergestalt zu Tage tretende Unsicherheit der Datierung wird augenscheinlich durch die Seltenheit geschlossener Funde verursacht. Die baltischen Sprossenfibeln stammen aus Steinhügelgräbern, in denen Beigaben aus mehreren Jahrhunderten durcheinander liegen und die somit keine sicheren Fundkombinationen zu Datierungszwecken liefern. Einen um so wertvolleren Fingerzeig gibt uns daher der auch von Almgren, Fibelformen S. 233 (nr. 276) angeführte Grabfund 8 aus Vallstenarum auf Gotland, der eine Sprossenfibel etwa wie RK. 5: 27 und eine Armbrustfibel m. u. F. vom Typus Almgren, Abb. 162, enthielt[2]. Es wäre somit diese Form noch in die Periode C zu setzen, der Tischler[3]

---

[1]) In der älteren Arbeit „Grabfunde aus Estland" (1896) setzt er allerdings die verschiedenen Typen angehörenden Fibeln aus dem Funde von Malla Taf. III: 7, 55, 57, u. 69 sämtlich ins 3.—4. Jahrhundert (S. 20).

[2]) Antiqvarisk tidskrift f. Sverige 9: 6, S. 19.

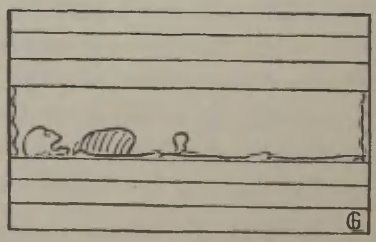
[3]) Tischler, Ostpreußische Gräberfelder III, Schr. PÖG. 19, S. 222. — Almgren, l. c. S. 50.

und Almgren bekanntlich auch die typologisch älteren ostpreußischen Sprossenfibeln wie Almgren Abb. 98 zuweisen.

Nicht ganz ebenso vorteilhaft läßt sich der Inhalt des Brandgrabes von Uskela-Ketohaka (Fund 1) zu chronologischen Bestimmungen verwerten. Es ist wenigstens nicht ausgeschlossen, daß hier ein Familiengrab vorliegt, in welchem zu wiederholten Malen Bestattungen vorgenommen worden sind. Doch ist es beachtenswert, daß hier die profilierte Fibel Abb. 3 u. a. mit dem Armband Abb. 9 und dem goldenen Fingerring Abb. 8 eine von dem übrigen Grabgut abgesonderte Gruppe bildete und daher vielleicht gleichzeitig mit diesen niedergelegt worden ist[1]). Der Goldring, von Hildebrands Typus C, ist um das Jahr 300 zu datieren oder — mit Blume — spätestens in den Anfang des 4. Jahrhunderts zu setzen[2]). Die Fibel dürfte eher älter sein als der Ring, da sie typologisch den kräftig profilierten Fibeln vom Herberger Typus (Aspelin l. c. Abb. 1878) nahesteht, die wohl um 200 anzusetzen sind. Wenn sie dem Ende des 3. Jahrhunderts angehört, dürfen wir die aus ihr entwickelten bizarren Formen RK. 5: 16, 22, 25 sowie die diesen nahestehenden Typen RK. 5: 23, 24 und unsere Exemplare Abb. 10 u. 11 dem 4. Jahrhundert zuweisen. Wir kommen somit zu dem Ergebnis, daß die Mehrzahl der est-livländischen Sprossenfibeln und unsere Exemplare aus Fund 1 und 4 der zweiten Hälfte des 3. und der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts angehören, während die jüngsten Formen wie die finnländischen Fibeln aus Fund 2 und 3 wohl das 4. Jahrhundert ausfüllen, also in die Periode D hineinreichen.

[1]) Diese Gegenstände lagen allerdings nicht unmittelbar neben einander, sondern über eine Fläche ca. 75 cm Länge und 50 cm Breite verteilt.

[2]) Hackman, l. c. S. 218, Blume, Die germanischen Stämme usw., S. 81.



Griechische Wortdeutungen.

Von Otto Hoffmann.

Lieber Freund! Unvergessen sind mir jene Winterabende der Jahre 1892/93, an denen ich als junger Privatdozent Sie oft noch in später Stunde aufsuchte. Ein großer Teil Ihrer unerschöpflichen Arbeitskraft war damals der Prussia und der Prähistorie Ostpreußens gewidmet, und Sie kamen oft erst um 10 oder noch später durchfroren aus den schlecht geheizten Räumen des Museums nach Haus. Nach flüchtigem Abendimbiß saßen Sie schon am Schreibtisch, um sich bis tief in die Nacht in den Berg der Zettel zu vergraben, die das von Stokes zusammengetragene Rohmaterial für den urkeltischen Sprachschatz in Fick's Wörterbuch enthielten. Wer diese Zettel mit ihren flüchtig hingeworfenen Formen, ihren abgerissenen Bemerkungen und ihren Fragezeichen gesehen hat, der weiß, welch gewaltige Arbeit Sie damals geleistet haben und welcher Anteil Ihnen an dem Werk gebührt. Wohl kein zweites Mal in Ihrem Leben haben Sie so ausschließlich Etymologien machen und kritisch prüfen müssen; ich erinnere mich lebhaft, wie wir uns über das eine oder andere Wort noch in mitternächtlicher Stunde unterhielten. So will ich denn heute, wo mich ähnlich, wie damals Sie, etymologische Arbeiten schon seit mehreren Jahren stark beschäftigen, Ihnen gerade in Erinnerung an jene fernliegenden, für mich so gewinnreichen Stunden unseres Gedankenaustausches einige griechische Wortdeutungen zur Prüfung vorlegen.

ἄνθρωπος.

Mit Ausnahme von Brugmann IF. XII 25ff., der das zweite Glied des Wortes auf —*hωπός „Gesicht, Erscheinung, Aussehen" zurückführt und mit got. *saihwan* „sehen", *siu-ns* „Gesicht, Erscheinung", altbulg. *soků* „Anzeige" verbindet, stimmen alle Erklärer darin überein, daß -ωπός zu ὤπ-α (Akk.) „Auge", πρόσ-ωπον „Antlitz", ὄπ-ωπ-α „sehe" gehöre, und wir haben nicht die mindeste Veranlassung, diese auf zahlreiche Zusammensetzungen mit -ωπος (Aly Glotta V 69) sich stützende Erklärung aufzugeben. Die Schwierigkeit liegt also allein in dem ersten Gliede. Die Verbindung von ἀνθρ- mit ἀνήρ „Mann", Gen. ἀνδρ-ός aus *ἀνρ-ός, scheitert nicht nur an dem unerklärten -θ- für -δ-, sondern auch an der Bedeutung des Wortes. Denn Kretschmer Glotta IX (1918) 231 bemerkt treffend, daß ἄνθρωπος nicht gleichbedeutend mit ἀνήρ „Mann" sei, sondern den Menschen ohne Unterschied des Geschlechtes im Gegensatz zu den Göttern und zu den Tieren

bezeichne. Das Wort muß also einen charakteristischen Unterschied zwischen dem Auge, dem Blicke des Menschen und dem des Tieres hervorheben [1]). Diesen Gedanken verfolgend hat Prellwitz wieder an die alte Platonische Etymologie (ἀναθρῶν ἃ ἄπωπεν Kratylos 399c) angeknüpft und das Wort in ἀν-θρ-ωπός „aufwärts haltend das Gesicht" (-θρ- zu altind. *dhar-, dhṛ-* „halten") zerlegt. Aber blickt der Mensch denn wirklich gewöhnlich nach oben und unterscheidet ihn das vom Tier? Wird da nicht aus der aufrechten Haltung und dem aufrechten Gange des Menschen ein falscher Schluß auf die Richtung des menschlichen Blicks gezogen? Der Mensch blickt, genau wie das Tier, entweder nach vorn, parallel zur Erdoberfläche, oder nach unten; die Fähigkeit, nach oben zu sehen, hat sowohl der Mensch wie das Tier, aber beide machen von ihr nur bei besonderer Veranlassung Gebrauch; wer ein Sternbild im Zenit sucht und länger betrachtet, wird sich klar darüber sein, daß das „Aufwärtshalten des Gesichtes" ungewöhnlich — und recht unbequem ist. Etwas anderes unterscheidet das Sehen des Menschen von dem der meisten Tiere: beim Menschen stehen die beiden Augen so neben einander, daß sie zusammen auf dasselbe Ziel eingestellt werden, während bei den meisten Tieren, namentlich bei den wichtigsten Haustieren des Menschen (Rind, Pferd, Schaf, Ziege, Schwein), die Sehaxen der an den Seiten des Kopfes stehenden Augen nicht konvergieren können, was das Fixieren eines Gegenstandes mit Hülfe beider Augen unmöglich macht. Diesen fundamentalen Unterschied lehrt die einfachste Beobachtung. Läßt sich nun ἄνθρωπος, wenn wir in ihm die Bedeutung „mit beiden Augen in einer Richtung, nach einem Ziele blickend" suchen, mit anderen Worten des Griechischen und der verwandten Sprachen in Verbindung bringen?

Das Adjektivum ἀ-θρόος „vereint, gesamt" hat Brugmann Totalität 14ff. mit ved. *sa-dhry-áñc-* „vereint, gesamt" zusammengestellt, und diese Wortgleichung ist den Lauten und der Bedeutung nach einwandfrei. Die Grundbedeutung des altindischen Wortes war „auf ein Ziel gerichtet, nach derselben Richtung gehend": sie tritt uns noch deutlich in der Ableitung *sadhrīc-inas* entgegen, die sich in der gleichen Bedeutung mit dem Singular der Substantiva *pathyā* „Weg, Pfad" RV. 3, 55, 15 und *manas* „Sinn" RV. 1, 33, 11; 4, 24, 6 u. ö. verbindet.

---

[1]) Deshalb können auch die neuesten Deutungen von Güntert Sitzungsber. Heidelb. Akad. 1915, 10. Abh. („stachliges, bärtiges Gesicht": *ἀνθρο- „Bartstoppel" zu ἀθήρ, ἀνθέρ-ιξ „Hachel an der Ähre", ἀνθερ-εών „Kinn") und von Holthausen KZ. 47 (1916) 312 („mit blühendem Gesicht" zu ἀνθηρός „blühend") nicht richtig sein.

Der in *sa-dhry-áñc* enthaltene Verbstamm ist altind. *dhar-* „halten, festhalten", der auch für das Griechische durch die Glosse ἐν-απο-θέρομαι· ἐν-δέχομαι Hes. bezeugt ist und, gleich dem griechischen ἔχειν und germanischen *haldan*, auch die Bedeutung „auf etwas hinhalten, hinrichten" besitzt, z. B. *dadhrē matim vināšaya rājnas* MBh. 6, 4100 „er richtete den Sinn auf die Vernichtung des Königs", *ni asmin dadhrē ā manas* RV. 8, 17, 13 „auf ihn ist der Sinn gerichtet". Also bedeutet *sa-dhr-* ursprünglich „zusammenhaltend, vereint auf einen Punkt hinhaltend", und diese Grundbedeutung schlägt nun auch die Brücke zu griech. ἀθρέω, das schon von Ahrens Kl. Schr. I 447 (θρῦς und seine Sippe, Progr. 1866) richtig in ἀθρέω zerlegt (ἀ- vor θ aus ἀ- = ἅμα) und mit θρή-σκω· νοῶ. θρη-σκεύω „Gottesdienst verrichten", ἐν-θρεῖν · φυλάσσειν Hes. zusammengestellt und von Fick Wörterb. I [4]468 an altind. *dhar-* „halten" angeschlossen wurde (ebenso Brugmann Totalität 17 Prellwitz Gr. Etym. [2]11). Jede Art des Sehens war ursprünglich von der Sprache besonders benannt: wie das germanische *sehwan* (got. *saihwan*, ahd. *sehan*), das man wirklich nicht immer wieder von lat. *sequor*, gr. ἕπομαι losreißen sollte, von Haus aus den einem Gegenstande, einer Bewegung folgenden Blick ausdrückte, so bedeutete ἀθρέω ursprünglich das scharfe Einstellen beider Augen auf einen Gegenstand, das Fixieren eines Gegenstandes. ἀθρέω setzt ein Nomen *ἀ-θρ-ός „auf ein Ziel gerichtet, loshaltend" voraus und dieses ergiebt mit -ωπος „sehend" verbunden die für ἄνθρωπος erwartete Bedeutung: „auf ein Ziel blickend, beide Augen vereint auf dasselbe Ziel richtend".

So bleibt denn nur noch die eine Frage übrig: wie ist das ν in ἄνθρ-ωπος zu erklären? Mit einem einfachen Hinweise auf die Doppelformen ἀθήρ „Hachel" und ἀνθέρ-ιξ „Hachel" ist wenig genützt. Dagegen führt uns das homerische ἀμ-φασίη „Sprachlosigkeit" P 695 δ 704 gegenüber dem gewöhnlichen ἀ-φασία weiter. Schon Buttmann Ausf. Gr. Sprachl. II [2] 466 sah in diesem ἀμ- „un-, nicht" eine verkürzte Form von ἀνα- „un-, nicht" in ἀνά-εδνος „ohne Brautgabe" I 146 N 366, ἀνά-ελπτος „unerwartet" Hesiod Th. 660, und Kretschmer KZ. 31, 408 hat dann ἀνα-, ἀν- (ἀμ-) und νᾱ- (in νη-κερδής „ohne Gewinn", νή-ποινος „ohne Buße") als zweisilbige Form des Negativpräfixes neben das einsilbige ἀ- aus *n̥-* gestellt und auf die parallelen Reihen κάμα-τος: κάμ-νω: κέ-κμᾱ-κα, ἀ-δάμα-τος: δάμ-νᾱμι: δμᾱ-τός verwiesen [1]). Wie nun das Negativpräfix ἀ-, hat auch das Verbindungs-

[1]) Brugmann Gr. Gr.[4] 101, Grundriß I[2] 419 führt ἀμ-φασίη auf ἀμ-φασίη

suffix ἀ- „zusammen" verschiedene Ablautsformen: im Altindischen liegen *sa-* und *sam-*, *saṃ-* nebeneinander (Wackernagel Altind. Gr. II 73ff.), z. B. *sa-yúj-* „verbunden", *sa-kṣít-* „zusammenwohnend" neben *saṃ-yuj-* „verwandt", *saṃ-yát-* „zusammenhängend", und im Griechischen haben wir in ἄμα „zusammen" neben ἀ- die genaue Entsprechung zu ἀνα- „un-" neben ἀ-. Allerdings ist ἄμα (wie auch ἀνα- „un-") in der Zusammensetzung selten (vgl. Kretschmer KZ. 39, 549ff.), doch sind ἄμαξα, Ἀμ-οπάων Θ 276, ἁμα-δρυάς, ἁμα-συκάς alte Zusammensetzungen und ἁματροχεῖν · τῶν ἁρμάτων συνάφεσις Hes. setzt ein ἅμα-τρόχος „zusammenlaufend" voraus, dazu homer. ἁμα-τροχιή „das Zusammenlaufen, Zusammenstoßen (der Räder)" Ψ 422 (mit anderer Bedeutung: ἅμα τροχόωντα θύραζε ο 451 „der mitläuft zur Tür"). Wie sich ἀνά-ελπτος zu ἀμ-φασίη und ἀ-φασία verhält, so verhielte sich ein mit vollem ἁμα- zusammengesetztes *ἁμα-θρ-ός „auf ein Ziel zusammen hinhaltend, hingerichtet" zu kürzerem *ἀν-θρός (aus *ἀμ-θρός) in ἄνθρ-ωπος und *ἀ-θρός in ἀ-θρέω und ἀ-θρόος.

ἐπίξενος · ἐπιχθόνιος. Hesych.

Diese Glosse ist gleichzeitig für Lautlehre und Formenlehre bedeutungsvoll. Den verhältnismäßig zahlreichen Belegen für die Vertretung eines gemeingriechischen φθ durch ψ (z. B. in den Hesychglossen ψείρει· φθείρει, ψίσις· ἀπώλεια für φθίσις, vgl. G. Meyer Gr. Gr.[3] 346) standen bis jetzt nur zwei sichere Beispiele für die genau entsprechende Vertretung eines χθ durch ξ gegenüber[1]): der auf einer altattischen Vase linksläufig geschriebene Name Ἐρεχσές Kretschmer Vaseninschr. 192 für Ἐρεχθεύς und die Hesychglosse ἐξιστιον (lies ἔξιστον)· ἔχθιστον, die G. Meyer a. a. O. Anm. 2 wenig glücklich als Zusammensetzung aus ἐξ und ion. ἱστίη deuten will. In ἐπίξενος „auf der Erde befindlich" haben wir den dritten Beleg. Wie ἐπι-χθόν-ιος aus ἐπὶ χθονί hervorgegangen ist, so ἐπί-ξεν-ος aus dem gleichbedeutenden ἐπὶ *ξένι „auf der Erde" (zur Bildung vgl. ἔμ-πυρ-ος aus ἐμ πυρί „im Feuer", ἐπί-κηρ-ος „dem Tode verfallen" aus ἐπὶ Κηρί „in der Gewalt der Κήρ"). Der Lokativ *ξέν-ι entspricht, abgesehen vom Nasal, genau dem altindischen *kṣám-i* „auf der Erde": die Stämme χθών, Gen. χθον-ός und ξεν- stehen in dem gleichen Ablautsverhältnis zu einander wie πούς, dor. πώς, Gen. ποδ-ός „Fuß" und

zurück und läßt ap- aus dem langen silbischen Nasal n̥ hervorgehen. Ich ziehe Kretschmer's Auffassung vor.

[1]) Von μόροξος „eine Art weißer Kreide" Galen XII 198,12 (Kühn) neben μόροχθος Dioskur. V 134 (Wellmann III 98) sieht man am besten ab, da das Wort trotz Prellwitz Etym. Wörterb.[2] 299 schwerlich griechischen Ursprungs ist.

πεδ- in den Zusammensetzungen ἑξά-πεδ-ος Hdt. II 149, ἑκατόμ-πεδ-ον Ψ 164 u. a. Der im Nominativ χθών aus *χθώμ im Wortauslaute aus -μ entstandene Nasal -ν war also schon zu der Zeit, als noch in der Stammsilbe der ursprüngliche Vokalwechsel herrschte, auf die übrigen Kasus übertragen und hatte in ihnen das ältere -μ- verdrängt.

In welchem Verhältnis steht nun χθ- zu ξ-, unter welchen Bedingungen und in welchen Dialekten hat sich der aspirierte Sprenglaut θ in den Reibelaut σ (für *þ*) verwandelt? Diese Fragen lassen sich bei dem geringen Materiale schwer beantworten. Auf eine Tatsache will ich hinweisen: in allen drei Beispielen für ξ (Ἐρεξής, ἔξιστος, ἐπίξενος) folgt dem Laute ein heller Vokal, und das fällt um so schwerer ins Gewicht, weil ja χθών, χθονός (mit χθ vor dunklem Vokal) mit dem aus ἐπί-ξεν-ος folgenden Lokativ * ξένι in demselben Paradigma verbunden war. Auch in den oben erwähnten sicheren Fällen der Vertretung eines φθ durch ψ ist meistens der folgende Vokal ε oder ι, selten α, nie ο oder ου oder ω. Es ist also möglich, daß der Übergang des θ in σ von der Art des folgenden Vokals abhängig war.

homer. ταρχύω „bestatte".

Dieses nur zweimal in der Ilias belegte Verbum (τὸν δὲ νέκυν ἐπὶ νῆας ἐϋσσέλμους ἀποδώσω, ὄφρα ἑ ταρχύσωσι κάρη κομόωντες Ἀχαιοὶ σῆμά τέ οἱ χεύωσιν Η 85, ἔνθα ἑ ταρχύσουσι κασίγνητοί τε ἔται τε τύμβῳ τε στήλῃ τε· τὸ γὰρ γέρας ἐστὶ θανόντων Π 456=674), dazu ἀ-τάρχῡ-τος „unbeerdigt" Lykophron 1326, wird gewöhnlich mit ταρῑχεύω „einsalzen, einbalsamieren" (Hdt. II 85ff. vom Einbalsamieren der ägyptischen Leichen, ἰχθύες ἐξ ἅλμης τεταριχευμένοι „Salzfische" Hdt. II 77) zusammengestellt, das von τάρῑχος „Salzfisch, Mumie" Hdt. IX 120 Aristoph. Ach. 931 abgeleitet ist. Aber, selbst wenn ταρχ- eine kürzere Ablautsstufe von ταρῑχ- sein könnte (Sütterlin IF. XXV 72), was sehr zweifelhaft ist, weisen doch die homerischen Stellen, namentlich die zweite, auf eine andere Grundbedeutung des Verbums hin; wir werden uns deshalb nach anderer Verwandtschaft für dasselbe umsehen müssen. Im Ablaut zu ταρχύω und dem bisher schon mit ihm verbundenen τάρχανον· ἐντάφιον Hes. steht τέρχνεα· ἐντάφια („Leichenbegängnis") Hes., gebildet wie ἔθ-νος, ἴχ-νος, κτῆ-νος, τέμε-νος u. a., von dem starken Stamme τερχ- neben ταρχ- (aus τρχ-). Zum Leichenbegräbnis gehört die „Totenklage" und der „Leichenschmaus": τέρχανον· πένθος, κῆδος Hes. und στέρχανα· περίδειπνον. Ἠλεῖοι Hes. (vgl. τάφον δαινύναι „einen Leichenschmaus geben"), im letzteren Worte der ursprüngliche volle Anlaut

στ- neben τ-, wie in στέγος, στέγη, στέγω neben τέγος, τέγη, στέρφος neben τέρφος u. a. m. Worin aber das durch die beiden Worte τέρχνος und στέρχ-ανον (τέρχ-ανον, τάρχ-ανον) bezeichnete „Begräbnis (mit Totenklage, Leichenschmaus)" bestand, das zeigt das von der dritten zu στερχ- (τερχ-): ταρχ- gehörenden Ablautsstufe gebildete Verbum στορχάζειν εἰς (ση)κοὺς κατακλείειν τὰ βοσκήματα, στορχάσω· συγκλείσω Hes. Es war das „Einschließen, Einsperren" des Toten in die steinerne Grabkammer oder Grabhöhle, also die Beisetzung, die ja auch in Griechenland als ältere Stufe der homerischen Leichenverbrennung vorherging und dauernd neben ihr sich behauptete, vgl. E. Rohde Psyche I² 33ff. So reiht sich στερχ- „einschließen, verwahren" in der Bedeutung „begraben" den zahlreichen griechischen Verben an, die diesen Begriff umschreiben z. B. ἀν-αιρεῖν Hdt. IV 14, ἀφανίζειν Hdt. III 126, ἐκφέρειν, κεύθειν, τύμβῳ κρύπτειν, κτερεΐζειν, περιστέλλειν u. a.). Aus dem Germanischen ist ags. *byrg(e)an* „begraben" ein Gegenstück: im Altnordischen bedeutet das Verb noch „einschließen", z. B. *byrgja i húsi* „im Hause einschließen", *nu ero brúþer byrgþar i hauge* Edda Helgakv. Hund. II 45, 5 „jetzt ist das Weib (Plur.) im Grabhügel eingeschlossen".

ἐρεσιμήτρην· γεωμετρίαν. Hesych.

Die Glosse verrät durch die Endung ihren ionischen Ursprung. Das zweite Glied der Zusammensetzung entspricht genau dem schon im Rigveda vorkommenden altindischen *mātrā* „Maß, Maßstab" und bezeugt für das Griechische die sonst nicht belegte Vollstufe *mē-* „messen" (lat. *mē-tior*) neben με- in μέ-τρον, μέ-τριος.

Durch das erste Glied wird die Zahl der vom Stamme ἐρ- abgeleiteten Worte für „Erde" um eine neue Nummer bereichert. Wir haben nun:

ἔρ-ας in ἔραζε „auf die Erde" aus ἔρας-δε (wie θύραζε aus θύρας-δε, Ἀθήναζε aus Ἀθήνας-δε), ein neutraler ασ- Stamm wie οὖδας „Boden". Ob daneben noch ein Femininum ἔρᾱ bestanden hat, ist zweifelhaft: in der Hesychglosse ἔρας· γῆς ist das erklärende γῆς wahrscheinlich aus γῆ verderbt.

ἔρε-σι-ς in ἐρεσι-μήτρη, entstanden aus **ere-ti-s*. Anders läßt sich die Bildung kaum auffassen. Denn die formell mögliche Verbindung von ἐρεσι- mit dem neutralen ασ- Stamm ἔρας (vgl. homer. κῶας: κώεσι, κρέας: κρέεσσιν Hdt. I 47 und Zusammensetzungen wie homer. τειχεσι-πλῆτα, ἐγχεσί-μωρος, οὐρεσι-βώτης) kommt bei der Bedeutung von ἐρεσι-μήτρη nicht in Frage.

er-tā in germ. **er-pō-*, got. *airpa*, altn. *jǫrp* (aus **erpu*), altſ. *ertha*, agſ. *eorðe*, ahd. *erda*, nhd. *Erde*.

er-vo-s oder *er-vo-m* in kymr. *erw*, Plur. *erwi* „Acker", altn. *jǫro-vǫll-r* (Gen. Plur. *jǫro-valla* Voluſpa 14, 4) „Sand-feld", *jǫrvi* „Sandhaufen", ahd. *ero ni was ni ufhimil* Weſſ. Geb. 2.

Von dieſen vier Worten iſt ἔρε-σις deutlich ein Verbalabſtraktum auf idg. *-ti-s*, gr. -αι-ς wie ἐπί-αχε-σις, γένε-σις, νέμε-σις u. a. Abſtrakta dieſer Art haben zum Teil konkrete Bedeutung angenommen, z. B. κτῆ-σις „Beſitz, Habe", βρῶ-σις „Eſſen, Speiſe", χύσις „Guß, Haufen". Die griechiſchen Neutra auf -ασ- ſind teils Abſtrakta, teils Konkreta (z. B. γῆρας „Alter", αἔβας „Scheu, Bewunderung" neben δέπας „Becher", οὖδας „Boden") und das Gleiche gilt von den germaniſchen Wörtern auf *-pō(n)* oder *-dō(n)-* aus idg. *-tā-* (z. B. got. *us-far-pō* „Ausfahrt", ahd. *scul-da* „Schuld", got. *skan-da*, ahd. *scan-ta* „Schande", neben got. *mul-da*, ahd. *mol-ta* „Staub" zu *mal-an*). Auch bei den ſpärlichen mit *-u̯o-*, *-u̯ā-* gebildeten Subſtantiven treffen wir beide Bedeutungen an, z. B. altind. *ē-va-s* „Gang, Handlungsweiſe, Sitte" (zu *ē-*, *i-* „gehen"), ahd. *ē-wa* „Geſetz, Ehe"; gr. ἀρή „Gebet, Fluch" aus ἀρ-ϝά zu altind. *ār-yati* „preiſt" neben lat. *cli-vu-s* „Hügel", got. *hlai-w* „Grabhügel" zu κλί-νω „lehnen", κλῑ-τύς „Abhang, Hügel".

Vier von derſelben Wurzel mit verſchiedenen Suffixen in einzelſprachlicher Zeit gebildete Wörter müſſen aus einer gemeinſamen Grundauffaſſung des benannten Gegenſtandes hervorgewachſen ſein. Es liegt ja nun nahe, *er-*, *ere-* zunächſt mit dem gemeineuropäiſchen *ar-* „pflügen" (ἀρό-ω, lat. *arā-re*, got. *ar-jan*, lit. *ár-ti*, altſlav. *orā-ti*) in Verbindung zu bringen. Aber dem ſteht doch der ungewöhnliche Wechſel eines *e* mit gemeineuropäiſchem *a* entgegen, wenn auch ein ſolcher Ablaut nicht ganz unmöglich iſt. Es verdient deshalb der von Fick Vergl. Wörterb. I [4] 364 nur flüchtig hingeworfene Gedanke, daß ἔραζε und ahd. *erda* „wohl zu *ere* trennen" gehörten, weiter verfolgt zu werden. Das Meiſte, was zu dieſer Wurzel gehört, hat zuletzt Perſſon Beitr. zur idg. Wortforſchung (1912) 637ff. zuſammengeſtellt (vergl. auch Walde Lat. Etym. [2] 641 unter *rārus*): lit. *ìr-ti* „ſich trennen", *ir-imas* „das Trennen", *ar-dau̇* „trennen", *rē-tas* „auseinander ſtehend, undicht", *rẽ-tis* „Baſtſieb", *ẽr-dwas* „weit" (von Kleidern, Türen), lat. *rē-te* „Netz" u. a. m.; hinzuzufügen wäre noch das griechiſche ἐρῆ-μος (homer.), ἔρη-μος „einſam, abgelegen" (eigentl. „abgetrennt"), das von Fick mit Recht hierher gezogen wird. Wie kann aber aus einer Wurzel mit der Bedeutung „trennen" eine Benennung

der „Erde" abgeleitet sein? Zur Beantwortung dieser Frage können wir zwei Wege einschlagen.

Auf den einen führt uns das griechische χῶρος „Raum, Platz, Stelle" und von Homer an „Land, Acker, Flur, Landgut", das gleichen Stammes ist mit dem Adverbium χωρίς „getrennt, abgesondert". Die beiden Bedeutungen werden vermittelt durch χώρᾱ „Zwischenraum, freier Raum" (οὐδέ τι πολλὴ χώρη μεσσηγύς Ψ 521), „leere Stelle, leere Augenhöhle" (Samml. Gr. Dial.-Inschr. no. 3339, Zeile 76), dann ebenfalls „Platz, Stelle, Landstrich, Land", ferner durch das im Ablaute zu χῶρος stehende χῆρος „leer, öde, verwaist", χηρ-αμός „Höhle, Kluft". Die Grundbedeutung des Stammes war also „trennen" und χῶρος, χώρα bezeichneten ursprünglich den „freien, leeren Raum", der sich trennend zwischen zwei Dinge schiebt. Die gleiche Bedeutungsentwicklung können auch ἔρας, ἔρε-σις, *er-ϱō*, *er-ϱo-s* durchlaufen haben: ursprünglich „Trennung" (mit dem Übergang ins Konkrete wie „Umzäunung, Einfriedigung, Umgebung") oder „trennender Raum", der als „unbebauter, unbewohnter Landstrich" (vgl. ἔρη-μος „leer"), etwa als Heide oder Moor, angebaute Wohnstätten von einander schied. Ähnlich ist der Bedeutungswandel bei lat. *fīnis* „Abgrenzung; Grenze; Gebiet, Land" und got. altſ. ahd. *marka* „Grenze; Grenzland; Landgebiet, Landbesitz" gewesen.

Eine zweite Möglichkeit der Erklärung zeigen die Worte des Horaz Carm. 1, 3, 21 nequiquam deus abscidit prudens Oceano dissociabili terras, si tamen impiae non tangenda rates transiliunt vada. Für ein Volk, das Inseln oder eine durch Buchten zerrissene Küstenlandschaft bewohnte, trennte das Meer die einzelnen Teile seines Gebietes. Namentlich wurden die dem Festland vorgelagerten Inseln als „getrennte Stücke" des Landes empfunden. Doch war ebenso auch für den Inselbewohner das Festland das durchs Meer „getrennte" Land. Dann hätten die Worte ἔρας, ἔρε-σι-ς usw. ursprünglich „Trennung" und weiter „abgetrenntes Land" bedeutet, aus dem Verbalabstraktum wäre also das Objekt der Handlung geworden, was für die Verbalabstrakta auf *-ti-s* und *-tā* schon oben durch Beispiele belegt ist. Sachlich ist gegen diese Deutung nichts einzuwenden: sie paßt in gleicher Weise für die Germanen in ihren ältesten Wohnsitzen an der westlichen Ostsee und auf den dänischen Inseln wie für die brittanischen Kelten in Wales und Tornwall und für die Griechen auf der durchs Meer zerrissenen Balkanhalbinsel und auf den Inseln des ägäischen Meeres.

In dem einen wie dem anderen Falle wurde ursprünglich eine einzelne, unter gegebenen Verhältnissen als besonders wichtig hervortretende Eigenschaft des Landes oder Erdbodens durch die Ableitungen vom Stamme *er-*, *ere-* „trennen" zum Ausdruck gebracht, und erst in der einzelsprachlichen Anwendung gewannen diese Wörter die allgemeine Bedeutung „Erde, Land".

Repetita placent.

Von Vatroslav Jagić.

Um dem hochverehrten Kollegen unsere weitzurückreichenden freundschaftlichen Beziehungen in angenehme Erinnerung zu bringen, will ich ihm von hier aus, aus Payerbach, am Fuße des schönen Semmeringgebietes gelegen, eine kleine Mitteilung zur Begrüßung widmen, die ich allerdings vor vielen Jahren schon einmal irgendwo (ohne augenblicklich angeben zu können wo) kurz erwähnt hatte, doch scheint sie bei jenen, die sie am nächsten angeht, unbeachtet geblieben zu sein. Wenigstens in einem mir vor wenigen Wochen zugekommenen großen Werk des gewesenen Banus von Kroatien, Nikolaus von Tomašić „Fundamente des Staatsrechtes des Königreichs Kroatien" (Zagreb 1918 gedruckt, aber 1920 herausgegeben) wird die Stelle, um die es sich hier handelt, noch immer (auf S. 118, Anm. 285) nach der unrichtigen Lesart so behandelt, als hätte ich nicht schon längst das Rätsel gelöst und den richtigen Text hergestellt. Ich möchte daher nach dem Spruch Repetita placent diese Kleinigkeit nochmals in gehörigem Zusammenhang zur Sprache bringen. Es handelt sich um folgende Stelle einer sogenannten altkroatischen Chronik, die nach der zweiten von Dr. Crnčić besorgten Ausgabe vom Jahre 1874, auf S. 19 so lautet: I svakomu tih mist postaviše bana a nigdi duža, i tada svaki tih banow i dužev (da) budu od pupori sine plemeniti. In der deutschen Übersetzung besagt das: „Und in einem jedem dieser Orte setzte man einen Banus und hie und da einen Herzog (dux) ein und dann daß ein jeder dieser Bane und Herzöge . . . adelig sei." Die rätselhaften Ausdrücke od pupori sine habe ich unübersetzt gelassen, weil sie nach dieser Lesart keinen Sinn geben. Das fühlte auch der Herausgeber (Dr. Crnčić), darum fügte er unter dem Texte in der Anmerkung hinzu: Diese zwei Ausdrücke seien entweder verdorben oder über seinen Verstand; sine könnte sini oder eher sinove sein, aber pupori? M. (d. h. Marulić, der Übersetzer des kroatischen Textes zu Anfang des 16. Jahrhunderts ins Lateinische) habe die Stelle übersprungen und O. (d. h. Orbini, der Übersetzer ins Italienische zu Anfang des 17. Jahr-

hunderts) habe „dei suoi parenti“ dafür gesetzt. Ich könnte meinerseits hinzufügen, daß Orbini wahrscheinlich den kroatischen Text richtig gelesen und richtig verstanden hat, d. h. nicht od pupori sine, sondern mit geringfügiger Änderung od puporizine, also wörtlich ab umbilici abscisione, er übersetzte aber frei, aber den Sinn gut wiedergebend „von seinen Voreltern“. Der lateinische Text des Presbyter Diocleas äußert sich über diese Stelle etwas anders: Unaquaque in provincia banum ordinavit id est ducem ex suis consanguineis fratribus. Die letzten Worte stehen im kroatischen Texte nicht, dagegen wird bei Diocleas das, was in der kroatischen Chronik von Banus und Dux gesagt wird, nämlich daß sie von Geburt aus (wörtlich vom Zeitpunkte der Nabelabschneidung) adelig sein müssen, wohl richtiger auf die Comites und Centuriones bezogen, von denen verlangt wird, daß sie ex nobilibus earundem provinciarum sein müssen. Bei einem Banus oder Dux ist die adelige Abstammung so gut wie selbstverständlich. Der Text der kroatischen Chronik scheint hier nicht genau zu sein, auch das Wort tada (dann) finde ich matt, und das in Klammern gesetzte da ist eine Einschaltung des Herausgebers. Doch in die Erklärung dieses Denkmals nach seiner doppelten Fassung, lateinisch und kroatisch, lasse ich mich nicht ein; eine Studie darüber hatte mir zu wiederholten Malen Jireček fürs „Archiv für slavische Philologie“ in Aussicht gestellt, leider war er nicht mehr im Stande, das Versprechen auszuführen.

Für meine Absicht genügt es zu wiederholen, daß das sinnlose od pupori sine durch ganz kleine Änderung od puporizine gelesen werden muß. In dieser Lesart ist das Wort und die ganze Wendung klar. Der Ausdruck puporizina ist im ikavischen Dialekte der serbo-kroatischen Sprache eine Wortbildung, die dem altslavischen paporězina, dem griechischen ὀμφαλοτομία, genau entspricht. Mit dem Auslaut -ina wird die Abstraktion einer Handlung ausgedrückt, also abscisio umbilici. In dem ersten Teil des Kompositums sieht man das Substantiv papŭ -pup, das später in der Form papŭkŭ pupĭk — pupek pupak üblich ist, darum lautet das Adjektiv pupkorezna baba für obstetrix schon bei Habdelić und Belostenec, Stulli kennt auch die Form pupkoreza und Iveković bezeugt für seine Heimat pupkoreznica, alles in der Bedeutung „Hebamme“. Bei Parčić steht pupkorezka in derselben Bedeutung, aber das soll (in Dalmatien?) Scherzausdruck sein. Wenn einmal das Wörterbuch der südslavischen Akademie bis zu diesen Ausdruck kommt, kann man

mit Sicherheit weitere Belege aus alter und neuer Zeit erwarten. Ich weiß nicht — hier fehlen mir die Hilfsmittel dazu — ob das čechische pupkořez — Nabelschnitt — ein neugebildeter Terminus technicus oder volkstümliche Ausdrucksweise ist.

Korrekturzusatz: Nachträglich fand ich, daß ich diesen Ausdruck im Archiv f. sl. Phil. B. XI S. 304 (Berlin 1888) besprochen habe.

Der Götterbeiname Grabovius auf den Tafeln von Iguvium.

Von Paul Kretschmer.

Auf der I. Tafel von Iguvium werden Opfer an drei Götter vorgeschrieben, die den Beinamen Krapuvi (in altumbrischer Dativform) führen, Juppiter, Mars und eine Gottheit, deren Name im Dat. Vufiune, neuumbr. *Uofione* lautet und gewöhnlich als ein lat. * *Vovio* oder * *Vovionus*, d. h. 'Gott des Gelobens, der Gelübde' aufgefaßt wird. Auf der jüngeren Tafel VI erscheint der Beiname in der neuumbr. Form Dat. *Grabouei* VI a 22. VI b 1, *Grabouie* VI b 19, Akk. *Graboui* VI a 23 ff., Vok. *Grabouie* VI a 25 ff. (*Crabouie* VI a 27. 37). Der meistzitierte Deutungsversuch, die Zusammenstellung mit lat. *Grādīvus*, dem Beinamen des Mars (vgl. Planta, Gramm. d. osk.-umbr. Dial. I 415), ist weder lautlich haltbar wegen umbr. *b* = lat. *d*, noch sonst befriedigend, da lat. *Grādīvus* selbst etymologisch nicht klar ist[1]). Den Slavisten hätte schon die Ähnlichkeit zwischen *Grabovius* und dem slavischen Adjektiv poln. *grabowy*, čech. *hrabový*, serb. *grabov*, russ. *grabóvyj*, kleinruss. *hrabóvyj* auffallen können, das mit dem Adjektiva von Baumnamen bildenden Suffix *-ov-* abgeleitet ist von dem Namen der Weiß- oder Hainbuche, *Carpinus betulus*, poln. *grab*, čech. *hrabr*, *habr*, serb. *grȁb*, russ. *grabъ*, *grabína*, kleinruss. *hrab*. Die Form ohne *r* in der 1. Silbe, čech. *habr*, bulg. *gábъr*, sloven. *gabər* ist durch Dissimilation aus *grabrъ* entstanden; s. Berneker, Slav. etym. Wb. I 343. Das Adjektiv, eine mit Weißbuchen bestandene Örtlichkeit bezeichnend, ist als Ortsname sehr verbreitet: *Grabowo* in den russischen Gouvernements Lomscha, Minsk und Plock und in Posen, *Grabova* in Serbien, *Grabova draga* 'Buchental' bei Mostar, *Grabovica* bei Županjac und bei Mostar, die vielen *Grabow* in Deutschland: in Mecklenburg, Posen, bei Lüchow in Hannover, das Flüßchen *Grabow* in Hinterpommern usw.

Der Name des Baumes war auch im Süden des indogermanischen Gebiets vertreten. Athenaeus XV 699e bezeugt ein Wort *γράβιον*,

---

[1]) Die älteren Erklärungen, die Samter in Pauly-Wissowas Realenc. unter *Grabovius* aufzählt, von Lassen, Pott, Grotefend, Graßmann, sind heute nicht mehr der Erwähnung wert.

das nach dem Makedonen Amerias 'Fackel', nach dem alexandrinischen Grammatiker Seleukos das Holz einer Eichenart, πρῖνος oder ὀρῦς bedeutete, das gespalten zu Fackeln verwendet wurde: *Ἀμερίας γράβιον τὸν φανόν. Σέλευκος δὲ οὕτως ἐξηγεῖται ταύτην τὴν λέξιν· γράβιόν ἐστι τὸ πρίνινον ἢ δρύινον ξύλον, ὃ περιεθλασμένον καὶ κατεσχισμένον ἐξάπτεσθαι καὶ φαίνειν τοῖς ὁδοιποροῦσιν. Θεοδωρίδας γοῦν ὁ Συρακόσιος ἐν Κενταύροις ἐν διθυράμβῳ φησίν 'πίσσα δ' ἀπό γραβίων ἔσταζεν', οἷον ἀπὸ [... λαμ]πάδων. Μν[ημονεύει δὲ] γραβίων κα[ὶ Στράτις] ἐν Φοινίσσαις. Γράβιον* ist offenbar mit dem Suffix *-io-* von dem Baumnamen **γραβος* = slav. *grabъ* abgeleitet und bedeutet 'iligneus' oder 'querneus'. Das Wort wurde zwar von griechischen Dichtern gebraucht, hat aber sonst im Griechischen keinen Anhalt. Auf seine Herkunft weisen die illyrischen Personennamen *Γρᾶβος* und *Γράβων*. *Γρᾶβος* hieß der illyrische König, der im Jahre 356/5 v. Chr. mit den Athenern das Bündnis CIA. II 66b gegen Philipp von Makedonien abschloß (Z. 3f. *Γρᾶβον τὸν Ἰλλυριόν*). Ein Bronzehelm aus Olympia, Inschr. v. Olympia Nr. 695, trägt die punktierten Inschriften (IV. Jahrh. v. Chr.) *Ϝέρζαν Γράβωνος* und *Ϝέρζαντός εἰμι*: mit *Ϝέρζαν* vgl. die illyrischen Namen *Verzo Beusantis* CIL. III C. XIII. Seiner Bedeutung nach wäre *Γράβων* ein Name wie gr. *Δρύων*. O. Hoffmann, Die Makedonen S. 10 rechnet *γράβιον* zu den Glossen des Amerias, deren makedonischer Ursprung nicht begründet sei. Jetzt wird es aber doch einigermaßen wahrscheinlich, daß *γράβιον* ein illyrisches Element des Makedonischen war und von Amerias als makedonisch gebucht wurde. Auf seinen nichtgriechischen Charakter wirft Licht die Nebenform *γράφιον*, die Sophokles nach Erotian Gl. Hippocr. p. 77, 3 unter *θράσσει* in der *Ἑλένης ἀπαίτησις* Trag. gr. fragm. Nauck fr. 179 gebrauchte:

γυναῖκα δ' ἐξελόντες ἢ θράσσει γένυν
τε ὡς τοῦ μὲν ἕωλον [αἴολον O] γραφίοις
ἐνημμένοις

J. G. Schneider verbesserte *γραφίοις* in *γραβίοις*. Aber zu solcher Änderung ist kein Anlaß. Vielmehr scheint Sophokles das ungriechische Wort durch Ersatz von *β* durch *φ* gräzisiert zu haben, sowie die griechische Literatur den makedonischen König, der doch bei seinen Landsleuten *Βίλιππος* hieß, immer *Φίλιππος* nannte. Dagegen gebrauchten der attische Komödiendichter Strattis und Theodoridas von Syrakus die *β*-Form.

Von Interesse ist, daß auch die dem slav. *gabrz* entsprechende Form, die das *r* der 1. Silbe durch Dissimilation verloren hat, sich in der Hesychglosse *γοβρίαι· φανοί, λαμπτῆρες* wiederfindet. Das *o* könnte sich entweder durch Einfluß des folgenden Labials oder des ursprünglich vorhergehenden *ρ* erklären (**γροβρίαι*); vgl. mak. *Κόραννος* = dor. *Κάρᾱνος*. Doch ist die Kürze des Vokals, wie unten zur Sprache kommen wird, auffällig.

Zweifelhaft muß bleiben, ob *γραβο-* 'Eiche' auch dem bisher unerklärten *κράβατος*, eine Art Bett, zu Grunde liegt, einem Wort, das zuerst in hellenistischer Zeit, auf einem Ostrakon ptolemäischer Zeit, in Papyri, im Neuen Testament auftaucht, schließlich im Neugriechischen der gewöhnliche Ausdruck für Bett geworden (*κρεββάτι*) und ins Lateinische als *grabātus* entlehnt ist. Salmasius und Sturz erklärten es wie andere griechische Wörter, die erst in der Zeit der Diadochen auftreten und im Griechischen keinen etymologischen Anhalt haben, für makedonisch. *Κράβατος grabātus* hat das Aussehen eines Part. Perf. Pass. auf *-tó-s* wie lat. *amātus*, dor. *τιμᾱτός*. Wenn es zu **γρᾱβος* 'Eiche' gehörte, müßte es entweder bedeuten 'aus Eichenholz gemacht', abgeleitet von einem Verbum wie *ξυλοῦν* 'aus Holz machen' oder etwa 'mit Eichenholz versehen, hergestellt, gearbeitet', wie lat. *lectus eburatus* 'mit Elfenbein ausgelegtes Bett', *auratus* 'vergoldet' usw. Tatsächlich sind Betten mit Füßen aus Steineichenholz bezeugt: Ter. Ad. 585:

Lectulos in sole ilignis pedibus faciundos dedit.

Begrifflich ließe sich also *κράβατος* sehr wohl von *γραβο-* ableiten. Aber es bestehen lautliche Schwierigkeiten. Die geringste ist die Verschiedenheit des Anlautes. Schon lat. *grabatus: κράβατος* zeigt, daß in Lehnwörtern leicht Media und Tenuis wechseln (vgl. *guberno: κυβερνῶ, Burrus: Πύρρος* u. a.), weil z. B. die Media in der einen Sprache als stimmhafte Lenis, in der andern als stimmlose Lenis artikuliert wird, die nun in der ersteren Sprache durch ihre Tenuis wiedergegeben wird und umgekehrt. Aus den makedonischen Glossen *κάναδοι* = *γνάθοι* und *κόμβους* = *γόμφους* (O. Hoffmann, Die Makedonen 52) geht hervor, daß die Griechen die makedonische Media zuweilen durch ihre Tenuis ersetzten. Noch deutlicher zeigt sich ihr Schwanken in der Hesychglosse *Ἔορτος ἢ Ἐορδός· Μακεδῶν, ἀπὸ ἔθνους*. Auch das litauische *skroblìs* 'Rotbuche, Weißbuche'[1]) weist

[1]) Zu altpreuß. *stoberwis (scoberwis)* 'Hainbuche', lett. *skābarde* 'Buche' vgl. Trautmann, Die altpr. Sprachdenkm. 439.

ein *k* auf, das sich durch Entlehnung erklären dürfte[1]). — Bedenklich ist aber der Quantitätsunterschied in *γράβιον*: *grābātus*. Slav. *grabrъ* enthält idg. *ā*, und dazu stimmt die Messung in dem sophokleischen

τε ὡς τοῦ μὲν ἕωλον γρᾱφίοις ἐνημμένοις

sowie in dem Dithyrambus des Theodoridas von Syrakus

πίσσα δ' ἀπὸ γραβίων ἔσταζεν.

Lat. *grabātus* aber hat kurzes *a* in der ersten Silbe, vgl. z. B. Lucil. bei Non. II 868:

Tres a Deucalione grabati restibu' tenti.

Ps.-Verg. Moretum 5:

Membra levat vili sensim demissa grabato.

Die Annahme einer Vokalabstufung wie etwa in lat. *lābi lābes*, aber *lābare* scheint mir bei einem Baumnamen etwas bedenklich. Aber auch das oben erwähnte *γοβρίαι* weist auf einen kurzen Vokal. Ferner ist die schwankende Schreibung des Wortes[2]) mit *ββ*, *κράββατος*[3]) und *ττ*, *κράβαττος*[4]) in Betracht zu ziehen. Die Form mit *ττ* wird bestätigt durch das Ngr.: rhod. ikar. *κρεβάττιν*, dem allerdings kypr. *κρεβάτιν* mit einfachem *τ* gegenübersteht (Thumb Hellen. 22), sowie durch lat. *grabattus* Corp. gloss. lat. III 321, 7, die Form mit *ββ* durch südostgriech. *κρεβάτ(τ)ιν* mit erhaltenem *β*, während einfaches *β*, wie Thumb a. a. O. ausführt, schwindet. Nun erinnert das Nebeneinander von *κράβᾱτος grabātus* und *κράβαττος grabattus* an die lat. Fälle *lītera: littera* (frz. *lettre*), *bāca: bacca*, *tōtus: tottus*, ital. *tutto* usw. und thess. *Δᾱμάτηρ*: *Δαμμάτρειος*, *μνᾱμεῖον*: *μναμμεῖον*, *Πάνᾱμος*: *Πάναμμος*. *Κρᾰββᾱτος* würde dann auf *κράβᾱτος* zurückgehen[5]). Aber aus allen diesen Erwägungen

---

[1]) Damit wird auch das prothetische *s-* zusammenhängen, das auf Herübernahme des auslautenden *-s* eines vorhergehenden Wortes beruhen mag. Solchen Anomalien sind Lehnwörter naturgemäß in besonderem Maße ausgesetzt.

[2]) Vgl. darüber Blaß-Debrunner, Gramm. d. nt. Griech. S. 27. Winer-Schmiedel Gramm. 56. Moulton, Einleit. in d. Spr. des N. T. 60[1]. Thumb Hellen, 17. 20. 22. 196 f. *κράβατος* ist überliefert im cod. B Marc. 2, 4, auf einem ptolem. Ostrakon und bei Suid. unter *σκίμπους*.

[3]) *κράββατος* nach Schmiedel „schlecht bezeugt", cod. E Ac. 5, 15 und in jüngeren Handschriften, *κραββάτια* Hesych unter *λέκτρα*, *κραββάτιον* Suid. unter *κλίνη*. Mit Ersatz von *ββ* durch *μβ* *κράμβατος* Du Cange aus Moschion.

[4]) *κράβαττος*, Hds. des N. T. und Papyri (Moulton), mit umgekehrter Schreibung von *κτ* für *ττ* *κράβακτος* cod. Sin., Papyri.

[5]) W. Schulze, KZ. 33, 377 denkt an Metathesis der Konsonantendehnung, ohne zu untersuchen, an welcher Stelle die Konsonantenverdopplung ursprünglich war und wie sie aufzufassen ist. — Das Nebeneinander von *κράβατος*: *κράββατος*: ngr. mit Dissimilation der beiden *α* *κρεββάτι* erinnert an *Δαμάτηρ*: thess. *Δαμμάτηρ* und das merkwürdige *Δεματρίειος* in Pharsalos IG. IX 2, 234 Z. 134, *μηνὸς Δεμάτρου* in Halos (Achaia Phthiotis) IG. IX 2, 109b 47 = GDI. 1461

ergibt sich doch keine Sicherheit, und die Frage, ob *κράβατος* wirklich zu *γραβο-* gehört, muß somit offen bleiben.

Der Bedeutungsunterschied zwischen dem slav. *grabъ* und *γράβια* hat bei Baumnamen nichts Auffallendes. A. Brückner K. Z. 46, 194 vertritt die Ansicht, daß urslav. *grabъ* sowohl die Rotbuche, *Fagus*, wie die Weißbuche, *Carpinus* bezeichnete, also wie deutsch *Buche* die beiden botanisch durchaus verschiedenen Baumarten. Ist dies richtig, so wäre der Bedeutungsunterschied des illyrischen Wortes, das nach Seleukos *δρῦς* oder *πρῖνος* Steineiche, *Quercus ilex* (vgl. über die antiken Eichenarten Olck Pauly-Wissowas Realencycl. unter *Eiche*) bedeutete, vom slav. *grabъ* derselbe wie der von lat. *fāgus* ahd. *buohha* 'Buche' und gr. *φηγός Quercus aegilops L.* (Olck a. a. O. V 2030). In letzterem Falle nimmt man an, daß die Bedeutung Buche, in der Lateinisch und Germanisch übereinstimmen, die ältere ist und die Griechen den Namen von der bei ihnen selteneren Rotbuche auf eine Eichenart übertragen haben. Ob der Vorgang bei *grabъ: γρᾶβος* derselbe war oder umgekehrt verlaufen ist, läßt sich nicht sagen.

Kehren wir nunmehr zu umbr. *Grabovius* zurück, so entsteht zunächst die Frage, ob das umbrische Wort mit sl. *grabov-* urverwandt ist. Dies ist ausgeschlossen, wenn dessen *-b-* auf idg. *-bh-* zurückgeht, das im Umbrischen hätte zu *-f-* werden müssen. Für idg. *-bh-* spricht die Seltenheit von idg. *b* und vor allem das sophokleische *γράφιον*; denn aus mak. *κόμβος* = *γόμφος*, *κάναδος* = *γνάθος* und, wenn zu *γράβιον* gehörig, *κράβατος* geht hervor, daß idg. Media im Makedonischen mit idg. Media aspirata nicht völlig zusammengefallen war: jene wird von den Griechen teils mit Media, teils mit Tenuis, diese teils mit Media, teils mit Aspirata wiedergegeben. Daß die Griechen ein mak. oder auch ein illyr. *b* = idg. *b* durch *φ* ersetzt hätten, wäre jedenfalls eine nicht unbedenkliche Annahme. So bleibt nur die andere Möglichkeit, daß *Grabovius* ein Lehnwort aus dem Illyrischen war, und zu einer derartigen Entlehnung war die Gelegenheit dadurch gegeben, daß in Umbrien wie in andern Teilen der Ostseite Italiens in vorhistorischer Zeit eine illyrische Einwanderung stattgefunden hatte, von der noch in geschichtlicher Zeit mannigfache Spuren vorhanden waren. Sie sind zuletzt von Philipp in Pauly-Wissowas Real-Encycl. IX 1, 737 unter Iapyges erörtert. Außer der Nachricht bei

---

(178–146 v. Chr.), *Πάναμος*: thess. *Πάναμμος*: *Πάνεμος*. Die Dissimilation der *α* auch in thess. *Βρεχᾶς* IG. IX 2, 234[103] (= GDJ. 326) aus *Βραχᾶς*.

Plinius III 110. 112 über Liburner in Umbrien weisen namentlich Ortsnamen auf eine illyrische Besiedlung, und ein besonders helles Schlaglicht wirft auf diese Bevölkerungsverhältnisse die wiederholte Nennung des *Iapuzkum numem* auf den Iguvinischen Tafeln. Der Name der Japuder, die uns sonst als illyrisches oder illyrisch-keltisches Mischvolk östlich von Istrien entgegentreten, wird immer zusammen mit den Tadinaten, Etruskern und Narten, den Anwohnern des Nar-Flusses, sowohl in einer alten Fluchformel als auch in einer Opfervorschrift, die diese Völker als Peregrine vom Opfer ausschließt[1]), aufgeführt. Da *Tadinum, nur durch das heutige Gualdo Tadino bestimmt, östlich von Iguvium lag, der Nar im Süden dieses Gemeindegebietes floß, die Etrusker im Westen wohnten, so hatte vermutlich eine Abzweigung der illyrischen Japuder im Norden oder Nordosten von Iguvium ihren Sitz. Durch solche illyrischen Elemente der Bevölkerung Umbriens war die Möglichkeit der Entlehnung eines illyrischen Götterbeinamens gewiß gegeben.

Eine Stütze für diese Herleitung bildet die Nebenform *Crabouie* auf der neuumbrischen Taf. VIa 27 und 37. Hier finden wir den Wechsel von Media und Tenuis wieder, den wir schon in *κράβατος* und lit. *skroblùs* vermutet haben, und, was bezeichnend ist, er tritt auch in dem Namen der Japuder selbst auf, der auf den neuumbrischen Tafeln (die altumbrische Schrift unterscheidet bekanntlich Media und Tenuis nicht) teils *Iapusco, Iapuscer,* teils und zwar öfter *Iabuscom, Iabuscer, Iabusce,* geschrieben wird; hier scheint allerdings die Tenuis das ursprüngliche zu sein. In echtumbrischen Wörtern wäre dieses Schwanken zwischen Media und Tenuis sehr auffällig: es spricht dafür, daß *Grabovius* ein Lehnwort ist.

Daß der illyrische Dialekt, aus dem *Grabovius* stammte, das slavische Suffix der Holzadjektiva *-ov-* hatte, das dem mak. *γράβιον* fehlt, ist nicht verwunderlich; es kann sich hier um eine dialektische Verschiedenheit handeln. Daß jenes Suffix auch im Dakischen bestand, lehrt der Ortsname *Bersovia* (Tab. Peut. zwischen Viminiacum und Sarmizegethusa), der, wie schon Tomaschek Pauly-Wissowas Realenc. III 318 sah, zu lit. *bèržas,* bulg. *brěza,* kleinruss. *bereza* 'Birke' gehört.

---

[1]) VIIa 47: *Tursa Iouia, totam Tarsinatem, trifo Tarsinatem, Tuscom Naharcom Iapusco nome. totar Tarsinater, Tuscer Naharcer Iapuscer nomner nerf sihitu ansihitu. iouie hostatu holtu* usw. VIb 53: *Pisest totar Tarsinater, trifor Tarsinater, Tuscer Naharcer Iabuscer nomner eetu ehesu popler.*

Als Bedeutung von *Grabovius* ergibt sich demnach 'zur Eiche gehörig, Eichengott'. Die Beziehungen Juppiters zur Eiche sind bekannt (vgl. Olck Pauly-Wissowas Realenc. V 2051); auch die Steineiche, *ilex*, steht unter seinem Schutz. *Grabovius* ist also ein Synonym von lit. *Perkúnas*, altisl. *Fjǫrgynn* (zuletzt darüber Güntert, Reimwortbildungen 210 ff.) und gr. *φηγωναῖος*, das freilich genauer den Gott des Eichenwaldes *(φηγών)* bezeichnet. Wegen slav. *grabъ* könnte man allenfalls auch an die Buche denken, wenn nämlich das Wort bei den Japudern oder andern Illyriern Umbriens diesen Baum bedeutet hätte. *Iuppiter Fagutalis* auf dem Esquilin[1]) würde eine Parallele bilden, und auch der phrygische *Ζεὺς Βαγαῖος* ist zunächst als 'Buchengott' aufzufassen, es sei denn, daß die Phryger wie die Griechen den Namen der Buche auf die Eiche übertragen haben. Indessen spricht doch *γράβιον* 'Eichenholz' bei *Grabovius* mehr für die Eiche, und noch ein Zweites. Auf dem Monte Petrara bei Scheggia, einige Kilometer nordöstlich von Iguvium, dem heutige Gubbio, gerade in jener Gegend, wo wir die Sitze der Japuder vermutet haben, befand sich ein Tempel des Juppiter Appenninus, berühmt durch seine Orakel *(sortes Appenninae* (Script. Hist. Aug. Firmus c. 3), von dem sich Trümmer bis heute erhalten haben, darunter eine Basis mit der Weihinschrift CIL. XI 5803 *Iovi Apennino P. Vivius Carmogenis* usw. Die Tabula Peutingeriana verzeichnet ihn als *Iovis Penninus id e(st) Agubio*, setzt ihn also geradezu mit Gubbio gleich. „In der Umgebung viele Eichen" fügt der Baedeker von Mittel-Italien[13] S. 119, hinter dem nach dem Vorwort Chr. Hülsen stand, bedeutungsvoll hinzu und meint doch wohl, daß hier die Spuren eines alten, dem Gotte heiligen Eichenhaines vorliegen. So werden wir bei dem iguvinischen *Grabovius* lieber an die Eiche denken. Zugleich zeigt sich, wie leicht ein illyrischer Beiname des Juppiter nach Iguvium dringen konnte, wenn z. B. das Heiligtum des Gottes zeitweise im Besitze der Japuder war.

Daß auch Mars bei den Iguvinern den Beinamen *Grabovius* erhielt, kann nicht befremden. Der Baumkultus war nicht auf Juppiter beschränkt, und auch dem Mars waren Eichen heilig, wie die, von der Sueton Vespas. 5 *(quercus antiqua quae erat Marti sacra)* erzählt; vgl. Olck a. a. O. 2052. Wenn endlich drittens auch dem *Uofione* (altumbr. Vufiune) derselbe Beiname gegeben wurde, so erklärt

[1]) Der Beiname stammt zunächst von der Örtlichkeit, *Fagutal* 'Buchenhain', das abgeleitet ist von einem Adjektiv **fāgūtus* 'mit Buchen versehen', gebildet wie *cornutus, nasutus, verutus* 'mit einem Speer bewaffnet' usw.

er sich, falls dieser Gott wirklich ein * *Vovio* oder * *Vovionus*, ein Gott der Gelübde oder des Gelobens war, bei ihm dadurch, daß *vota* an den Zweigen von Bäumen aufgehängt und zu heiligen Bäumen meist besonders starke Bäume wie die Eiche ausgewählt zu werden pflegten.

So scheint mir sich alles — Laute, Wortbildung, Bedeutung, Herkunft — zu vereinigen, um die vorgeschlagene Erklärung von *Grabovius* als 'Eichengott' zu empfehlen und zu sichern.

Lübecks Bedeutung für die Eroberung Preußens.

Von Christian Krollmann.

Während die Deutschen für die Kolonisation Livlands ausschließ- auf den Seeweg angewiesen waren, standen ihnen nach Preußen zwei Wege offen, der zur See und der Landweg durch Polen. Aber weder der eine, noch der andere allein bot hinreichende Sicherheit für einen dauernden Erfolg. Das hat schon der Bischof Christian von Preußen erkannt, dessen vielfältigen Bemühungen seit 1210, aus Deutschland Hülfe zur Niederwerfung des preußischen Heidentums zu erhalten, vergeblich blieben, so lange ausschließlich der Landweg zur Verfügung stand. Der Seeweg aber war den Deutschen versperrt, seitdem der Dänenkönig Waldemar II. 1214 die unbeschränkte Herrschaft über das deutsche Nordalbingien und Slavien gewonnen und auch in Estland den Wettbewerb mit den Deutschen aufgenommen hatte. Die Dänen verfügten nun über den einzigen in Betracht kommenden Ausgangspunkt für den deutschen Ostseeverkehr, den Hafen von Lübeck und nutzten diesen Vorteil aus um den deutschen Wettbewerb lahm zu legen. Bischof Christian hat sich daher bemüht, mit Hülfe des Papstes den Frieden zwischen dem Dänenkönig nebst seinem Neffen und Verbündeten, Herzog Otto von Lüneburg, und dem mächtigsten ihrer Gegner, Markgraf Albrecht von Brandenburg, herzustellen, und das ist ihm auch gelungen [1]). Aber die an diese diplomatische Aktion geknüpfte Hoffnung, den Seeweg für die Deutschen frei zu bekommen, hat sich nicht erfüllt [2]), denn gerade jetzt, da er die Hand in Deutschland frei hatte, setzte Waldemar seine ganze Kraft ein zur Gewinnung Livlands.

Gelegentlich seiner zweiten Romfahrt, im Frühjahr 1223, könnte Christian auch zuerst die Hülfe desjenigen Mannes gesucht haben, der dann später das Schicksal Preußens in seine starke Hand genommen hat, des Hochmeisters des Deutschen Ordens, Hermann von Salza. Vielleicht hat er ihm schon damals die Vorschläge des Herzogs Konrad von Masowien unterbreitet. Ernstlich berücksichtigt konnten sie erst werden, wenn der Seeweg nach Preußen frei wurde. Ein unerwartetes Ereignis gab die Möglichkeit dazu. Am 7. Mai 1223 nahm Graf Heinrich von Schwerin den König Waldemar gefangen. Jetzt war dem Reiche die Gelegenheit gegeben, die Scharte von 1214 auszuwetzen und Nordalbingien wieder zu gewinnen. Kaiser Friedrich II. erkannte die Bedeutung des Augenblickes und legte die Sache in die Hände seines

[1]) Winkelmann, Friedrich II, S. 26, Perlbach, Regesten Nr. 38, 46, 47.
[2]) Winkelmann, S. 419ff.

fähigsten und zuverlässigsten Diplomaten, des Hochmeisters Hermann von Salza. Ihn sehen wir nun unermüdlich tätig, den Anspruch des Reiches auf Nordalbingien zur Geltung zu bringen und gleichzeitig die Stadt Lübeck so zu stellen, daß der Ostseeverkehr frei wurde. Auf dem Hoftage zu Nordhausen im September 1223 kam die Angelegenheit in seiner Gegenwart zur Verhandlung. Es wurde mit dem Grafen Heinrich von Schwerin ein Vertrag abgeschlossen, durch den die Freilassung Waldemars an die Herausgabe Nordalbingiens und die Wiedereinsetzung der deutschen Fürsten und Grafen in ihre dortigen Besitzungen geknüpft wurde. Die Regalien von Lübeck aber sollten dem Grafen von Schauenburg verliehen werden, dieser wäre demnach dort Stadtherr geworden. Es gelang aber nicht, diesen Vertrag durchzuführen, einerseits fehlte es an Machtmitteln um den voraussichtlichen Widerstand der Dänen zu brechen, andererseits griff der Papst für König Waldemar parteinehmend ein. Seine Drohung mit Bann und Interdikt veranlaßten freilich den Grafen von Schwerin nicht, seinen Gefangenen frei zu geben, aber der Kaiser mußte auf des Papstes Wünsche Rücksicht nehmen. In dieser schwierigen Lage fand Herrman von Salza den richtigen Ausweg. Nach Verständigung mit der Kurie begab er sich abermals nach Deutschland und schloß am 4. Juli 1224 nach Verhandlungen mit deutschen und dänischen Vertretern in Dannenberg, dem Haftorte Waldemars, einen neuen Vertrag, in dem, dem Wunsche des Papstes entsprechend, dem Könige von Dänemark in erster Linie die Verpflichtung zu einem Kreuzzuge nach dem heiligen Lande auferlegt wurde. Die Belange des Reiches wurden insofern gewahrt, als Holstein und Ratzeburg, das Graf Albrecht von Orlamünde bisher von Waldemar als dänisches Lehen gehabt hatte, zwar in dessen Besitz bleiben, aber Reichslehen werden, dagegen die Bistümer Lübeck, Ratzeburg und Schwerin reichsunmittelbar werden sollten. Damit wäre die Stadt Lübeck, was die Bürger lieber gesehen haben würden als die Oberherrschaft des Grafen von Schauenburg, in Bezug auf die Regalien dem Bischofe unterstellt worden. Für diesen Vertrag gewann Hermann von Salza auch die zum Hoftage im Juli zu Nürnberg versammelten Vertreter des Reiches. Auf einem Fürstentage zu Bardowick sollte er von beiden Seiten endgültig bestätigt werden. Aber die Dänen verweigerten dort ihre Zustimmung. Jetzt mußte das Schwert entscheiden. Nicht das Reich führte es, sondern die beteiligten Fürsten und Grafen allein, die Mecklenburger, die Schauenburger, der Erzbischof von Bremen und die Lübecker, die die dänische Besatzung aus ihrer Burg vertrieben. Die

Deutschen blieben Sieger, der dänische Reichsverweser, Graf Albrecht von Orlamünde wurde im Januar 1225 bei Mölln geschlagen und gefangen. Nun „gaben die Lübecker ihre Stadt dem Reiche". Das ist aber mit Einschränkungen zu verstehen. Einstweilen sicherten sie sich dem Grafen von Schauenburg gegenüber, indem sie sich bestätigen ließen, daß ihre Kriegshülfe freiwillig geleistet sei und nicht auf Grund rechtlicher Ansprüche des Grafen. Ebenso verfuhren sie später gegenüber dem Herzoge Albrecht von Sachsen. Die fernere Regelung des Verhältnisses der Stadt zum Reiche blieb noch ausgesetzt. Im November 1225 endlich bequemte sich König Waldemar, sich den Forderungen des Grafen Heinrich von Schwerin zu unterwerfen und dadurch seine Freiheit wieder zu erlangen. Er mußte alle ehemals zum Reiche gehörigen Besitzungen abtreten, Nordalbingien wurde frei. Den Lübeckern wurde Handelsfreiheit nach Dänemark zugesichert.

Jetzt war der Augenblick gekommen, daß der Hochmeister den Plänen auf Preußen ernstlich näher treten konnte, um so mehr da der Deutsche Orden jetzt eben gezwungen wurde, sein glänzend begonnenes Unternehmen der Kolonisation des Burzenlandes infolge des Widerstandes der ungarischen Magnaten trotz aller Förderung durch die Kurie aufzugeben und dadurch seine Kräfte für eine neue Aufgabe frei wurden. So machte denn Hermann von Salza von dem Anerbieten des Herzogs Konrad von Masowien Gebrauch, aber als überzeugter Vertreter des kaiserlichen Universalimperiums suchte er dabei seine Stütze in erster Linie bei der Kaisermacht, im März 1226 erwirkte er die kaiserliche Bulle, die dem Orden das Kulmerland und Preußen mit reichsfürstlichen Regalien verlieh. Wenige Wochen später erschienen lübische Gesandte in Parma vor dem Kaiser, um die Klärung der Stellung der Stadt herbeizuführen. Noch war die Stimmung der Bürgerschaft geteilt, es machten sich Bestrebungen geltend, die überlieferte Wirtschaftspolitik der Welfen fortzusetzen, die nach Westen, nach England wies[1]. In diesem Sinne erwirkten die Vertreter der Stadt die Bestätigung der Privilegien Kaiser Friedrichs I. und Heinrich des Löwen. Für das Unternehmen des Ordens auf Preußen war Lübeck als Ausgangshafen unentbehrlich, wirklich nützlich konnte es aber nur dann werden, wenn gleichzeitig der Versuch gemacht wurde, die Stadt vor allen Dingen auf den Ostseeverkehr einzustellen. Hieran hatte in erster Linie der Hochmeister ein dringendes Interesse. Ein Schritt

[1]) Oppermann, Untersuchungen z. Gesch. d. deutschen Bürgertums (Hansische Geschichtsblätter 1911, 1. Heft, S. 78ff.).

auf dem Wege hierzu war das Eintreten der lübischen Gesandten für die Verleihung kaiserlicher Regalien an den Schwertritterorden in Livland. Weit wichtiger noch war es, daß sie schließlich für ihre Stadt ein neues kaiserliches Privileg entgegennahmen, das zu erbitten sie wohl kaum den Auftrag mitgebracht hatten. Es ist die Urkunde vom Juni 1226, wodurch Lübeck zur freien Reichsstadt erklärt wird, die zur kaiserlichen Herrschaft besonders gehören und nie getrennt werden sollte. Damit war die Stellung Lübecks im Sinne einer von welfischen und dänischen Strömungen unabhängigen Reichspolitik entschieden [1]). An den Verhandlungen hat Hermann von Salza ohne allen Zweifel entscheidenden Anteil gehabt, er erscheint auch in allen erwähnten Urkunden als Zeuge. Rein äußerlich bekundet sich der Einfluß des Hochmeisters auf die lübischen Angelegenheiten auch darin, daß um diese Zeit die Hospitalbrüderschaft zum Heiligen Geiste in Lübeck, die bis dahin die Regeln des Johanniterordens befolgt hatte, was auf welfisch-englische Beziehungen der Kaufmannschaft hinweist, nunmehr sich dem Deutschen Orden anschloß, sehr zum Verdruß der Kapitelsgeistlichkeit [2]).

Der Papst hatte sich inzwischen aufs Neue des Dänenkönigs angenommen und ihn von seinem dem Grafen Heinrich von Schwerin geleisteten Eide entbunden. Waldemar selbst griff wieder zu den Waffen. Aber die Schlacht bei Bornhöved am 27. Juli 1227 machte seinen Plänen ein Ende. Nordalbingien behauptete seine Freiheit und Lübeck blieb beim Reiche. Der Seeweg nach Osten war gesichert. Damit war auch die Bahn frei gemacht für das Unternehmen des Deutschen Ordens auf Preußen. Welche Bedeutung der Teilnahme Lübecks bei der Eroberung des Preußenlandes zukommt, wird immer noch zu wenig gewürdigt. Alle Hafenstädte Preußens sind mit Hülfe der Lübecker gegründet. Ebenso wie in dem pomerellischen Danzig [3]) hatten sie in den preußischen Handelsplätzen Fuß gefaßt und des Landes Gelegenheit erkundet, bevor die Eroberung durch die Deutschen Ritter begann. Die Anlage der Stadt Elbing, an der lübische Bürger als Ansiedler überwiegend beteiligt waren, ist gar nicht zu verstehen, wenn man nicht annimmt, daß der Platz am Elbingflusse, wo die Stadt begründet wurde, den Einwanderern schon vorher bekannt und zu Handelszwecken besucht worden war. Ganz ähnlich steht es mit Königsberg. Hier liegen sogar die be-

---

[1]) Oppermann, Unters. z. Gesch. d. deutsch. Bürgert. (Hans. Geschichtsbl. 1911, 1. Heft, S. 88 ff. [2]) U. B. der Stadt Lübeck. I. S. 74.
[3]) Simson, Gesch. d. Stadt Danzig. IV. S. 3.

stimmtesten urkundlichen Nachrichten vor, daß die Lübecker um den Pregelhafen (portus Lipcze) wußten, bevor jemals eines Ordensritters Fuß das Samland betreten hatte[1]). Von der Stadt Lübeck ging der erste Plan aus, im Samland eine Hafenstadt nach dem Vorbilde Rigas zu gründen, sie machte dem Landmeister Heinrich von Wida dahin zielende Vorschläge. Die schon 1242 begonnenen Verhandlungen zogen sich mehrere Jahre lang hin. Die Angebote, die der Orden den Lübeckern zunächst gemacht hatte, wurden später aus unbekannten Gründen zurückgenommen. Ein Schiedspruch, den der Bischof von Kulm im Frühjahr 1246 fällte, kam nicht zur Ausführung. Die Stadtgemeinde trat von ihren Absichten zurück, hinderte aber nicht, daß eine Anzahl lübischer Bürger im Sommer 1246 eine Kreuzfahrt in das Samland machte und zwar — was bedeutsam ist — nicht mit den Brüdern des Deutschen Ordens in Preußen, sondern mit solchen aus Livland gemeinsam. Das Unternehmen verlief günstig, die gefangenen Samländer wurden nach Lübeck gebracht und dort getauft. Die Ordensüberlieferung, der man eine gewisse Parteilichkeit nicht absprechen kann, erwähnt nichts von diesem Ereignis, wir erfahren davon nur durch eine von der Stadt Lübeck eigens ausgestellte Urkunde. Doch muß eine Einigung des Ordens in Preußen mit den Teilnehmern an der Kreuzfahrt erfolgt sein, denn wir finden sie später als Kolonisten großen Stiles zwar nicht im Samland, aber doch in dem angrenzenden Warmien wieder. Die Überlieferung über die erst ein Jahrzehnt später erfolgte Gründung der Stadt Königsberg schweigt zwar von der Beteiligung der Lübecker, das ist aber kein Beweis dagegen, da wir bis zum Jahre 1286 überhaupt nichts über die Zusammensetzung der bürgerlichen Bevölkerung Königsbergs erfahren. Namen von Königsberger Bürgern, die in diesem Jahre genannt werden, wie Hildebrand von Warendorf und Heinrich von Dortmund (Tremonia) weisen aber noch auf Lübeck hin. Ebenso steht die Beteiligung der Lübecker an der Gründung von Memel fest, nicht nur die Namen der ersten Bürger beweisen es, sondern auch der Umstand, daß die junge Stadt sich ihr Recht, wie Elbing, aus Lübeck holte. Über die ganz überwiegende Beteiligung der Lübecker an der Gründung von Braunsberg und Frauenburg sowie an der ländlichen Besiedlung der Landschaft Warmien habe ich an anderer Stelle[2]) ausführlich gehandelt, ebenso über ihr Eindringen in Pommerellen, das durch ihre Siedlungstätigkeit und Handelsbeziehungen reif gemacht

[1]) Preuß. U. B. I. S. 105 u. 128ff.
[2]) Zeitsch. d. Westpreuß. Geschichtsvereins. Heft 54, S. 51ff.

wurde für die deutsche Herrschaft[1]). Diese kurzen Andeutungen werden hinreichend beweisen, welch bedeutsamen Früchte die Politik des Hochmeisters Hermann von Salza hinsichtlich Lübecks für den Deutschen Orden in Preußen gezeitigt hat. Man gewinnt daraus einen Hinweis auf den Zusammenhang der Eroberung Preußens mit der Gesamtgeschichte Deutschlands, der noch deutlicher werden wird, wenn man auch die Einwirkung dieses genialen Staatsmannes auf die deutschen Reichsfürsten jener Zeit, insbesondere auf die mit der kaiserlichen Politik eng verknüpften geistlichen Fürsten von Magdeburg, Hildesheim und Merseburg, die gleichfalls ihre großen Verdienste um die Begründung des Ordensstaates gehabt haben, in das richtige Licht gestellt haben wird.

[1]) Ebda. S. 75 ff.

Das Original der Asinaria des Plautus.

Von Karl Meister.

Im Prolog der Asinaria V. 9f. geben unsre Ausgaben den Text:

Nunc quod me dixi velle vobis dicere
dicam: huic nomen Graece Onagost fabulae;
Demophilus scripsit. Maccus vortit barbare,
Asinariam volt esse, si per vos licet.

Aus dem Apparat der Ausgaben von Goetz-Schoell und der von Leo[1]) erfährt man, daß in den beiden ältesten Handschriften BD onagrost, in E onagost mit einer Rasur über den Buchstaben os, in I onogost geschrieben ist. In der großen Ausgabe von Goetz-Schoell wird noch die Lesart des Lipsiensis F onagost angeführt; Leo hat diese junge Handschrift (XV. Jahrhundert) nicht unter seine Textzeugen aufgenommen.

Die Herausgeber sind also in dem Gleise weitergefahren, das die Schreiber der jüngeren Handschriften gezogen haben. So ist Onagos als Vokabel in die griechischen und lateinischen Handwörterbücher, als Komödientitel in die Literaturgeschichten gelangt. Denn sonst kommt es in der griechisch-römischen Literatur nicht vor. Was soll es heißen?

In der doppelten Übersetzung 'Eselführer, Eseltreiber', die bei Passow gegeben wird, verrät sich die Verlegenheit. 'Eseltreiber' entspricht weder der Bedeutung von ἄγω noch der von κυνηγός στρατηγός χορηγός. 'Eselführer' gibt nicht den zu erwartenden Sinn, denn der Esel pflegt nicht geführt zu werden wie Meute, Heer oder Chor, sondern geritten oder getrieben (z. B. Plaut. Pseud. 136). Wie 'treiben' ἐλαύνω ist und nicht ἄγω, so heißt der 'Eseltreiber' seit Aristophanes[2]) nicht *ὀναγός, sondern ὀνηλάτης. Unter *ὀναγός könnte man höchstens etwas wie ein Transportschiff für Esel verstehen, entsprechend der von Mayser, Gramm. Griech. Pap. 481 angeführten ἐλεφαντηγὸς (ναῦς). In dieser Bedeutung würde es aber an unsrer Plautusstelle nicht zu brauchen sein.

Ein zweites Bedenken richtet sich gegen die Form von onagos. Der Stamm von ἄγω erhält als zweites Kompositionsglied entweder die Gestalt, die in στρατηγός usw., oder die in παιδαγωγός vorliegt

---

[1]) Lindsay hat die Varianten von onagost der Erwähnung nicht für wert gehalten.

[2]) ὀνηλατέω Aristophanes, ὀνηλάτης Machon, oft in den Papyri, z. B. bei Mahaffy-Smyly, On the Flinders. Petrie Pap. Dublin 1905. Angebliches ὀνηγοί ist von Wilcken durch κυνηγοί beseitigt (p. XVII. Add. et Corr, zu LIII g).

(Wackernagel, Dehnungsgesetz griech. Composita, Basel 1889); *ὀνᾱγός wäre also eine unerhörte Form. *ὀνᾱγός aber, wie unsre Lexikographen zu lesen fordern, ist zwar korrekt komponiert, krankt aber an seinem Dorismus. Mit einem Hinweis auf den plautinischen chorāgus (Pers. 159. Trin. 858) wird ihm nicht geholfen. Denn es gehört nicht zu dem griechischen Sprachstoff, der aus unteritalischen Dialekten in die lateinische Sprache übergegangen ist, wie chorāgus chorāgium, clātratus, māchina māchinari, silānus, zāmia, Alis, hēmīna, schēma[1]) (alles bei Plautus[2])), sondern ist ein Komödientitel wie Clerumenoe, Emporus, Alazon, Carchedonius, Thensaurus, Schedia[3]), deren keiner (von leichten, wohl der nachplautinischen Überlieferung zuzurechnenden Entstellungen abgesehen) den attischen Sprachgesetzen widerspricht, wie ja auch die uns bekannten Dichter, die Plautus nachgebildet hat, ihre Stücke in Athen aufgeführt haben. Mit der Sprache der attischen Komödie scheint aber ein *ὀνᾱγός unvereinbar. In dieser kommt zwar neben φορτηγός und oft belegtem στρατηγός χορηγός auch λοχᾱγός ξενᾱγός und vielleicht κυνᾱγός[4]) vor, aber λοχᾱγός ξενᾱγός stammen unmittelbar oder mittelbar aus dem Dorischen, κυνᾱγός steht in einem Fragment des Timotheus (Kock CAF II p. 450. III p. 747), das, falls es wirklich aus einer Komödie stammen sollte, mit lyrischer oder tragischer Redeweise spielt. Ein *ὀνᾱγός, für das der lakedaimonische λοχᾱγός schwerlich als sprachliches Vorbild gedacht werden kann und das seiner Bedeutung nach denkbar unlyrisch ist, wird so nicht gerechtfertigt. Wer aber onāgos mit der Annahme verteidigen wollte, daß Plautus in der Asinaria ausnahmsweise sich an ein dorisches Originalstück angeschlossen habe, den würde man darauf hinweisen, daß zwischen den Φλύᾱκες der unteritalischen Vasen und den Figuren des Plautus keinerlei

---

[1]) Ἡσυχ. σχέμα · σχῆμα · Ἀχαιοί.

[2]) Wie stark die lateinische Volkssprache noch um 200 v. Chr. unter dem Einfluß dieser doriſch-achäischen Dialekte stand, zeigt die Form der Parasitenschwüre Capt. 881 f. ναὶ τὰν Coram, ναὶ τὰμ Praenestem, ναὶ τὰν Σιγνίαν, ναὶ τὰμ Frusinonem (mit Unrecht geändert; vgl. K. Meister, Lat.-Griech. Eigennamen I 35). Griechische Fremdwörter mit ionisch-attischem ᾱ sind in der Sprache des Plautus selten (vauclerus nauclericus). Unter den Personennamen sind die dorischen, vermutlich aus den Volksdialekten entlehnten gegenüber den attischen, aus den Originalstücken stammenden, in der Minderheit: Lysidāmus Philodāmus, Trachālio, Artāmo, Ptolemocratia, Theuxen-archa (Men. 1131, von den Herausgebern verkannt, aus Θεύξενος in plautinischer Manier erweitert wie Theodōro-medes, Stratippo-cles, Dini-archus, Alcesim-archus).

[3]) Abgesehen von thensaurus verwendet Plautus diese Worte in eigner Rede niemals, sondern gibt ihre Begriffe mit sortientes, mercator, gloriosus, Carthaginiensis, ratis wieder.

[4]) Die Belege in Jacobis Comicae dictionis index.

Ähnlichkeit besteht, und daß der Dichter des angeblichen *ὀνᾶγός, Demophilus, einen attischen Namen trägt.

Damit sind, so scheint mir, alle Möglichkeiten, die Vulgata zu retten, erschöpft. Man müßte sie beanstanden, selbst wenn sie sicher bezeugt wäre.

Die Lesart der ältesten und besten Handschriften onagrost wird zunächst auf Mißtrauen stoßen, weil sie seit Jahrhunderten aus dem Plautus-Text verbannt ist. Dennoch dürfen wir sie nicht ungeprüft verwerfen. Paßt sie in den Zusammenhang der Plautus-Stelle? Entspricht sie der Sprache und der Metrik des Dichters? Kann onagros der Titel einer griechischen, von ihm lateinisch bearbeiteten Komödie sein? Verträgt sich seine Bedeutung mit dem Inhalt der Asinaria?

Der Satz 'huic nomen Graece Onagrost fabulae' gibt den einwandfreien Sinn 'dieses Schauspiel hat auf Griechisch den Namen Onagros'; das heißt „der Wildesel". Zweifeln kann man nur, ob in Onagrost ein Dativ oder ein Nominativ steckt, und manchem macht vielleicht der Hiat hinter Graece Bedenken. Die typische Form, in der Plautus oder die Verfasser der Prologe seiner Komödien ihre dramaturgischen Mitteilungen machen, gibt uns die Möglichkeit, den Zweifel wie das Bedenken zu erledigen. Recht im Gegensatz zu Terenz, der die Angaben über seine Originale geschickt und ohne sich zu wiederholen in seine mit feinster rhetorischer Berechnung komponierten Prologreden verflochten hat, teilt Plautus diese in kunstlosen, immer wiederkehrenden Worten mit: Cas. 31 'Clerumenoe vocatur haec comoedia Graece', Merc. 9 'Graece haec vocatur Emporus Philemonis', Poen. 53 'Carchedonius vocatur haec comoedia' (folgt eine Lücke), Mil. 86 'Alazon Graece huic nomen est comoediae'; schließlich, auch in den folgenden Worten unsrer Asinariastelle genau entsprechend Trin. 18:

huic Graece nomen est Trinummo fabulae:
Philemo scripsit, Plautus vertit barbare,
nomen Trinummo fecit, nunc hoc vos rogat
ut liceat possidere hanc nomen fabulam.

Die zuletzt angeführte Stelle macht erstens wahrscheinlich, daß Onagrost in Onagro est aufzulösen ist. Zweitens läßt sie erkennen, daß in dem nur durch die Klasse der Palatini überlieferten Asinariavers, der uns beschäftigt, eine kleine Korruptel ist. Der eben zitierte Text 'huic Graece nomen est' ist nämlich nach A gegeben,

in P liest man 'huic nomen Graece est'. Alle neuern Herausgeber sind A gefolgt, weil die Lesart von P einen Hiat ergibt. Mit demselben Rechte darf man aber nun auch in der genau entsprechenden Fassung der Asinaria, wo A zufällig nicht vorhanden ist, die Wortstellung von P nach dem Muster der Trinummus- und Milesstelle ändern und mit Tilgung des Hiates schreiben:

dieam: huic[1]) Graece nomen Onagrost fabulae.

Die nächste Frage betrifft die griechische Form von ὄναγρος Das Tier wird von Herodot, Xenophon, Aristoteles, Aelian, Oppian u. a. nicht so, sondern ὄνος ἄγριος genannt. ὀνάγριος ist einem Wildesel auf einem palästinensischen Grabgemälde des 3. Jahrhunderts v. Chr. beigeschrieben (Archaeol. Anzeiger 1908, 411)[2]). Die Form ὄναγρος findet sich bei den Lateinern (Varro Vergil Columella Plinius u. a.) als onagrus oder onager ohne Konkurrenz einer andern, bei den Griechen aber erst bei Strabo XII p. 568 C. in dem Kompositum ὀναγρόβοτα. womit die von Wildeseln bewohnten Steppen Kleinasiens bezeichnet werden, und in den Tiergeschichten des Timotheus von Gaza (um 500 n. Chr.; Haupt, Herm. 3, 1868, 1 ff., Cramer, An. Ox. IV 258 ff.). Danach würde onagros im Asinariaprolog der älteste Beleg dieser Form in der antiken Literatur sein. Ist das ein Grund, die Lesart bei Plautus zu beanstanden? Gewiß nicht, zumal da die Parallelform σύαγρος sich wirklich in der attischen Komödie nachweisen läßt. Bei Athenaeus IX p. 401 c wirft jener Purist mit dem Spitznamen Κειτούκειτος, der selbst bei Tische die Worte auf ihren klassischen Ausweis hin prüft (κεῖται ἢ οὐ κεῖται;) die Frage auf, wer den σῦς ἄγριος zuerst σύαγρος genannt habe, und wird damit beruhigt, daß bereits der Komiker Antiphanes, der Tyrann Dionys in einer Tragödie und der Schwelger Hippolochos (zur Zeit des Demetrius Poliorketes) in seinen gastronomischen Briefen sich dieser Form bedient hätten; der von ihm angeführte Beleg aus Antiphanes ist unzweifelhaft. Der Attizismus hat diese Form verboten (Phrynichos p. 381 Lobeck) wie so viele sprachliche Bildungen, die die Dichter der neuern Komödie aufzunehmen sich nicht gescheut haben (Phrynichos p. 416—418, 425, 433), daher ist σῦς ἄγριος wenigstens in der Schriftsprache die übliche Bezeichnung geblieben. Hätte Athenaeus

[1]) hūic als Spondeus wie Amph. 702, Poen. 395; Sommer Handbuch[2.3] S. 445. Zu dem Hiatproblem, das ich auch durch Leo nicht für erledigt halten kann, brauchen wir also in diesem Falle keine Stellung zu nehmen.

[2]) Ich verdanke den literarischen Nachweis der freundlichen Hilfe meines verehrten Kollegen Löhr.

seinen δειπνοσοφισταί nicht ein Wildschwein mit der zugehörigen Weisheit vorgesetzt, so würden wir für σύαγρος aus vorchristlicher Zeit keinen einzigen Beleg, aus nachchristlicher nicht viele beibringen können. Wer wollte unter diesen Umständen die Möglichkeit bestreiten, daß auch αἴγαγρος (Variante in der Septuaginta Deut. 14, 5, Babrius, Oppian), βόαγρος (Philostratos), ἵππαγρος (Oppian) in gewissen Schichten der griechischen Sprache längst schon existiert haben, bevor sie in der uns erhaltenen Literatur zu Tage treten?[1]) ὄναγρος kann also ein attischer Komödientitel gewesen sein. Denn daß weder er noch ein ihm ähnlicher sich unter den uns erhaltenen Komödientiteln findet, wird wohl nicht als Beweis gegen seine Richtigkeit vorgebracht werden. Oder gibt es heute noch Anhänger jener Methode, die Demophilus scripsit in Diphilus ⟨hanc⟩ scripsit zu korrigieren erlaubte, weil sich uns von dem Komiker Demophilus sonst keine Spur erhalten hat?

Aber wie verträgt sich der Titel 'der Wildesel' mit dem Inhalt der Asinaria? Haben die Alten den Onager nicht vom gemeinen Esel unterschieden[2])? Und sinds nicht zwei[3]) gemeine Esel, deren Erlös die Schwindeleien und Neckereien der plautinischen Posse veranlaßt?

Allerdings gebietet die Lesart onagrost die Folgerung zu ziehen, daß die Asinaria kein treues Abbild ihres Originales ist. Aber dadurch werden die, die die Überlieferung verteidigen, nicht ad absurdum geführt. Plautus ist in keinem seiner Stücke nur Übersetzer.

[1]) Die Entstehung des grammatischen Typus ist noch nicht erklärt. Der Versuch von Wackernagel KZ. 33, 45, σύαγρος 'Schweine fangend' (Sophokles nach Athenaeus a. a. O.) zum Ausgangspunkt zu machen, leuchtet mir nicht ein. Es wäre doch wohl ohne gleichen, daß ein poetisches Wort mit völlig veränderter Bedeutung in die Prosa und Komödie überginge, um schließlich Vater einer ganzen Wortsippe zu werden. Der schon im 5. Jahrhundert nachweisbare Personenname Σύαγρος (ein Spartiat bei Herodot VII 153) bedeutet gewiß 'Wildschwein', entsprechend dem Λέων Ταῦρος Κάπρος Λύκος Πάνθηρ (Bechtel Hist. Pers. 580), nicht 'Saufänger', wie Wackernagel nur deshalb vermutet, weil der Gewährsmann des Athenaeus keinen früheren Beleg für σύαγρος 'Wildschwein' zu geben weiß als jene dem 4. Jahrhundert angehörenden. Gerade in dieser Bedeutung paßt σύαγρος zum Namen des Spartiaten so gut, weil es für wilde Tapferkeit symbolisch ist (Ilias M 146 ἀγροτέροισι σύεσσιν ἐοικότε; vgl. E 783 = H 257, Λ 293, P 21; Aeschylus bei Athenaeus a. a. O.); so erscheint es auch auf Vasenbildern als Schildabzeichen der Krieger. Man wird für σύαγρος ὀνάγριος usw. eine Erklärung suchen müssen, die auch auf ἵππος ποτάμιος, hippopotamius, ἱπποπόταμος (Wackernagel a. a. O.) anwendbar ist.

[2]) Die zoologische Frage, ob der antike Onager eigentlich ein Wildpferd gewesen ist, kann hier außer Betracht bleiben; genug, daß auch die Römer (Varro r. r. 2, 6, 3. Petron. 38, 4) ihn zu den Eseln gerechnet haben. Onager aus Jagdszenen der assyrischen Reliefs von Kujundschik stellt Tafel VI dar.

[3]) Ihre Zahl wird freilich nirgends ausdrücklich genannt. Aber wenn ein Sklave dem andern erzählt 'es sind die, die für dich vom Lande Ulmenruten hierherbrachten' und der andre erwidert 'ich verstehe, dieselben, die dich in Fesseln von hier aufs Land fuhren' (V. 341 f.), muß man an ein Gespann denken.

Wie weit er die Asinaria im ganzen umgestaltet hat, ob die Lücken ihrer Handlung nur durch Überarbeiter entstanden sind (Ribbeck, Rh. M. 37, 54), ob wirklich der typische Charakter mancher Motive stets auf das Original zurückgeht (Leo, Plaut. Forsch.² 165), braucht hier nicht erörtert zu werden. Es genügt, zu zeigen, daß er gerade bei der Eselepisode seine Hand im Spiel gehabt hat. Zunächst wird der Hörer, wenigstens der sachkundige, durch die Bezeichnung Arcadici asini (V. 333) irregeführt, denn da Arkadien die beste Eselrasse liefert (Varro r. r. 2, 1, 14), muß er an wertvolle Tiere denken, bis er erfährt, daß sie alt, lahm und abgenutzt sind (V. 340). Ein poetischer Zweck dieser Mystifikation ist nicht ersichtlich. Noch mehr wäre aber ein attisches, mit Ware und Preis vertrautes Publikum durch die ungeheure Summe von 20 Minen überrascht worden, die der Kaufmann aus Pella für sie bezahlt. Denn in Athen kostete zu Zeiten des Xenophon und Isaeus ein Arbeitspferd etwa 3 Minen, ein Rennpferd oder Offizierspferd 12 Minen und mehr, ein gewöhnliches Maultiergespann 5½ bis 8 Minen, ein Eselgespann wahrscheinlich viel weniger: der Esel Λούκιος, dessen Wert die Asinariaesel trotz seiner jämmerlichen Beschaffenheit wohl nicht allzuviel übertroffen hätten, wird erst für 30 Drachmen, nachher für 25 verkauft (Boeckh, Staatshaushalt der Athener I³ 92f.). Das Exorbitante des 20-Minenpreises wird weder hervorgehoben noch motiviert.

Ich glaube nicht, daß ein attischer Dichter seinen Hörern zugemutet hätte, diese Unwahrscheinlichkeit als selbstverständlich hinzunehmen. Hier erkennen wir die Hand des poeta barbarus. Was geändert ist, ergibt der griechische Titel. Die 20 Minen, die der junge Herr braucht, um sich den Besitz der Geliebten ein Jahr lang zu sichern[1]), wurden bei Demophilus durch den Verkauf nicht zweier schlechter Arbeitsesel, sondern eines Onager gewonnen. Wahrscheinlich war es ein kostbarer Zuchthengst, denn zu diesem Zweck wurde ja der Sohn der Wildnis gezähmt und gewiß hoch bezahlt[2]). Plautus verwandelte ihn, weil

---

[1]) Ein Vertrag wie der in der Asinaria erstrebte '(meretrix) annum hunc ne cum quiquam alio sit' (V. 230, 751f.) kommt sonst in der Komödie nicht vor. Die Summe der Miete scheint gegenüber dem Kaufpreis von 20 bis 60 Minen (unrichtig Boeckh a. a. O. S. 89), der in der Komödie für schöne Sklaninnen gezahlt wird (Bacch. 590, Curc. 63, Epid. 467. 703, Merc. 429, Most. 630, Pseud. 52, Rud. 45; Phorm. 557, Ad. 742; Pers. 662 werden erst gar 100 und 80 gefordert), sehr hoch, aber Folgerungen lassen sich hieraus nicht ziehen.

[2]) Varro r. r. 2, 6, 3 'ad seminationem (asinorum) onagrus idoneus, et quod e fero fit mansuetus et e mansueto ferus numquam'. Petron. 38, 4 'nam mulam quidem nullam habet (Trimalchio) quae non ex onagro nata sit'.

die wohlbekannten Esel für seine Späße (V. 341 f. 590)[1]) sich besser eigneten als das exotische, vielen seiner Hörer vielleicht unbekannte Tier.

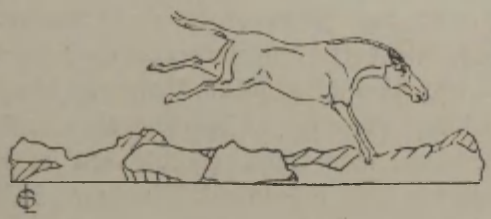
Der Name Onagros, der sich aus der besten Überlieferung ergibt, hat sich bei jeder Prüfung als tadellos erwiesen. Man vertreibe demnach das falsche onāgus[2]) aus den Ausgaben, Literaturgeschichten und Wörterbüchern und schreibe As. 9:

. . . hūic Graece nomen Onagrost fabulae.

---

[1]) Die Esel spazieren in den Geldbeutel wie die ebenso verwandelten und ebenso mißbrauchten Ochsen und Schafe im Persa (265. 317 f.) und im Truculentus (655).

[2]) Die Korruptel hat ihr Gegenstück in der von chorāgo in choragro (Pers. 159 in CD); den Kampf der echten Lesart mit der Interpolation zeigt die Lesart unsrer Asinariastelle in E.



Schweden und die Weichselländer zur Steinzeit.

Von Oscar Montelius.

Wie ich vor einigen Jahren zeigte[1]), sind die für die Germanen während der jüngeren Steinzeit charakteristischen Typen von Waffen und anderen Werkzeugen nur in einem, freilich sehr großem Gebiet so zahlreich, daß dieses als die Heimat der Germanen betrachtet werden kann. Es umfaßte Schweden, Norwegen, Dänemark und vom nördlichen Deutschland die Strecke zwischen der unteren Oder und dem unteren Rhein.

Zwar kommen auch außerhalb jenes Gebietes germanische Typen vor, aber in den meisten Fällen in so geringer Zahl, daß sie nur als Export-Artikel aus dem germanischen Gebiet betrachtet werden können. In einigen Gegenden sind sie jedoch etwas allgemeiner, offenbar weil eine größere oder kleinere Auswanderung von Germanen dorthin stattgefunden hat.

So kennt man aus Finnland mehrere Steinartefakte aus der jüngeren Steinzeit, besonders bootförmige Hämmer, die mit den schwedischen eine so große Ähnlichkeit haben, daß die schwedische Auswanderung nach Finnland schon im 3. Jahrtausend vor Chr. angefangen haben muß, nicht, wie man früher glaubte, erst im 12. Jahrhundert nach Chr. Wenn wir diese in Finnland gefundenen bootförmigen Hämmer näher betrachten, bemerken wir, daß einige freilich vollständig mit den in Schweden vorkommenden übereinstimmen, daß aber die meisten mehr oder weniger abweichen. Jene sind aus unserem Lande importiert oder von den aus Schweden Eingewanderten kurz nach ihrer Ansiedlung in Finnland verfertigt worden. Diese stammen aber von den Abkömmlingen der Einwanderer. Die mitgebrachten Typen haben sich im Laufe der Zeit mehr und mehr verändert.

Auch südlich vom Finnischen Meerbusen, in den vor einigen Jahren russischen Ostseeprovinzen, kommen Steinsachen von germanischen Typen vor. Die geographischen Verhältnisse machen es wahrscheinlich, daß sie aus Schweden, nicht aus Dänemark oder Deutschland, gekommen sind, und dieses wird durch das Vorkommen in jenen Ostseeprovinzen von bootförmigen Hämmern bestätigt, welche in Schweden zu Hause sind, in Dänemark und Deutschland dagegen fehlen.

In den Weichselländern sind auch mehrere Waffen und Werkzeuge aus Stein zu Tage gekommen, welche vom germanischen Typus sind,

---

[1]) Germanernas hem, in Nordist tidskrift, 1917, S. 401.

besonders dicknackige Beile (Abb. 1), Speerspitzen und halbmondförmige Sägen aus Feuerstein (Abb. 2).

Sind sie aus Schweden oder anderswoher gekommen?

Die in der Weichselgegend ausgegrabenen dicknackigen Feuersteinbeile[1]) haben gewölbte Breitseiten, geschweifte Schneiden, sowie breite und oft dünne Nacken und weisen hierdurch nicht selten eine täuschende Ähnlichkeit mit den ältesten nordischen dicknackigen Beilen auf, die noch auf dem Übergange von den dünnackigen Typen stehen. Die Beile der jetzt beschriebenen Art kommen nicht in nennenswertem Grade in Schlesien und Posen vor, und in Westpreußen sind sie selten. In Ostpreußen sind sie aber dominierend, auch in Polen und Galizien sind sie allgemein. Doch scheinen sie nirgendswo so zahlreich wie in Ostpreußen aufzutreten.

Abb. 1.

Weil sie viel mehr Ähnlichkeit mit den ältesten schwedischen als mit den deutschen dicknackigen Beilen haben, scheint es mir, — obwohl ich weiß, daß nicht alle Forscher die Sache so betrachten, — sehr wahrscheinlich zu sein, daß sie aus Schweden gekommen sind. Ihre Form beweist, daß sie mit den älteren Ganggräbern gleichzeitig sind, d. h. aus der Mitte des dritten Jahrtausend stammen.

Sämtliche mir bekannten Verhältnisse sprechen dafür, daß wir es hier nicht mit einem gewöhnlichen Export aus Schweden, sondern mit einer Auswanderung zu tun haben. Falls die genannten Steinsachen wirklich von den ausgewanderten Schweden mitgebracht waren, muß folglich schon Mitte des dritten Jahrtausends eine Auswanderung aus unserem Lande nach der Weichselgegend stattgefunden haben.

Abb. 2.

Weil diese dicknackigen Beile auch in Polen und Galizien ziemlich allgemein sind, müßten die schwedischen Einwanderer früh in das Weichselland vorgedrungen sein.

Die dicknackigen Feuersteinbeile kommen auch in Wolhynien und

[1]) Nils Åberg. Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit (Uppsala, 1918), S. 16.

Podolien bis zu den Gegenden nördlich des Schwarzen Meeres hin vor. Nach Süden zu sind solche Beile bis zur Bukowina hin verbreitet [1]).

Halbmondförmige Sägen und andere Arbeiten aus Feuerstein, welche von schwedischen Typen sind, kommen ebenfalls in jenen oberen Weichselländern vor.

* * *

Von Auswanderungen aus Schweden nach der Südküste der Ostsee haben auch unsere ältesten historischen Quellen zu erzählen. In der „Gutasaga" wird eine solche Auswanderung erwähnt.

Als man ein paar hundert Jahre vor Chr. Geb. von südeuropäischen Schriftstellern zum ersten Male etwas von der unteren Weichselgegend hört, werden Gothen als ein dort wohnendes Volk genannt. Die Einwohner Südschwedens und der Insel Gotland trugen aber in der alten Zeit, und tragen noch heutzutage, den Namen Gothen (schwed. Götar, gotl. Gutar).

Die von den archaeologischen Verhältnissen bezeugte Auswanderung aus Schweden nach den Weichselländern wird folglich von der Überlieferung bestätigt. Selbstverständlich will ich hiermit nicht sagen, daß die von der Gutasage erwähnte Auswanderung eben die in der jüngeren Steinzeit vorgenommene war. Wahrscheinlich haben wir hier, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, mehrere Auswanderungen zu verschiedenen Zeiten vor uns, und jene zur Zeit der Ganggräber war die erste. Früher scheint keine solche Verbindung zwischen den beiden Ländern stattgefunden zu haben, weil dünnackige Feuersteinbeile, die der unmittelbar vorausgehenden Periode gehören, fast gar nicht in West- und Ostpreußen gefunden worden sind.

Das weitere Vordringen der Gothen nach Südrußland scheint, wie die oben genannten Funde von dicknackigen Feuersteinbeilen in Wolhynien, Podolien und in den Gegenden nördlich des schwarzen Meeres andeuten, sehr früh angefangen zu haben. Wahrscheinlich steht dieses in Verbindung mit der Ausfuhr des Bernsteins aus der bernsteinreichen Gegend an der unteren Weichsel nach dem Süden, welcher Handel teilweise dem genannten Flusse gefolgt ist.

Daß Gothen auf dem Weichselwege früh nach Südrußland gekommen sind, ist historisch bekannt. Man weiß, daß sie am Anfang unserer Zeitrechnung dort wohnten, und auf der Krim lebten Gothen, die ihre Sprache nicht verloren hatten, — die „Krimgothen", — noch

---

[1]) Åberg, a. a. O., S. 14.

vor wenig mehr als hundert Jahren. Wann sie sich dort angesiedelt haben, weiß man aber nicht.

Als die Hunnen gegen Ende des 4. Jahrhunderts nach Chr. Geb. den Don, der damals die Grenze Asiens gegen Europa bildete, überschritten, wohnten Gothen im Lande zwischen dem Don und der Donau.

Die in Südrußland lebenden Gothen hatten schon früh durch den Verkehr mit den Römern und Griechen sehr viel gelernt. Das wichtigste war, daß sie mit der Schrift bekannt wurden. Sie bildeten die Runen nach den klassischen Buchstaben.

Schon vor dem Eindringen der Hunnen in Europa hatte eine Rückwanderung der Gothen nach dem Norden stattgefunden, wie Bernhard Salin nachgewiesen hat[1]). Die Heimkehrenden brachten die Runen, die wunderbare und wertvolle Kunst zu schreiben, mit sich.

Von der Wanderung aus Südrußland nach dem Norden und von den Runen sprechen auch unsere Überlieferungen. In der Ynglingasage wird von Odin (Wodan), von seiner Heimat in Südrußland, in der Gegend des Don, und von seiner Übersiedlung mit den Asar nach Schweden berichtet[2]). Da heißt es auch, daß Odin sein Volk mit den Runen bekannt machte.

Es scheint mir, daß die Erzählung von Odin und den Runen das Endglied der langen Kette bildet, deren erstes Glied der Verkehr zwischen unserem Lande und der Weichselmündung zur Zeit der Ganggräber ist.

---

[1]) B. Salin, Die altgermanische Tierornamentik (Stockholm, 1904).
[2]) Montelius, Ynglingaätten, in der Nordisk tidskrift, 1918, S. 213.

Die Trinkhorn-Ränder des Prussia-Museums.

Von Felix E. Peiser.

Bezzenberger hat in seinem Fundbericht über Rubocken, Kr. Heydekrug PB. XXII S. 148 eingehend das dort von ihm ausgegrabene Trinkhorn behandelt: S. 183ff. Er gibt auf S. 184 Anm. 2 die damals im Prussia-Museum (außer den zahlreichen späten littauischen) vorhandenen anderen Ränder an. Hierzu kommt noch eine Notiz in den Nachträgen S. 564 über Rand- und Seitenbeschläge eines Trinkhorns aus Seerappen, Kreis Fischhausen, Grab 26 (Samml. der Phys. ök. Ges.). Ferner hat er selbst noch in das Handexemplar der Prussia eingetragen einen Rand aus Dollkeim, Kr. Fischhausen, Grab 161 (Phys. ök. Ges., s. OA S. 24) und einen aus Alt-Bodschwingken, Kr. Goldap (Pr. M., s. jetzt PB. XXIII S. 425 in Grab IV).

Da aber später noch mehrere Trinkhornränder gefunden worden sind, die zur Zeit des Druckes von PB. XXII noch nicht bearbeitet oder erst nachher ausgegraben worden sind, so dürfte es sich lohnen, das gesamte Material kurz zusammenzustellen.

1. Rubocken, Kr. Heydekrug, s. die Beschreibung und Behandlung a. a. O. S. 183. Hier nur nachzutragen, daß das Stück leider durch die zweite Explosion bei Rothenstein (im Jahre 1920) gelitten hat; es konnte zwar wieder hergestellt werden, aber einige kleinere Bruchstücke sind dabei verschwunden. Bei der Wiederherstellung zeigte sich, was wohl angemerkt zu werden verdient, daß das innen die Fütterung bildende Bronzeblech über den Rand des Hornes gebogen war; das verzierte Silberblech war außen so herumgelegt, daß sein Rand an den übergebogenen Teil des Bronzebleches scharf anstieß; über beide Endteile war der runde Silberfalz herumgelegt[1]). In der 5. Zone, und zwar zwischen dem 3. und 4. Hirsch, von der linken Bruchstelle ausgerechnet, ist ein kleines, rundes Loch, das in der Abbildung 141 a. a. O. nicht wiedergegeben ist, wohl ein Nietloch. Bezzenberger hat a. a. O. nachgewiesen, daß dieses Horn in eine Reihe von nordischen Geräten gehört, welche unserem B- und T-Milieu entsprechen. Wenn es in Rubocken im E-Milieu auftaucht, muß es also, wie B. sagt, als altes Erbstück aufgefaßt werden.

Zu dem Trinkhorn von Rubocken ist nun sicher wegen des Decors

---

[1]) Ich bezeichne im Folgenden den oberen Ring, welcher den Rand deckt, mit a, das äußere Blechband mit b, das äußere und innere Blechband, in einem Stück vereinigt, mit c.

heranzuziehen eine bronzene Dose (Abb. 1) aus Babienten I Nr. 461, die auf einem Knochenhäufchen gefunden wurde, welches nur 2 Meter von Nr. 455 (siehe den Trinkhornrand unten Nr. 8) und in gleicher Tiefe lag. Der Fund Nr. 461 ist durch eine Bronzefibel m. u. F. und eine solche mit schmal zulaufendem Fuß und Nadelscheide als zugehörig zum Milieu T bestimmt, innerhalb dieses Milieus aber nicht zu früh anzusetzen. Die Dose ist ungefähr gleich der Dose von Monthienen Nr. 41 (siehe Hollak und Peiser, Monthienen Taf. VI und VII, die datiert ist durch die Fibel mit hohem Nadelhalter, deren Decor von der Fibel m. u. F. entlehnt ist), weicht aber in der Verzierung von ihr ab. Beiden gemeinsam ist die Verwendung des von Kreisen umgebenen Buckels; während die Monthiener zwei konzentrische Kreise zeigt, hat die Babienter nur einen. Der weitere Schmuck der Monthiener ist durch kleine Buckel gebildet, der der Babienter durch kegelförmige Tropfen und jene S-förmigen Haken, welche als Rudimente der Vögelverzierung aufzufassen sind. Damit tritt die Dose in engste Verbindung mit dem Thierberger Stück und jenen Trinhornrandstücken aus Hafvor, welche Bezzenberger a. a. O. S. 190/1 als Abb. 148, 149 abbildet. Die dort nach Salin von Bezzenberger gegebene Datierung (III. Jahrh.) stimmt mit der unserer Dosen[1]) gut genug überein.

Abb. 1.

2. und 3. Alt-Bodschwingken, Kr. Goldap (PÖG.) s. Bezzenberger a. a. O. S. 184 Anm. 2.

2. = Grab 10. a, fast rund, 7,8 : 7,5 cm. Verziert durch regelmäßige vertikale Eindrücke. Milieu T/D.

3. ist verpackt und jetzt im Museum nicht festzustellen.

4. Alt-Bodschwiegken (Prussia), Grab IV s. PB. XXIII 424f. a. Milieu T/D.

---

[1]) Bei der Babienter Dose ist zu beachten, daß die seitliche Schlaufe mit Bindfaden an dem in der Seitenwand der Dose steckenden Ring befestigt war; der Faden ist zwar jetzt zerrissen, aber sonst durch das Bronzeoxyd wohl erhalten. Da nicht angenommen werden darf, daß die Schlaufe so ursprünglich angefügt war, so handelt es sich um eine Befestigung durch den Besitzer, nachdem das vorauszusetzende Mittelglied (1—2 Ringchen) verloren gegangen war; also alte Reparatur. Eine zweite Dose, fast genau der Monthiener entsprechend, nur etwas kleiner und ohne die Buckelringe auf dem Deckel, fand sich Babienten I. Nr. 480 + 482.

5. Alt-Keykuth, Kr. Ortelsburg, Stelle 52. a. Oval, 6 : 4 cm, an der rechten Seite ein übergreifender Falz mit Niete. Milieu D.

6. Alt-Kossewen I, Kr. Sensburg, Stelle 255. c. Länge 4,5 cm, Höhe 1,5 cm. An den beiden scharf abgeschnittenen Seitenrändern je eine Bronzeniete in der unteren Hälfte des Stückes. In Urne mit wenig Knochen. Milieu D. oder E.

7. Alt-Kossewen I, Stelle 694. c. Länge 6 cm, Höhe 1,7 cm. Mit drei Eisennieten. In Urne. Milieu D oder E.

8. Babienten, Kr. Sensburg, I Stelle 455. b. (Abb. 2). Ein Viertel des Umfanges (Sehne 8,5 cm), am rechten Ende ein spitz auslaufender Doppelfalz mit Niete. Der obere Rand ist umgebogen und nach der Innenseite angetrieben, so daß er etwa 2 mm hoch eng anliegt; dadurch ist die Schärfe des Blechs abgeschwächt, außerdem erscheint der Rand nun etwas wulstig. Das Blech steht vertikal, aber 6 mm des Randes laden etwas nach außen aus. Unten 5, in der Mitte 4 Nieten. Durch Ausschnitte und ausgetriebene Buckelchen verziert. Vgl. außer dem Silberband von Rubocken das des Trinkhorns von Lübsow, Prähistor. Zeitschrift, Bd. 4 S. 142ff. Das Stück lag auf einem Knochenhäufchen. Milieu C.

Abb. 2.

9. Bartlickshof, Kr. Lötzen (spätere Grabung der Prussia[1])), Stelle 432. a. Zwei Bruchstücke, es fehlt nur etwa 1/4. Rund, Dm. ca. 7 cm. In Urne mit Deckel. Milieu C.

10. Cojehnen, Kr. Fischhausen, s. PB. XXII S. 79 und 184 Anm. 1. a. Milieu C.

11. Dollkeim, Kr. Fischhausen, s. oben. a. Milieu D.

12. Grunenyken, Kr. Darkehmen. c. 2 Stücke, dazu ein Falz wie bei 6. Milieu C/D.

13. Jaskowskasee[2]), Kr. Sensburg, Stelle 158. a. Rund, etwas verbogen, Dm. ca. 6 cm. In Urne. Milieu D.

14. Macharren, Kr. Sensburg, Stelle 122. a. Rund, etwas verbogen, Dm. ca. 4 cm. Milieu C.

---

[1]) Über die frühere der PöG. s. Schrft. XLI 108ff. Bei der 1911 ausgeführten Grabung der Prussia wurden 505 Stellen untersucht. Ein Teil derselben ergab sich als früher ausgegraben (wohl die der PöG.). Die Bestattungen gehören zu den Milieus B, C, D, E. Im Jahre 1913 erhielt das Museum in Insterburg noch einige Streufunde aus Bartlickshof, unter denen ein Stück eines Trinkhornrandes, a, war.

[2]) Kleiner See im Forstbezirk Gonschor (daher früher als Gonschor zitiert!)

15. Puppen, Kr. Ortelsburg, Stelle 96. b. Offenes, manchettenartiges Eisenband, 7,5 cm hoch, Dm. 9 zu 10,8 cm. Dazu ein viereckiges Seitenbeschlagstück mit 6 Nieten, ein zweites längliches, nach unten schmäler werdendes auch mit 6 Nieten. Das Band hatte unten 2 auf dem schmäleren Dm. stehende Nieten, ferner 2 dort, wo das Band zusammentraf, jede für sich, also nicht durch beide Enden des Bandes hindurch. Oben eine Niete, durch beide Enden hindurch; ebenso in der Mitte, zwischen oberem und unterem Rand; doch fehlt hier die Niete, nur die Löcher sind noch vorhanden. Neben der oberen Niete, aber nur durch eine Wandung hindurch, ein Loch, in welchem ein offener Eisenring mit übergreifenden Enden sitzt; in diesem eine Schlaufe. Ob ein dabei gefundener Bügel dazu gehört, ist fraglich; er ist zerbrochen, scheint aber etwas zu klein zu sein, um für das vorauszusetzende Gerät gepaßt zu haben; auch würden dem Bande die dafür nötigen Attachen und Ringe fehlen. Milieu E.

16. Salza, Kr. Lötzen, Stelle 7. c. Drei Stücke, Höhe 2,2 bis 2,5, Länge des größten Stückes 4,3 cm. Dieses mit zwei Nieten, zwischen und neben denen sich eine Reihe von Buckelchen zieht. Vom zweiten, das mit dem ersten durch eine der Nieten verbunden ist, ist nur das Innenblech erhalten. Das dritte Stück, nur Vorderblech, zeigt eine Niete und das Loch einer zweiten. Keine Buckelchenreihe, dafür eine Gruppe von oben nach unten gehender eng an einander stehender Striche. Ist an Nachahmung von Runen zu denken? Milieu C.

17. Seerappen, Kr. Fischhausen, Grab 26[1]).

18. Thierberg, Kr. Osterode, s. PB. XXII 92f. und Abb. 76 dort. c. Milieu C.

Die Stücke a finden sich im Milieu C—D, b im Milieu C, c im Milieu C und E. Nach der jetzt durchgeführten geographischen Anordnung des Prussia-Museums finden sich 13 Stücke (a, b, c) in Abteilung V (masurische Seeenplatte), 3 Stücke (a) in Abteilung IV (Samland), 1 Stück (a) in Abteilung II (Passargegebiet und westlich davon), 1 Stück (vollständig) in Abteilung VI (Memelgebiet), während sie noch fehlen in Abteilung I (Neide-Soldau-Gebiet) und Abteilung III (Pregelgebiet).

Die Trinkhörner treten ziemlich gleichzeitig im Westen Ostpreußens, im Samland und im Gebiet der masurischen Seeenplatte auf, sind im letzteren am stärksten vertreten und halten sich dort bis an die Periode E. In Litauen ist nur ein Exemplar vorhanden, das als Import zu be-

[1]) Ist jetzt verpackt und im Museum nicht festzustellen. Nach dem Inventar der PGG. zitiert.

zeichnen ist und während der Periode E in die Erde kam. Dieses stammt aus viel älterer Zeit; es bleibt fraglich, wann es nach Litauen kam. Gerade in Litauen schließt sich aber an E eine neue Periode, in welcher nun viele Trinkhornränder gefunden worden sind.

Dieser Aufzählung von Trinkhornrändern füge ich noch 3 Stücke an, welche für das Thema der Trinkhörner von Interesse sind:

I. Fußende eines gläsernen Trinkhorns aus Nikutowen, Kr. Sensburg, Nr. 177.

Der Trinkhornrest (Abb. 3), bildet das unterste Viertel eines Trinkhorns, wie das von Österhvarf, s. Månadsblad 1897 S. 82ff. Abb. 55 (1 : 2) und Almgren bei Kisa, das Glas im Altertum S. 909 Abb. 383 (1 : 3). Die unterste Spitze war abgebrochen, doch kann nur ein geringer Rest fehlen; Länge, soweit erhalten, 7 cm. Der obere Bruchrand ist möglichst ausgeglichen, aber in roher Weise, ohne richtige Glasschneidewerkzeuge. Erhalten sind die auslaufenden Enden der hellblauen und milchweißen im Glase befindlichen Bänder, mit denen das Trinkhorn dekoriert war. Um das darunterliegende Stück bis auf 2½ cm vom Ende ist ein dünner, hellblauer, mit einem Tropfen beginnender Glasfaden gewickelt. Vgl. hierzu Kisa S. 428. Danach würde das Trinkhorn rheinischen Ursprungs und aus dem III. Jahrhdt. sein.

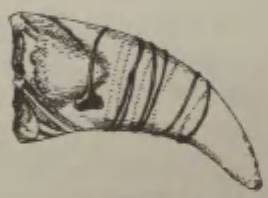


Abb. 3.

Gefunden auf einem Knochenhäufchen zusammen mit einer Bronzefibel m. u. F., einem fragmentierten Knochenkamm und einer verschmolzenen, roten Emailperle. Die Fibel hat kleine Sehne und Rolle, Eisenaxe mit Seitenknöpfchen, halbrunden, facettierten Bügel und schmalen flachen Fuß. Der Kamm scheint annähernd dreieckige Form wie Vimose 2[20] gehabt zu haben, zeigt im unteren Feld über den scharf abgesetzten Zähnen 6 (+ zwei abgebrochenen) Bronzenieten, im Feld darüber, das durch 2 Punktlinien getrennt ist, ein Zickzackband aus je zwei Punktlinien und 2 Bronzenieten; ein gleiches, gleich abgetrenntes Feld mit ebensolchem Zickzackband scheint darüber gewesen zu sein. Fibel und Kamm ergeben das Milieu C. Die Bestattung 177 war so eng neben 178 und in der gleichen Tiefe, daß beide als annähernd gleichzeitig aufgefaßt werden müssen. Diese Bestattung 178, Urne mit Deckel in Branderde, enthielt außer einer C-Eisenschnalle mit dazu gehörigem Gürtelblech, vier eisernen Schellenberlocks, verschmolzenen Glas- und Emailperlen und etwas verschmolzener Bronze,

eine Bronzefibel mit Goldbelag der Form OA II 15. Da als Zeit dieser Fibel spätestens der Anfang des 3. Jahrhunderts gesetzt werden kann, so wird zwar anzunehmen sein, daß sie erst einige Jahrzehnte nach ihrer Herstellung der Bestattung beigegeben wurde, aber die Bestattungen selbst können schwerlich über die Mitte des 3. Jahrhunderts herabgedrückt werden. Dann ergibt sich, daß das Trinkhorn nach kurzem Gebrauch zerbrochen worden war und das letzte Stück noch als wertvoller Besitz der Toten beigegeben wurde.

Da nicht angenommen werden kann, daß der Rest etwa die Funktion eines Likörgläschens erfüllt hat, so wird er seiner Form nach als Miniatur eines Hornes aufgefaßt worden sein. Als Parallele dazu mag das folgende Stück dienen.

Abb. 4.

II. Miniaturtrinkhorn aus Ton aus Onufrigowen, Kreis Sensburg, Nr. 165.

Das Horn (Abb. 4) ist 4,6 cm lang, Rand 2,4 cm Dm. Es ist mit geschlemmtem Ton überzogen. In Urne; es waren in dieser noch 2 Bernsteinperlen und eine blaue Glasperle, die aber nicht mit aufgebracht sind. Es scheint, daß sie bei der Präparation der Sachen verloren oder verstellt worden sind. Nach den benachbarten Bestattungen zu urteilen Milieu spät T oder D.

III. Hierzu füge ich noch eine Tasse aus Ton, welche durch ihre Form zu den Hörnern in Beziehung tritt; sie ist gefunden in Sußnick, Kreis Rastenberg, Nr. 11.

Abb. 5.

Die Tasse (Abb. 5) ist 8 cm hoch, Rand 7 : 7,5 cm Dm., mit Henkel; die dem Henkel gegenüberliegende Seite etwas ausgebaucht. Sie läuft unten spitz zu. Der bandförmige Henkel ist am Rande angesetzt, vom Rand ganz schwach nach oben steigend. Die Tasse war geschwärzt und geglättet. Die Form dürfte durch die Ausbuchtung an die eines Hornes erinnern und daher mit solchen Gefäßen in Zusammenhang stehen. Dies halte ich für wahrscheinlicher, als die Annahme, daß eine Verwandtschaft mit den viel älteren Spitzbechern des Westens vorliege.

Gefunden in einer zusammengedrückten Urne, zusammen mit einer kleinen Bronzeringperle und drei Bronzeanhängern (Abb. 6).

Solche Anhänger finden sich in Waldersee II H 99 (ohne weitere

Beigaben, aber wohl in Zusammenhang mit BC-Bestattungen) Macharren 117 zusammen mit einer Fibel, ähnlich Almgren 133 (aus Churwangen, Kreis Kastenburg), die auch noch zu BC gerechnet werden kann.

Abb. 6.

In Sußnick sind Bestattungen von BC, C und D beobachtet, auch eine C-Scherbe fand sich vor. Die Bestattung Nr. 11 gehört zum Milieu BC, d. i. späteste Abteilung B, welche mit dem frühen Milieu C zeitlich zusammenfällt.

I ist rheinisches Fabrikat, also sicher sei es durch Handelsbeziehungen oder durch irgend eine andere Gelegenheit nach Ostpreußen gebracht worden. Auch für III wird nicht-ostpreußische Herstellung angenommen werden müssen. Aber auch II dürfte kaum als ostpreußische Arbeit angesehen werden dürfen. Wo aber II und III entstanden und auf welchem Wege sie nach Ostpreußen gekommen sind, vermag ich nicht festzustellen.

Griechisch θεός und die mit θεσ- beginnenden Wörter bei Homer.

Von Walther Prellwitz.

1. θεός.

Eine der sichersten Tatsachen indogermanischer Syntax ist die Verbindung der Verbaladjektiva auf -tós mit dem Genetivus. Vgl. Brugmann Kurzgef. Gr. 440.

Demnach habe ich auch θέσ-φατος, θέσφατον Gottesspruch so erklärt. Vgl. Et. Wb.[2] 182. Als griechische Parallele steht außer Διόσδοτος noch der dem Sinne nach ähnliche Völkername Θεσπρωτός (eigl. von Gott gegeben zu πορεῖν) zur Verfügung[1]). Bechtel Lexil. zu Homer S. 164ff. ist nicht zu seinem Vorteil andere Wege mit Curtius gegangen. Einen „Konsonantstamm θεσ-" gibt es nicht.

Daß θες ein Genetiv sein muß, beweist nun θεσπέσιος, das ich unten auf θὲς πέτι = πρὸς θεοῦ zurückführe und θὲς πί δ, das ich aus θεσπιδαὲς πῦρ erschließen werde. Hier fragt es sich zunächst, was für ein Genetiv es sein kann.

Es gibt besonders im Arischen alte Verbalsubstantiva auf lange Vokale, die vor vokalisch anlautenden Endungen diesen Vokal verlieren. Daß sie auch in den europäischen Sprachen unseres Stammes einst vorhanden gewesen sind, habe ich BB. 22. 83. 110 bei pūbes, palumbēs, ζαής u. a. nachgewiesen.

Nehmen wir also das Wurzelnomen von idg. dhe machen, so müßte der Nominativ idg. dhēs der Schöpfer lauten[2]), der Genetiv aber dhēs für dhe-ēs. *Dhesós Gott wird durch das Keltische, falls

---

[1]) Θέσδοτος ist kein sicherer Beleg dieses Genetivs, obwohl es nicht ganz unmöglich ist, den inschriftlich vorkommenden Namen, auch Θέζοτος geschrieben, so zu erklären. Doch kommt man auch von Θεόζοτος Θεόσδοτος (mit Rhotacismus Θεόρδοτος), das eine Bildung nach dem Muster von Διόσδοτος ist, zu Θέσδοτος. Es kann hier die Silbenverminderung des tonlosen Wortteiles vorliegen, die das besonders in Megara so häufige Θέδοτος zeigt.

[2]) θήν gilt als ein Akkusativus des Wurzelnomens dhē- Tat, in dem Sinne von „in der Tat". Könnte es nicht aber mit νὴ Δία verglichen werden und eigl. „beim Schöpfer", heißen. οὐ θήν = οὐ μὰ Δία. Ist θής, θητός eine unursprüngliche Flexion zu dem alten Nominativ, wie φῶς, φωτός, σής, σητός? Leider steht das η nicht als urgriechisch fest.

Stokes bei Fick (Vgl. Wb. d. idg. Spr.⁴ II, 151) diese Grundform mit Recht ansetzt, als bereits vorgriechisch dargetan, und diese Form liegt auch dem griechischen θεός am ehesten zu grunde.

Wer sind *οἱ θεοί, αἱ θεοί*? Doch die bevorzugten Söhne und Töchter des *πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε*. Es scheint mir durchaus möglich, θεός d. i. *dhes-ós als patronymische Hypostase des Genetivs *θές des Schöpfers von *dhés Schöpfer aufzufassen.

2. θέσφατος, ἀθέσφατος.

Θέσφατα sind Gottessprüche in dem Sinne von Schicksal; wer sie verkündet, θεσφατίζει, θεσφατοῖ (Hesych.), ist ein θεσφατηλόγος (Aesch.) Gegenüber dem von Gott ausgesprochenen Geschick, dem θέσφατον, εἱμαρμένον, μόρος liegt, was ὑπὲρ μόρον ist, und das ist: ἀθέσφατον ungewöhnlich, unermeßlich groß, dunkel u. dgl.

3. θεσπέσιος.

Ist θέσφατος in seinem zweiten Teile über jeden Zweifel erhaben, so muß ich gegen die Behauptung Buttmanns, die Bechtel wiederholt, θεσπέσιος bedeute dasselbe wie jenes, entschiedenen Einspruch erheben. Es ist beim Nachprüfen der Homerstellen ganz klar, daß θεσπέσιον ist, was πρὸς θεοῦ von Gott her kommt. Und das ist alles was über Menschen Kraft und Denken hinaus geht, alles Unerklärliche, Wunderbare. Demnach erkläre ich das Wort als flektiertes θὲς πέτι d. i. πρὸς θεοῦ. Daß das seinem Kasus stets nachgestellte altpersische patiy, ferner altbaktr. paiti, wo es in dieser Stellung erscheint, nicht als poti, sondern als péti aufzufassen ist, hat ja bereits Hermann Jacobsohn KZ. 42. 283 ausgesprochen im Anschlusse an die Feststellung Joh. Schmidts in seinem nachgelassenen Aufsatze (KZ. 38,1 ff.), daß πρότι, πρός, ποτί, die proklitischen Formen der Präposition, sich tatsächlich niemals hinter ihrem Substantiv finden. Hier wäre ihnen eben der Hochton und der Vokal der hochbetonten Silbe, das e, zugekommen. Es ist bemerkenswert, daß für πρός σε. die Verbindung, in der die Präposition den Hochton von dem Pronomen erhält, noch Formen mit e-Färbung in den Glossen πρές σε, πέρ σε erhalten sind. Vgl. M. Schmidt zu Hesychs πέρ σε. Jenem iranischen *péti können wir nun die griechische Entsprechung zur Seite stellen.

Wie nach der von mir und dann auch von Brugmann gegebenen Erklärung lat. pretium Gegenwert auf idg. préti, wie ἐναντίος auf ἀντί zurückgeht, so θεσπέσιος auf θὲσπέτι.

Gibt es sonst noch Spuren dieser idg. Form des Verhältniswortes? Lit. atpetoti erwidern, vergelten, abgeben, ersetzen, bei Kesselmann 288, scheint darauf zurückzugehen. In der Bedeutung paßt es zu ab. paiti m. Akk. gleichwertig mit, lat. pretium.

Wie ist es mit lat. petere? Insbesondere das Perfektum petivi und das Verbaladjektiv petītus kann sicher als Zusammensetzung von īre mit unserer Vorsilbe aufgefaßt werden; das französische petit klein dürfte auf ein petītus angegriffen, d. i. peti-itos der Volkssprache zurückgehen, wie unser weit, lat. vītāre auf idg. vi-itós auseinandergegangen; Homer. Δηϊ-οπίτης auf ὀπι-ίτης, die Feinde verfolgend. Petere verhielte sich dann vielleicht zu pétī, wie ἄντομαι zu ἀντί. Doch die Länge von lett. pētīt streben nach etwas, pēz gegen, die übrigens Kurschat für pĕtoti, das er aber einklammert, auch annimmt, macht alles dies ganz ungewiß.

Ist es zu kühn, solch ein uraltes Bauernwort wie petītus schwach auch in lat. petiolus Stiel an Früchten, die Füße der Lämmer und Kälber zu sehen? Das Wort, bei Walde[2] 580 ohne Erklärung gelassen, sieht wie eine Ableitung von alere (vgl. subōles) mit unserm peti- aus, sodaß es eigentlich „Anwuchs" bedeutet hätte.

4. θέσπις, θεσπιδαής.

Auf die Zurückführung des zweiten Teiles von θεσπέσιος auf die Wurzel von ἔννεπε, ἔνι-σπε, ἄσπετος, wie sie von Curtius angenommen wurde, einzugehen, bin ich nicht verpflichtet, weil sie durch die Erkenntnis des Richtigen erledigt sein dürfte. Der Bedeutung nach könnte man diese Ableitung für den θέσπις ἀοιδός den göttlichen Sänger eher empfehlen, aber das eine, so klare θεσπιδαὲς πῦρ (= θεόθεν δαιόμενος Cserepis 769) zeigt doch wohl überzeugend, daß θεσπι- ursprünglich adverbial ist. Da ist nichts von Götterwort, sondern das Aufflammen des Feuers ist „von Gott", weil es dem naiven Gemüt immer ein Wunder bleibt, wie auch die θέσπις ἄελλα (Hym. Aphrod. 208) und die λαῖλαψ θεσπεσίη. Was ist nun das -πι?[1])

[1]) Einen früheren Einfall, θεσπι auf θεσ-φι zurückzuführen, lasse ich fallen. Allerdings könnte gegenüber θεόφι (= θεοῖς) die Dissimilation der Aspiraten durchgeführt sein, weil mit dem Undeutlichwerden der Bildung die Beziehung zu den anderen Formen auf -φι verblaßte. Aber gibt es überhaupt ein Beispiel, wo das Kasussuffix -φι an den Genetivus getreten wäre? Für ἐξ Ἐρέβευσφι Il. 9.572 liest man jetzt Ἐρέβεσφι. Zu erwähnen ist ὑπὸ κράτεσφι Il. 10.156. Von den Gefährten des Diomedes heißt es V. 152 ὑπὸ κρασὶν δ' ἔχον ἀσπίδας, von ihm allein ῥεῦδ' κράτεσφι τάπης τετάνυστο φαεινός. Es liegt hier eine freie Bildung nach ὑπόφι, ὄχεσφι, στήθεσφι vor (s. Kühner-Blaß[2] I, 491), kein sonst im historischen

Die Antwort hierauf scheint mir diejenige Sprache zu geben, die so weitaus am häufigsten und reinsten Altertümliches bis heute erhalten hat, das Litauische. Es hat eine Postposition pi, -p erhalten in Verbindungen wie dëvõp zu Gott, manẽsp(i) zu mir. Daß sie einst betont gewesen sei, schließt Leskien (bei Hirt der idg. Akzent S. 303) aus dem Schleifton mit Recht. Der Bedeutungsunterschied zwischen dëvõp zu Gott und *θέσπί von Gott liegt nicht an der Postposition, sondern an der doppelten Bedeutung des Genetivus. Im Litauischen liegt der Genetivus loci, im Griechischen der ablativische Genetiv vor Πρὸς ἁλός gegen das Meer hin und πρὸς θεῶν von den Göttern her zeigen denselben Unterschied innerhalb des Griechischen (vgl. Brugmann Kurzgef. Gr. 473. 476). Das kann also nicht gegen meine Annahme sprechen.

Wir werden demnach eine idg. Postposition -pi gleichbedeutend dem proklitischen ποτί, προτί, πρός, dem soeben erkannten, hochbetonten und nachgestellten πέτι anzuerkennen haben. Sie mag mit lett. pī, argivischem ποῖ oder mit ἐπί näher verwandt sein[1]).

Eine Hypostase von *θέσπί führte natürlich leicht zu einem i-Stamm, wie er im homerischen Akkusativ θέσπιν ἀοιδόν, ἀοιδήν vorliegt und im Nom. θέσπις ἄελλα. In Θέσπιος· ποταμὸς Βοιωτίας und dem Namen der boeotischen Stadt Θεσπιαί (der Sage nach war sie Gründung eines Θέσπιος oder Θεσπιάδης) zeigt sich die andere Bildung, die θεσπέσιος entspricht. Das homerische Θέσπειαν (Il. 2. 498) oder Θέσπῖαν verdankt die Länge der vorletzten Silbe lediglich dem Metrum, wie schon die Alten erkannt haben. Vgl. Herodian ed. Lentz I, 280 mit der Anmerkung.

Der o-Stamm als Vertreter des Neutrums θέσπιον „Göttliches" mag wie in θεσπιόφημον (Hesych) auch in θεσπι-αοιδός· ποιητής (Hes.) und θεσπιῳδός (Aeschylos) vorliegen, obgleich der Dichter auch

---

Griechischen unerhörter Genetiv Sg. auf -ες. Unser θ-ες ragt als Bestandteil altfeierlicher Sprache in vorgriechische Zeiten hinein, in das graueste Altertum, wo -os, -es, -s die Endungen des Genetivs waren. Vgl. Brugmann Kurzgef. Gr. 380 § 461. Ähnlich δεσπότης, δέσποινα.

[1]) Nachträglich ersehe ich aus Walde² 617, daß auch Brugmann Festschr. f. Stokes 29ff. aus lat. prope für pro-pi, ai. prapitva-m „Zeit, wo die Sonne im Vorwärtsschreiten sich ihrem Ziele nähert, Spätnachmittag", lit. sunaũs-pi „zum Sohne", gr. kret. πι-δίκυυτι ein ursprachliches pi (: epi) erschließt. Bechtel schließt: wenn θεσπέσιος und θέσπις „nicht von einander gelöst werden dürfen, so muß eins auf das andre zurückgeführt werden; und dies ist nur so denkbar, daß man θέσπις als Verkürzung von θεσπέσιος betrachtet". Meine Erklärung läßt die beiden Wörter beieinander, ohne diese Notwendigkeit. Es liegen zwei gleichbedeutende Postpositionen vor.

als der auf göttliche Veranlassung (θεσπι) singende schön benannt wäre. In der Bedeutung θεσφατηλόγος, wie sie in θεσπιῳδέω hervortritt, wird aber θεσπιῳδός jedenfalls auf *θέσπιον göttliche Fügung, Schicksal zurückgehen.

Auf ein solches Nomen weist doch auch wohl θεσπίζω (Herodot, Aesch.), vergleichbar θέσφατίζω. Der Begriff des Sagens ist in beiden Verben unausgedrückt geblieben, sie kommen von θέσφατα, θέσπια göttliche Schickung her; es wäre falsch, aus der Verbalbedeutung auf das Vorliegen der Wurzel σεπ, σπε sagen zu schließen.

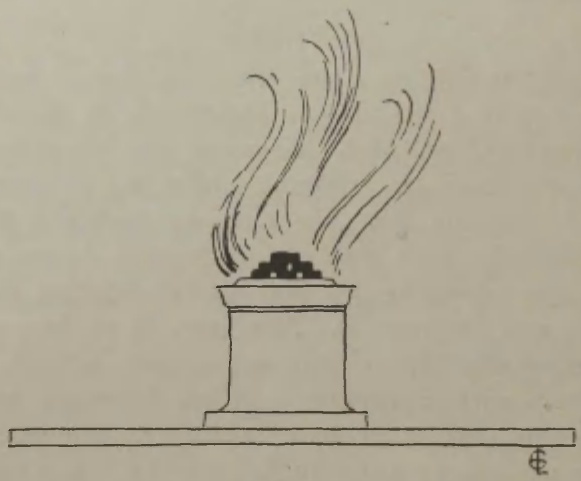
Von θεσπίζω verrichte ein heiliges Werk stammen θέσπισμα, θεσπιστής und θέσπιδες· θυσίαι. θεοσέβειαι bei Hesychius.

5. θέσκελος.

Während die Erklärung von θεσπέσιος, θεσπι- außer Zweifel gestellt hat, daß θεσ-πέτι, θεσ-πι abzutrennen ist, bleibt bei θέσκελος die doppelte Möglichkeit, θέσ-σκελος oder θέσ-κελος abzuteilen und damit zwei Wege der Erklärung. Aber wie bei jenen Wörtern erklärt sich der Genetiv θέσ- hier auch nur durch eine Postposition, die ihn regiert haben muß, etwa wie griech. χάριν, ἕνεκα, lat. causa. Die Postposition bezeichnete den Gott als den Bewirker der θέσκελα ἔργα, davon, was θέσκελον ist. Ihre Form ist unsicher, vielleicht ist es ein Instrumentalis *skele (vgl. ἀγχέ-μαχος) gewesen, der dann durch Hypostase adjektiviert wurde. In der Bedeutung würde jenem θὲς σκελέ etwa mhd. von gotes schulden entsprechen und damit kommen wir auf √skel schuldig sein in got. skulan, nhd. sollen, ahd. sculd, sculda, mhd. schult, schulde (die Beziehung, in der das Bewirkte zum Bewirkenden steht: das Bewirkte in dieser Beziehung gedacht; Grund, Ursach: culpa und debitum [die nützliche oder schädliche Beschaffenheit des Bewirkten liegt darin eben so wenig als die sittliche . . .]. So Ziemann Mhd. Wörterb. 370f.); afries. skelde. schielda, schild, schuld Geldschuld, Ursache; wozu lit. skeléti in Schulden sein, skilti in Schulden geraten; preuß. skellants schuldig, skallisnan Pflicht, Schuldigkeit; lat. scelus Verbrechen (?), lit. kaltė Schuld, kaltas schuldig, lat. culpa Schuld. Mag wirklich german. skal eigl. ich habe erschlagen, schulde also Wergeld, bedeutet haben, wie Grimm und Meringer (IF. 18, 229) meinen, so haben doch einzelne Ableitungen bereits in indogermanischer Ursprache die Bedeutung Ursache, Schuld gehabt. Im Griechischen ist die Wurzel zwar sonst nicht nachzuweisen, aber durch

den ersten Teil ist ja auch für dieses Wort das höchste Alter der Ursprache verbürgt.

Andrerseits wüßte ich nichts gegen eine Ableitung des zweiten Teiles von griech. κέλομαι treiben zu erinnern, wovon αὐτο-κελής „aus eigenem Antrieb" kommt. Aber das wäre vielleicht auch keine andere Wurzel als die von lit. kaltas schuldig; und auch *θὲσ-κελέ hieße auf Gottes Antrieb.



Ein Bronzezierrat unbekannter Herkunft.

Von Hubert Schmidt

Das hier von uns abgebildete, 10,3 cm lange Zierstück aus Bronze (Taf. VII) hat die vorgeschichtliche Abteilung der Berliner Staatsmuseen im Kriegsjahre 1916 zusammen mit einigen Goldsachen, zu denen auch der interessante Goldrahmen eines Medaillons[1]) gehört, aus den Händen eines aus Südrußland nach Berlin geflüchteten Antiquars erworben, ohne irgend welche Fundangaben darüber zu erhalten. Die gegossene Bronze hat eine normale, gelbliche Kernmasse, aber eine rötlich braune, fast garnicht oxydierte Oberfläche. Die Arbeit ist grob und entbehrt jeder feineren Tiselierung; die Rückseite ist hohl, wie die Seitenansicht deutlich macht. Dargestellt sind über einander gereihte Tierköpfe in ziemlich primitiven, aber doch scharf ausgeprägten Formen, sodaß ihre Deutung, wie ich glaube, nicht zweifelhaft sein kann: über einem Stier zwei Bären, diese durch breite Stirn, starke Backen, schmale Schnauze und kurze Ohren ganz treffend charakterisiert. Am oberen Ende des Zierrates ist eine Ringöse angebracht; am unteren Ende ist das Maul des Stieres mit einem querstehenden Loche versehen, das die Stelle einer Öse vertritt. Das Motiv der an einander gereihten oder übereinander aufgebauten Tierköpfe gehört der osteuropäischen Tierornamentik an, ist aber in dieser viel verzweigten und mannigfach gestalteten Kunstgattung als große Seltenheit anzusprechen. Die vorliegende Sonderform scheint sogar ein Unikum zu sein, soweit ich das einschlägige Material übersehe. Um so größeres Interesse dürfte der Versuch ihrer kunstgeschichtlichen Bestimmung beanspruchen.

Der Bärenkopf ist zunächst die Abkürzung eines nicht gerade sehr häufigen, osteuropäischen Tiermotivs, des in der Vorderansicht mit vorgestreckten Tatzen dargestellten Bärenkopfes. Er ist in sehr prägnanter Stilisierung seit 1877 auf bronzenen Reliefplatten aus Kynowsk, Gouv. Perm, also vom westlichen Fuße des Ural, durch Aspelin be-

[1]) Amtl. Ber. d. Kgl. Museen. 39. Jahrg. Nr. 2. 1917/18 Sp. 39ff.

kannt[1]). Eine ganz analoge Zierplatte aus Kyn (wohl identisch mit Kynowsk) aus der Sammlung Tepluchow datierte Spitzyn ins 8.–9. Jahrhundert n. Chr. und verwies auf Parallelen aus Gräbern von Tomsk in Westsibirien[2]) (Taf. VIII 1). Dieselben Gräber zog gleichzeitig Béla Pósta[3]) heran, um den Zusammenhang zwischen dem westsibirisch-permischen Formenkreise und den ungarländischen Funden aus der Zeit der ungarischen Landnahme (9.–10. Jahrhundert n. Chr.) und der vorangehenden Völkerwanderungszeit (4.–9. Jahrh. n. Chr.) zu erweisen. Die von ihm bekannt gemachte Tierplatte (a. a. O. S. 283 Abb. 176 = unserer Abb. Taf. VIII$_3$), die im 23. Kurgan (Ausgrabung Kusnjezow) zusammen mit eisernen und knöchernen Pfeilspitzen des jüngeren Dreikanttypus gefunden ist, zeigt nun drei übereinander aufgereihte Bärenköpfe mit vorgestreckten Tatzen und führt uns so in einen engeren Zusammenhang mit unserer Bronze unbekannten Fundortes. Man darf geneigt sein, diese der gleichen Zeit, etwa dem 8. bis 9. Jahrh. n. Chr. zuzuweisen. Dieser abgekürzte Bärentypus ist aus einer älteren Entwicklungsstufe der osteuropäischen Tierornamentik übernommen worden. Wir finden ihn auch auf einer durchbrochen gearbeiteten Schnalle sibirischer Herkunft, deren Bügel nach Art der weitverbreiteten, kaiserzeitlichen Schnallen in Tierköpfen endigt (Taf. VIII$_2$)[4]). Ihr stilistischer Zusammenhang mit den weit jüngeren Platten von Tomsk ergibt sich aus dem gedrehten Stege, der aus dem Bärenkopfe heraus zu wachsen scheint und die Schnallenplatte in 2 Teile teilt. Er ist aber ein integrierender Bestandteil des Bären, wie der wirbelsäulenartige Ansatz beim Bärenkopfe der obigen Permer Platte (Taf. VIII$_1$) beweist. Noch deutlicher läßt er sich als stilisierte Rückenmähne am Bärenkopf mit Tatzen bei grob gearbeiteten Schmuckbronzen aus dem Permer Bezirke erkennen[5]). Auf dieses typische Zierglied geht wohl auch das Zweigmuster an den Bärenköpfen unserer Bronze (Taf. VII) zurück. Jedenfalls bewegen wir uns hier in einem Kreise von tierornamentalen Formen, die mit großer Zähigkeit in den permischen und westsibirischen Kulturen durch viele Jahrhunderte festgehalten

---

[1]) Aspelin, Antiquités du Nord Finno- Ougrien II (Eisenzeit) Nr. 569.

[2]) Materialien z. Archäologie Rußlands (russ.). Nr. 26, 1902 S. 25 Taf. XVII, 12

[3]) Bei Graf Zichy, dritte asiatische Forschungsreise Bd. III. IV. S. 274 ff. Eine einfachere Variante vom Irtysch auch bei A. M. Tallgren in Suomen Museo XXVI. 1919. S. 14 Abb. 8.

[4]) Nach A. M. Tallgren, Colleetion Tovostine 1917, S. 72 Abb. 79. Ein schlechter Vertreter dieses Typus auch bei Aspelin a. a. O. Nr. 528.

[5]) Atschot 1896 S. 128 ff. Fig. 455^d; drei Köpfe nebeneinander Fig. 455^g.

wurden. Ebenda ist gerade der Bär ein sehr beliebtes Motiv als Einzelfigur sowohl wie als Aufsatz bei Messer- und Dolchgriffen[1]). Mit vielen anderen Tierornamenten läßt auch er sich bis in die jüngste Phase der „uralaltaischen" Bronzekultur zurückverfolgen, die schon dem Beginne der Eisenzeit in jenen Gegenden angehört und durch die Nekropole von Ananino im Gouv. Perm in reicher Fülle vertreten ist (Ananino-Zeit = 600—200 v. Chr.[2])). Damit kommen wir der Kultur der Skythen Südrußlands nahe, die durch eine markant stilisierte Tierornamentik ausgezeichnet ist und auf die Kulturen von Ananino und Minussinsk maßgebenden Einfluß ausgeübt hat. Sie führt auch unsere typologischen Betrachtungen weiter. Unsere Bronze nämlich unterscheidet sich noch durch ein sehr wesentliches Element von den permisch-westsibirischen Bärenkopfplatten: durch Verbindung mit einem Stierschädel. Das setzt überhaupt einen engeren Zusammenhang von Bär und Stier voraus, wie ihn etwa ein Tierkampfschema bedingen würde. Man müßte sich analog der bisher verfolgten Typenentwicklung den Bär in Vorderansicht mit ausgestreckten Tatzen auf einem liegenden Stier denken. Gerade dieser Typus, Bär-Stier, aber fehlt noch in der skythischen Tierornamentik. Doch das Kampfschema läßt sich schon belegen und zwar für Panther-Löwe (Taf. VIII 4). Es ist ein 19,5 cm langer Hängeschmuck vom Pferdegeschirr aus einem der reich ausgestatteten Pferdegräber des 4. Kurgans der „Sieben Brüder" im Distrik Temriuk (Kubangebiet), die dem 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. angehören[3]). Hier im Kreise der skythischen Tierornamentik finden wir nun nicht nur übereinander gesetzte ganze Tiere als Reliefschmuck, sondern auch die typischen Reihen von übereinander angeordneten Tierköpfen[4]). Nehmen wir dazu die sehr eigenartigen mit Glöckchen behängten Stockaufsätze aus dem Kaukasus, bei denen mehrere gehörnte Tierköpfe (Ziegen?) übereinander getürmt und in einigen Fällen von Keule oder Hammer[5]) schwingenden Männchen bekrönt sind, so können wir mit gutem Grunde von Tierornamentformen sprechen, die für Osteuropa charakteristisch sind und viele Jahrhunderte

---

[1]) Aspelin Nr. 551—559. H. Appelgren, Die Grundzüge der skythisch-permischen Ornamentik. Ztschr. d. finn. Altert.-Ges. Bd. 26. 1912.

[2]) Nach A. M. Tallgren, L'époque d' Auanino. Helsingfors 1919 (Ztschr. d. finn. Altert.-Ges. XXV).

[3]) Comptes Rendus d. l. Comm. archéol. de St. Petersburg 1877, p. 14, Abb. 8.

[4]) Z. B. der typische Pantherkopf auf dem reliefverzierten Goldbeschlage eines Dolchgriffes aus dem Kurgan bei Tomakovka, südl. von Krasnokutsk: Recueil des antiquités de la Scythie pl. 26, 18. Text S. 66.

[5]) Als gute Beispiele im Kawkas VIII 144 Fig. 124; Taf. 70,1.

hindurch in verschiedenen Kulturkreisen beliebt waren. Zu ihnen gehört also auch unsere Bronze unbekannten Fundortes. So kann es nicht mehr auffallen, wenn wir unseren Stil- und Typenkreis in weiter Ferne und in viel weiter zurückliegenden Epochen wiederfinden, und dabei sogar schon in geometrisch-erstarrten Formen: ich meine die älteste Keramik von Susa (Persien). Die bemalte Schale der ersten Periode, die über Naram-sin zurückgeht und zweifellos dem vierten Jahrtausend v. Chr. zuzuweisen ist, zeigt uns das oben bezeichnete Kampfschema nach Analogie des skythischen Pferdegeschirrschmucks in vierfacher Wiederholung (Taf. IX$_2$)[1]), aber im Linearstile der Vasenmalerei erstarrt. Freilich wird man schwerlich eine Deutung der Tiergattungen wagen, jedoch im Zusammenhange mit der typologischen Analyse versteht man das Bild restlos. Daß das Gebilde über dem Rücken des Vierfüßlers, der in Seitenansicht erscheint, ein Tierkopf in Vorderansicht sein muß, geht aus der Scherbe von dem Mussian-Hügel (Taf. IX$_1$)[2]) klar hervor; dann werden die hängenden Strichgruppen rechts und links vom Tierkopfe umso leichter als Tatzen zu deuten sein. Was diese Erkenntnis für die Probleme der Susakeramik und überhaupt der Tierornamentik bedeutet, kann hier nicht näher ausgeführt werden[3]). Das Überraschende der Susa-Analogie fällt weg, wenn man auch in anderen Fällen, z. B. beim fliegenden Adler, skythische Schmuckformen des 6. bis 4. Jahrh. v. Chr. in der ältesten Susakeramik wiederfindet[4]). Ebenda werden auch die übereinander gebauten Tierkopfreihen verwendet, freilich in malerischer Umbildung, wie Ketten in Wellenlinienform.

Daß die osteuropäische Tierornamentik etwas bedeutet, ist sehr wahrscheinlich. Man könnte sich denken, daß sich dahinter ursprünglich alter Glaube, Stammessymbolik, Totemismus oder dgl. verbirgt. Sehen nicht die genannten Stockaufsätze aus dem Kaukasus mit den aufgesetzten Männchen wirklich wie Stammbaumsymbole aus? Jedenfalls haben wir, wenn wir das Ganze überschauen, einen Kreis von Tierornamenten, die in Osteuropa zu Hause sind und ihre weitere Verbreitung in Westsibirien einerseits und in Persien andererseits gefunden haben. Man kann sie *„eurasisch“* nennen. Auch die Hethiter haben ihren

---

[1]) Nach Délégation en Perse. Mémoires XIII pl. XVI, 4.

[2]) Nach Délégation en Perse VIII p. 117, Abb. 198.

[3]) Sie spricht gegen Schuchhardt's Auffassung im „Kunstwanderer“ Berlin 1919, Nr. 1, S. 3ff.

[4]) Wie ich schon in einem Vortrage über skythisches Kunstgewerbe ausgeführt habe; Arch. Anz. 1920 Sp. 42–45.

Anteil daran, wie sich bei dem genannten Vortrage hat zeigen lassen. In Vorderasien schiebt sich dieser Formenkreis gleich einem Wall gegen alles Semitische vor. Könnte er vielleicht ein inneres Band sein, das verwandte Völkerschaften Eurasiens im Wechsel von Jahrtausenden mit der Tierornamentik sich bewahrt haben?

Ulfila.

Von Edward Schröder.

Daß der große Gotenbischof, der als Erster dem germanischen Volke unter dem er wirkte eine Schriftliteratur schuf, bei seinen Landsleuten den Namen *Wulfila* geführt habe, darf heute als die feststehende Auffassung gelten, der Literarhistoriker wie Grammatiker bald stillschweigend bald mit ausdrücklicher Begründung folgen: Wackernagel und Scherer, Kögel und Vogt, Braune und Sievers, Kauffmann, Streitberg und Wrede. Die Form *Ulphilas* wird allgemein als griechische Umformung, nicht nur des Auslauts sondern auch des Anlauts angesehen, in *Ulfila* erblickt man nur eben eine der Beachtung kaum werte Kompromißform. Aug. Fick, der dieser Schreibung neben dem neuerdings in Brauch gekommenen *Wulfila* eine gewisse Berechtigung zugestehen wollte (bei G. Kaufmann, Zs. f. d. Alt. 27, 244), wurde von E. Martin, Anz. f. d. Alt. 14, 285f. belehrt, daß seine Herleitung des *u*-Anlauts aus dem zweiten Teile des Kompositums deshalb nicht angängig sei, weil noch bei Jordanes, zwei Jahrhunderte nach der gotischen Bibelübersetzung, die Schreibungen *Odunlf, Rodunlf, Athavulfus, Agrivulfus* (so bei Mommsen) herrschen. Auch W. Luft, der Ficks Einfall mit eingehender Begründung wieder aufnahm (KZs. 36, 257ff.) und Martins Behauptung von der Alleinherrschaft des *-wulf* wenigstens für die literarische Überlieferung widerlegte, hat keinen Beifall gefunden; und allerdings muß seine These: *Ulfila* sei darum die richtige Form, weil dem Gotischen Namen mit *Wulf-* fehlen, im zweiten Gliede aber *-ulf* sich früh durchgesetzt habe, zurückgewiesen werden, denn 1) reicht das urkundlich überlieferte Namenmaterial nicht aus, um den Goten die Namen mit *Wulf-* abzusprechen, schon die Heldensage belehrt uns anders; 2) könnte *Wulfila* doch ebensogut wie etwa zu einem *Wulfnanth* zu dem Simplex *Wulf* gebildet sein, das auch Luft den Wandiliern unbedenklich zugesteht[1]).

Ich selbst habe mich schon früher gelegentlich für die Form *Ulfila* ausgesprochen (Zs. f. d. Alt. 55, 76 Anm.), und ich möchte den

---

[1]) Sein 'Skirenfürst *Wulf*' (S. 261) freilich beruht auf einem doppelten Irrtum F. Storks (Kosenamen S. 12), vgl. Jordanes ed. Mommsen 131,1 (u. Laa.).

mir freundlich dargebotenen Raum benutzen, um dem verehrten Jubilar, der gleich an der Schwelle seiner wissenschaftlichen Laufbahn ein förderndes Interesse für die gotischen Eigennamen bekundet hat, meine von der oben berichteten völlig abweichende Begründung zu unterbreiten.

Die Überlieferung unseres Namens[1]) ist eine dreifache: *Ulphilas* — *Vulfila* — *Ulfila*. Die Griechen des 5. Jahrhunderts schrieben Οὐλφίλας (Sokrates, Sozomenos, Theodoret) resp. Οὐρφίλας (Philostorgios, Acta Nicetae A), Οὔρφιλος (Acta Nicetae B); letzteres mit der gleichen durchsichtigen Dissimilation, die inzwischen auch auf dem Schlumbergerischen Bronzestempel (Zs. f. d. Alt. 49, 146 ff.; Fiebiger u. Schmidt, Inschriftensammlung zur Geschichte der Ostgermanen Nr. 169) als Οὐρφιλᾶς (mit dem Genetiv Οὐρφιλᾶ ὀρητικοῦ) zu Tage getreten ist. Ob man diesen Stempel (seine Echtheit vorausgesetzt) dem Bischof zuspricht oder nicht, ist für uns hier gleichgültig, wichtig aber ist, daß der Handgriff zweifellos einen jungen Wolf darstellt, daß also der Inhaber seinen Namen noch richtig deutete: trotz der zweifachen (angeblich sogar dreifachen) Entstellung des Wortbildes durch die Griechen. — Von den Lateinern haben im 6. Jahrh. Cassiodor *Vulphilas* und der wenig jüngere Jordanes *Vulfila* (Mommsen 127, 6: ohne Variante), und die an sich nicht anzuzweifelnde Existenz eines so anlautenden gotischen Namens wird auch durch die im Anlaut romanisierte, im Auslaut nach Gelehrtenweise mit dem Griechischen liebäugelnde Form *Gulfilas* bei Isidor von Sevilla (Auct. ant. XI 270, 20) bezeugt. Für die Frage wie sich der Bischof selbst genannt habe — und sie steht voran —, wäre bei dem Stande dieser Überlieferung mit der Diskrepanz Οὐλφίλας — *Vulfila* nicht auszukommen. Aber da helfen uns eben ältere, dem Cassiodor und Jordanes um mehr als ein Jahrhundert vorausliegende lateinische Autoren mit einer dritten Form: *Ulphula-Ulfila*.

Den Namen *Ulphula* (anscheinend mit Suffixablaut) führt ein jüngerer Zeitgenosse des Gotenprimas, der als Heerführer des Kaisers Honorius im J. 411 den Sieg bei Arles miterfocht (Auct. ant. IX 466, 1243, vgl. 300, 411). Man wird ihn doch wohl unbedenklich als Goten ansprechen dürfen, und mit Durchgang durch den Griechenmund braucht man bei Prosper von Aquitanien nicht zu rechnen.

Für den Bischof selbst aber kommt vor allem der Gewährsmann in Betracht, der ihm zeitlich am nächsten steht und sogar sein persönlicher Schüler war: Auxentius, mit dem konstanten *Ulfila*, das auch

---

[1]) Vgl. Braune, Got. Grammatik § 221; Streitberg, Got. Elementarbuch[5-6] S. 13 f.

durch das einmalige *Hulfila* des Maximin nur bestätigt wird: denn so häufig der Wechsel zwischen *h*- und Vokalanlaut ist, ein unmittelbarer Wechsel von *h*- und *w*- ist doch schwerlich bezeugt, aus der bloßen Schreibung *Ulfila* für *Vulfila* aber (wie sie etwa Streitberg zugesteht) wird man die Form *Hulfila* nicht erklären dürfen, sie geht auf eine Sprechform zurück.

Nun ist ja freilich die Überlieferung des Auxentius äußerlich schwierig und innerlich kompliziert, aber doch nicht derart daß er (wie Luft annahm) für unsere Frage ausscheiden müßte. Vor allem wird ihm die Wiedergabe des Glaubensbekenntnisses (auch durch die Skepsis Sievers') nicht abgestritten. In ihm aber gab der Biograph geradezu ein Originaldokument wieder, wenn auch in lateinischer Übersetzung:

Ego Ulfila episkopus et confessor semper sic credidi etc.

Im Original stand sicher Οὐλφίλας — aber genannt haben soll sich der Bischof ja nach der communis Opinio von heute *Wulfila*. Auxentius schrieb lateinisch: er konnte also die Sprechform, wenn er sie gewohnt war, getrost als *Vulfila* wiedergeben (sogut wie Jordanes so schrieb) — wollte er aber der Urkunde zur Seite bleiben, dann war doch *Ulphilas* das einzig Gegebene! Es scheint mir schlechthin undenkbar, daß er unter diesen Umständen eine von ihm selbst geschaffene „Kompromißform" eingesetzt habe. Dem Zeugnis des Auxentius gegenüber müssen wir vielmehr anerkennen, daß sich der Primas selbst *Ulfila* genannt, zum mindesten, daß er seinen Namen so geschrieben habe, wenn er sich der gotischen oder der lateinischen Sprache bediente.

Von dieser Frage unabhängig ist die andere: wie denn diese Namensform zu beurteilen sei? Zum mindesten seit W. Wackernagel (Littgesch. § 8 Anm. 4) erblickt man darin eine Mischform: 'halb griechisch halb gotisch'. Die Möglichkeit einer solchen ist ohne weiteres zuzugeben — aber wenn *Ulfila* eine „Kompromißform" ist, so hat sie ganz gewiß nicht Auxentius geprägt: der Lateiner, den nichts dazu drängte, seinem Lehrer zu der überlieferten Doppelform (neben sicherem Οὐλφίλας angeblich *Wulfila*) noch eine dritte aufzubürden. Eher könnte sie schon auf den Träger des Namens selbst zurückgehen: nicht daß er sie geradezu geformt hätte, aber er könnte sie akzeptiert haben, wenn ihm, der in einer dreisprachigen Welt lebte und in höfischen wie geistlichen Kreisen verkehrte, aus griechischem Munde immer wieder die Anrede *Ulfila(s)* entgegenscholl — am Ende gar schon aus dem Munde der eigenen Mutter?

Aber es ist gar nicht nötig zu dieser Ausflucht einer früh rezipierten Kompromißform (die durch literarische Überlieferung entstandene habe ich abgelehnt) zu greifen: der Name *Ulfila* kann sehr wohl echtgotisch sein! Wir haben, wohl nicht ganz zufällig, ein paar ähnliche Deminutivbildungen, in denen der gleiche Wechsel des Anlauts *wu*>*u* zu Tage tritt: den Namen des ostgotischen Geistlichen *Unscila* bei Cassiodor (ed. Mommsen 28, 26, a. 507/11) deut ich nicht mit Wrede, Sprache der Ostgoten S. 111 als **Hunsla*, sondern vielmehr als **Wunskila* 'Wünschel', und den westgotischen Bischof *Uldila* aus dem gleichen Jahrhundert bei Johannes von Biclaro (Auct. ant. XI 218,22 Laa., Mommsen hat leider ein unmögliches *Uldida* in den Text gesetzt) hat schon Förstemann, Namenbuch I² 1663 zu den Namen mit got. *wulpus* gestellt, also für **Wulpila* genommen.

Ist diese Deutung der beiden Namen richtig, so erscheint hier gleicherweise ein Durchgang durch griechische Orthographie ausgeschlossen wie eine einfache graphische Variante, an die früher Bernhardt, neuerdings Streitberg gedacht hat. Wir müssen vielmehr mit dem Übergang *wu*>*u* rechnen, der in den germanischen Sprachen weit verbreitet ist, und wo er als gemeingermanisch erfaßt werden kann, offenbar mit Akzentmangel resp. Akzentschwund zusammen hängt. Auch bei unsern Koseformen möcht ich mit alter Suffixbetonung rechnen, sie also in ihrer ursprünglichen Bedingtheit möglicherweise (doch s. u. S. 138) über das Sonderleben des Gotischen hinaufrücken. Der überall, doch mit Ausnahme des Nordischen immer nur sporadisch auftretende Schwund des *w* vor *u(o)* ist ein heikeles Kapitel der altgerm. Grammatik, das noch keine zusammenfassende Behandlung gefunden hat. Ich stelle hier die wichtigsten Tatsachen zusammen, ohne den Anspruch auf Vollständigkeit, aber doch in der Hoffnung einiges Neues zu bieten.

Einer ältesten Stufe gehören Fälle an wie germ. *niun* = lat. novem, gr. ἐννέα, got. *juggs*, ahd. *jung* (< **juwungóz*) = *juvencus*, got. *junda* (< **juwundó*) = *juventa*; auch ahd. *piunt (piunta)* 'elausura' stell ich hierher, denn es geht nicht auf **biwand* (vgl. *biwende*), sondern auf **biwundo* zurück.

Am meisten beachtet ist der Schwund des *w* aus den Anlautgruppen[1]) *pwu-*, *swu-*, *kwu-*, *hwu-*, der ursprünglich in weit größerem Umfang stattgehabt hat, als es die spätere, durch Ausgleich überall getrübte Überlieferung erkennen läßt. Daß die Form des Part. Prät.

---

[1]) Man gestatte mir kurzweg diesen Ausdruck auch für den labiovelaren Anlaut.

von *pwingan* in den ältesten ahd. Quellen noch durchweg *cathungan* u. ä. heißt, hat Kögel, Keron. Glossar S. 46. 49 festgestellt; weiteres s. bei Braune, Ahd. Gr. § 107 Anm. 1; Baesecke, Einführung ins Ahd. § 73 S. 132; Schatz, Altbair. Gr. § 88b. In der Mehrzahl der Fälle ist das *w* wiederhergestellt: so gut wie got. *qiman* gegenüber agſ. *cuman* halt ich auch got. *qums* gegenüber aſ. *cumi*, ahd. *kunft* für eine Neuerung; zu germ. *hwerfan* (got. *hairban*) müßte man eigentlich ein ahd. Averbo *wirfu, warf, *hurbun, *gihorban* erwarten. Solche Spaltungen haben sich natürlich nur selten erhalten, bisher unbeachtet ist die nachstehende. Ahd. *hulft (huluft)* 'suprasella', Decke, Hülle, stellt man zu *hëlan (huljan)*, ohne das *f* zu erklären — es gehört vielmehr zu *hwëlban* als ein urspgl. **hwulftiz* > **hulftiz*; die Nebenform mhd. nhd. *hulst* führt auf **hwulfstiz*, und dies hat eine andere Sproßform gezeitigt in mhd. nhd. *wulst*, das die Etymologen bisher scharf von seinem Zwilligsbruder *hulft* getrennt haben.

Mit dem nhd. *Schwund* identisch ist eigentlich *Sund* 'die Meerenge', ein Wort das dem Angelsächsischen mit dem Nordischen gemein ist, aber nicht als nord. Lehnwort angesehen werden darf. Da es in beiden Sprachen ein doppeltes *sund* gibt: 1) 'natatio', 2) 'fretum', hat man keinen Anstand genommen, das zweite mit dem ersten, das unzweifelhaft zu *swimman* gehört, zu identifizieren. Aber es ist natürlich sinnlos, die Meerenge als 'Schwimmplatz' zu benennen, das zweite *sund* bezeichnet vielmehr die Stelle wo das Meer 'schwindet' d. h. schmal wird; der sichere Beweis dafür liegt darin, daß im Altisl. auch eine enge Gasse, eine Straßenenge *sund* heißt, vgl. Fritzner s. v. und das Kompositum *bródarsund*; auch die ganz allgemeine Bedeutung '(enger) Zwischenraum' belegt Fritzner: aus Grett. s. 136, 12[1]).

In Ortsnamen, besonders in den altertümlicher Flußnamen, darf man immer auf interessante alte Spaltformen gefaßt sein. So haben wir da zunächst das Nebeneinander von *swa* und *su* in Ablautsformen bei der *Swalmana (Schwalm*, r. zur Edder) und *Sulmana* (*Sulm*, r. zum Neckar, weiteres bei Förstemann, Namenbuch II 2, 925) — aber außerdem mit Erhaltung des *w* die *Schwülme* (r. zur Weser, alte Belege fehlen)!

---

[1]) Ich schließe hier an 'Sund' = 'Schwund' eine etwas kecke Vermutung an. Das im 14. Jahrh. für mhd. *sus (sust)* plötzlich auftauchende *sunst, umbe sunst* ist natürlich mit 'Nasalierung' nicht erklärt: darf man darin ein aus der Volkssprache aufgenommenes urspgl. Subst. *sunst* < *swunst* erblicken, *umbe sunst* = 'um Verlust'?

Aber auch für den freien Anlaut ist der Übergang *wu-* > *u-* ausreichend bezeugt. Man hat längst erkannt, daß das Privativ-Präfix *un-* mit dem *wan-* verwandter Funktion in Ablaut steht; auch daß 'Wasser' und 'Otter' verschwistert sind, ist bereits altes Wissen. Zu got. *waurts* stellte man früher unbedenklich *aurti-gards* und *aurtja*, bis Kluge vom ags. *ortgeard* aus ein Kompositum mit *ort* < lat. *hortus* postulierte. Aber es ist doch einmal bedenklich die ags. und got. Formen von dem deutschen *wurzgarte* zu trennen, und dann bliebe doch eben die Tatsache, daß im gotischen *aurti-* eine volksetymologische Anlehnung an den *i*-Stamm germ. *wurti-* stattgefunden haben muß, das Nebeneinander von *waurti-* und *aurti-*, auf das es uns ankommt, wäre also auch so gesichert, und zwar als etymologisch verstandenes Zwillingspaar!

Das as. *ûst* ags. *ŷst.* F. hat im Ahd. zunächst die Entsprechung *unst* (Graff I 368): trotz der feststehenden Bedeutungen 'turba, procella, tempestas, fulgur, impetus' nennt Schade das Wort eins mit *unst* 'gratia, favor', und es scheint mir nicht, als sei die Verwandtschaft mit gr. ἄνεμος lat. *animus* bisher auf Bedenken gestoßen. Nun hat aber gerade der frühste ahd. Beleg im Voc. S. Galli (Ahd. Gll. III 4,27) '*Uulgor*[1]) — *wunst*', also deutlich *wunst*, und man wird das Wort zu *winnan* 'lascivire, laborare, furere' stellen müssen; mit *unst* 'Gunst' hat es nichts zu tun.

Dem obigen *Swalm-* — *Sulm-* der Flußnamen entsprechend haben wir auch ein Paar *Walm-* — *Ulm-*: vgl. bei Förstemannn II 2, 1215 die Namen mit *Walm-* d. i. ahd. *walm* 'fervor' und das häufige *Ulm-* in *Ulma, Ulmena, Olmena* als Fluß- und Ortsname (Förstem. II 2, 1124.25). Auf ein drittes Paar: *Walfe* — *Olfe* kann ich mich nicht näher einlassen, weil hier die Belege bei Förstemann, wie oft bei den kleinen Flüssen, nicht ausreichen.

In einer Doppelheit wie ahd. *unst* — *wunst* haben wir offenbar dialektische Varianten vor uns: die lautliche Tendenz *wu* > *u* hat sich in der einen Mundart nicht durchgesetzt, vielleicht weil inzwischen die Akzentverschiebung *wunstiz* > *wúnstiz* eintrat und nun die volle Artikulation des Anlauts festgehalten wurde. In andern Fällen wird man als Grund des Schwankens und der schließlichen Festigung des *w* die etymologische Annäherung resp. Ausgleichung ansehen müssen. Das Fem. zu *wolf* heißt bekanntlich ahd. *wulpa*, mhd. *wülpe:* es geht zurück auf ein germ. **wulbjô* und sollte 'lautgesetzlich' **ulp* resp. **ulp(i)a*

---

[1]) D. i. '*fulgur*'.

heißen. Diese Formen begegnen auch in der Tat in einer Anzahl ahd. Frauennamen der frühen (7.–9.) Jahrhunderte, wie *Waldulpia, Odulba, Hruadulp* u. ä. (J. Grimm, Kl. Schr. V 391 f.; Förstemann I² 1643); es ist allerdings möglich, hier den Fortfall des *w* auf die Stellung in Anlaut des zweiten Gliedes (wie bei *-wolf* > *-olf*) zu schieben, allein ich glaube nicht, daß diese Annahme nötig ist: in den Eigennamen dürfte die alte 'lautgesetzliche' Form von Anfang an fest gewesen sein, und sie hat sich hier, früh schon nicht mehr verstanden, gehalten, während im Appellativum *wulpa* an *wolf* angeglichen wurde.

Ist die Annahme richtig, daß der Übergang *wu* > *u* im Anlaut ebenso wie im Inlaut mit der Lagerung des Akzentes zusammenhängt, so müßten wir ja genau genommen zu *Wulf-* ein **Ulbila* erwarten: daß hier alsbald der Ausgleich zu Gunsten der stimmlosen Spirans eintrat, entspräche aber nur dem allgemeinen Verhalten des Gotischen, das in solcher Weise fast überall die Wirkungen des Vernerschen Gesetzes aufgehoben hat. Überdies steht die Chronologie des Lautwandels *wu-* > *u-* keineswegs damit fest, daß ich ihn mit ursprünglicher Endbetonung zusammenbringe. Die sog. germanische Akzentverschiebung ist kein einmaliger Lautvorgang, der etwa innerhalb eines Menschenalters oder auch eines Jahrhunderts seine Schranke aufrichtet – es ist vielmehr eine Kette von Analogieprozessen, die Jahrhunderte umspannt! Im Allgemeinen ist die Ausgleichung gewiß im Paradigma des Nomens früher erfolgt als in dem des Verbums, und innerhalb der Wortbildung gab es sicherlich Nachzügler bis tief in das Leben der Einzelsprachen hinein. Bei Suffixen, welche die Bedeutung von Haus aus (!) so wesentlich modifizieren wie die, welche stoffliche Ableitung und Verkleinerung ausdrücken, mag eine lange Bewahrung des ihnen ursprünglich zukommenden Akzents ohne weiteres angenommen werden. Die chronologische Festlegung auch des Vernerschen Gesetzes innerhalb der Lautverschiebung darf also immerhin nur mit Vorbehalt erfolgen. Und nachdem uns ein glücklicher Hinweis H. Schröders auf *Hannófer* und die *Hannoweráner, Jéfer* und *die Jeweráner* den Hauptvorgang, den wir mit der Entdeckung Verners verknüpfen, noch in der Gegenwart sich erneuernd gezeigt hat, dürften wir immerhin ein akzenttragendes Deminutivsuffix mit einem Vorgang, der in ähnlicher Weise eine Erleichterung der Artikulation darstellt (eben *wu-* > *u-*), auch dann noch in Verbindung bringen, wenn diese Bildungen jünger als die gesamte Lautverschiebung sein sollten.

Wie lange und wie weit der Zusammenhang von *Ulfila* mit *Wulf-* gefühlt wurde, läßt sich schwer sagen: den Einen wird er (wie sicher dem Inhaber des Bronzestempels) bewußt gewesen sein, die Andern werden sich nicht darum gekümmert haben. Eine alte Zwillingsform *Wulfila* konnte sich erhalten, eine ebensolche Neubildung war jederzeit möglich — was von beidem bei Cassiodor und Jordanes vorliegt, wissen wir nicht. Der spätere Gotenbischof hat seinen Namen *Ulfila* vielleicht schon in der Taufe erhalten, wir brauchen uns nicht den Kopf zu zerbrechen, ob er etwa *Wulfharjis* oder *Wulfhardus* getauft worden sei. In jedem Falle aber hat er sich selbst in seinem späteren Leben *Ulfila* genannt — und so sollten auch wir ihn, ohne künstliche Wiederherstellung einer vermeintlich besseren germanischen Namensform, künftig nennen!

Slavische Scherben aus dem Jahre 810 n. Chr.

Von Carl Schuchhardt.

Unserm verehrten Jubilar ist es wohl angebracht etwas aus seinem östlichen Forschungskreise darzubringen, in den er als Mitteldeutscher so früh schon eingerückt ist und auf den er so viel liebe- und mühevolle Arbeit verwendet hat.

Das große Gebiet der vorgeschichtlichen slavischen Kultur ist für uns immer noch wie die Karte von Afrika war, bevor man die Nilquellen entdeckt hatte und den Lauf des Niger, Kongo und Sambesi kannte. Wie man mit den Mündungen der Flüsse und ihrem Wege ein Stück weit aufwärts vertraut war, so ist man es auch längst mit der letzten Periode des Slaventums vor der Christianisierung und der davor liegenden Stufe. Die spätslavischen Gefäße gehören nach mit-

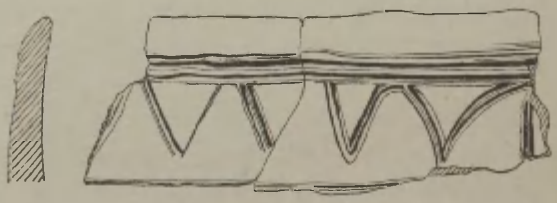


Abb. 1.

gefundenen Münzen in das 11. und 12. Jahrhundert. Sie sind aus hellem, gelb- oder rötlichen Ton, hart gebrannt auf der Drehscheibe hergestellt, haben ausgeschweiftes Randprofil, runde Schulter und Horizontalriefen als Verzierung darauf. Die Stufe davor hab ich 1919 durch Grabungen in zwei Rundwällen bei Reetz, Kr. Arnswalde, geschlossen fassen können. Sie hat noch zumeist dunkele Farbe, eckige Schulter, den wenig ausbiegenden Rand mit dem Spachtel glatt abgeschnitten; eine Abdrehung ist nur im oberen Teile erfolgt, die Verzierungen sind eingekratzte Gitter- oder Wellenmuster auf dem Schulterteile. Unter dem Boden dieser Gefäße findet sich häufig wie ein Stempel der Abdruck des runden Drehscheibenstengels, der aus der Mitte der Scheibenfläche ein wenig herausragte [1]).

[1]) Ztschr. f. Ethn. 1910, 288 fg., eine primitive Drehscheibe der entsprechenden Art ebenda 1882, 458.

Gehörte die letzte Stufe der slavischen Keramik in das 11. und 12. Jahrhundert, so konnte man mit der vorletzten das 10. Jahrh. erfüllt denken. Wie aber weiter zurück die Formen gestaltet gewesen seien, dafür gab es nur einige Andeutungen: von Riewend[1]), von der Römerschanze[2]), vom Koberger Wallberge am Limes Saxoniae[3]). Es schien da die Keramik glatt, nicht so körnigrauh wie später zu sein, mit fast steil emporstehendem Rande und meist ohne Verzierung. Aber ein Datum gaben Riewend und Römerschanze nicht an, und der Koberger Wallring hatte zu wenige und kleine Stücke geliefert um darnach zu urteilen.

Eine Stelle wußte ich jedoch, wo man slavische Keramik aus der Zeit gleich nach 800 erwarten konnte. Auf dem Höhbeck bei Gartow an der Elbe, gegenüber von Lenzen liegt wohlerhalten im Acker das Kastell Hohbuoki, das Karl d. Gr. 789 (wohl nicht erst 808) gegen die Wilzen zum Schutze eines

Abb. 2.

Elbüberganges angelegt hat, das 810 von diesen Wilzen erobert und zerstört und 811 angeblich von den Franken wiederhergestellt wurde[4]). Hier habe ich im Herbst 1920 zusammen mit Robert Koldewey größere Ausgrabungen vorgenommen, einmal um an diesem einzig erhaltenen castellum Karls d. Gr. die Anlage einer solchen Soldatenburg im Verhältnis zum alten römischen Lager kennen zu lernen, zum andern um festdatierte Keramik der Franken, der Sachsen, und wenn das Glück gut wäre, auch der Wenden zu gewinnen. Und das Glück war gut, es hat uns neben Massen von fränkischen und sächsischen Scherben, die sich von einander klar scheiden lassen, wenigstens auch ein paar wendische in den Schoß geworfen, so wenige, daß man sieht, es hat nach oder

---

1) Nachr. üb. dtsch. Alt. Fd. 1901, 22 u. 24 (Götze).
2) Unveröffentlicht.
3) v. Oppermann-Schuchhardt, Atlas vorgesch. Befest. in Niedersachsen S. 143.
4) v. Oppermann-Schuchhardt, Atlas S. 52.

zwischen der fränkischen Benutzung des Platzes keine besondere wendische Siedlung hier gestanden — es ist auch keine Spur eines wendischen Hauses (Grubenhauses) gefunden — sondern die slavischen Scherben sind nur die Zeugen des kurzen, gewaltsamen Besuches, den die Wilzen i. J. 810 hier abgestattet haben. Sie haben sich auch nicht an beliebigen Stellen des Kastells gefunden, vielmehr kamen fast alle gleich hinter dem Haupttore in der SW-Ecke der kleinen Kaserne, die wir dort aufdeckten, zu Tage, nur das Stück 1 wurde in zwei Teile zerbrochen in dem Schnitt, den wir in der NO-Ecke des Kastells gemacht hatten, aufgelesen. Wir dürfen also diese wendischen Scherben zuversichtlich auf die Eroberung Hohbuokis durch die Wilzen, auf das Jahr 810 n. Chr. datieren.

Die gefundenen Scherben sind von dreierlei Art: gelbrot mit Zickzackband, schwarz mit Wellenband und braunschwarz ohne Verzierung.

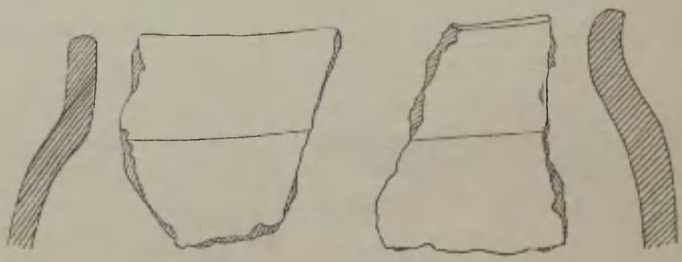


Abb. 3.

1. Die gelbrote Scherbe (Abb. 1), ein Randstück aus zwei Teilen mit altem Bruch zusammengesetzt, 11 cm lang, 4¼ breit, unten 9 mm dick, stammt aus der NO-Ecke des Kastells. Bringt man die Randlinie in eine Ebene, so zeigt sich, daß die Scherbe einen steilen Gefäßhals darstellt, dessen Durchmesser etwa 20 cm betragen haben muß. Die Mündung ist etwas nach innen eingebogen, sie verjüngt sich allmählich und ist am Ende abgerundet. Die Verzierung besteht aus einem rohen zweilinigen Zickzack von drei Horizontallinien oben und wohl ebenso vielen unten eingefaßt — hier läuft der Bruch schon in der ersten entlang.

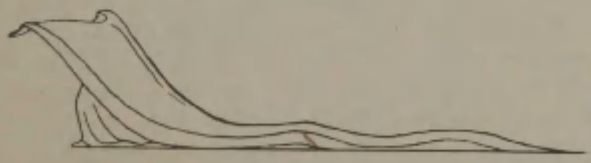
2. Ein Randstück aus zwei Teilen mit altem Bruch und drei Bauchstücke 7—10 mm dick (Abb. 2), wohl alle von demselben Gefäße, gefunden in der Kaserne nördlich vom Haupttore. Das Profil des Randstückes zeigt eine schwache Umbiegung nach außen und eine starke Verjüngung mit rundlichem Ende. Die Verzierung ist mit einem vierzinkigen

Kämmchen eingerissen. Sie besteht aus einem Horizentalstreifen zu oberst und unordentlichen Wellenlinien darunter. Auf einem der Bruchstücke ist noch ein Rest des Horizontalstreifens erhalten. Ob diesem oberen Streifen auch ein unterer entsprach — wie bei 1 — ist nicht ersichtlich. Auf der Randkuppe sind schräghin Einstiche mit den Zinken des Zierkämmchens gemacht.

3. Zwei unverzierte, braunschwarze Randstücke, wie Nr. 2, aus der Kaserne nördlich vom Haupttore (Abb. 3). Bei beiden biegt der Rand ein wenig nach außen um; bei a verdickt er sich, bei b verdünnt er sich am Ende und bildet obenauf eine ziemlich ebene Fläche, aber nicht den glatten Messer-Abschnitt wie etwas später, sondern nur eine mit der Hand geglättete und mit dem Finger abgestrichene Bahn. Die Finger-Striche sind ja etwas ganz Bezeichnendes bei slavischer Topfware.

Alle drei Scherbengattungen haben eine rauhe, körnige Oberfläche und weisen keinerlei Spuren von Drehscheibenbehandlung auf. Ihre Abweichung von der in das 10. sowie in das 11. u. 12. Jahrh. zu setzendenden slavischen Keramik liegt hauptsächlich in der Gestaltung des Randes, seiner Steilheit oder nur geringen Umbiegung, seiner Verjüngung und seiner reinen Handarbeit (ohne Drehscheibe). Nächstdem fällt die Vorliebe für die Horizontalreifen auf, die in Reetz auch wohl, aber doch selten vorkommen. Die Einstiche in der Randkuppe finden sich auch in Reetz einmal und später öfter.

Sind es somit auch nur spärliche Stücke, die die Höhbeckgrabung uns geliefert hat, so geben sie uns doch mit einigen bezeichnenden Eigentümlichkeiten einen frühesten festen Punkt für die slavische Töpferei unserer Gegenden.



Zur kirchenslavischen Orthographie.

Von Wilhelm Schulze.

Die Behandlung der slavischen Präpositionen in der Komposition zeigt einige Merkwürdigkeiten, die noch genauerer Beobachtung bedürftig erscheinen. Was Vondrák Aksl. Gr.[2] 185f. über solche Dinge mitteilt, ist unzureichend. Ich will das für einen Fall zeigen, wo der Beweis selbst mit dem Material möglich ist, das ich fertig aus zweiter Hand nehmen kann.

Es gibt im Abg. zwei Verba, die bei ähnlicher Flexion und verschiedener Bedeutung sich nur durch einen Konsonanten unterscheiden: *vrъgǫ vrěsti* 'werfen' und *-vrъzǫ -vrěsti* (in der Komposition mit *otъ, razъ, u* 'öffnen')[1]). Die Paradigmata lassen sich — bis auf die 2. 3. sg. aor.[2]) — leicht aus Wiedemanns Beitr. z. abg. Conjug. (1886) zusammenstellen, sie weisen in der Zusammensetzung mit *otъ* einen charakteristischen Unterschied der Orthographie auf, der selbst nach begonnener Ausgleichung in der Überlieferung noch lange kenntlich bleibt:

Präs.	*otъvrъgǫ*	*otvrъzǫ*
Aor.	*otъvrъgǫ*	*otvrěsъ -sę*
	otъvrъže	*otvrъze*
Partiz. perf. akt.	*otъvrъgъ*	*otvrъzъ*
pass.	*otъvrъženъ*	*otvrъstъ* adj.
Inf.	*otъvrěšti*	*otvrěsti.*

Dazu kommt das Deverbativum *otvrъzajetъ* Wiedemann 75. 77 Vondrák 186[3]) (dem auf der Gegenseite das aus anderer Wz. gebildete *otъmětajetъ*[4]) entspricht).

---

[1]) Eigentlich 'losbinden'. Umgekehrt hat sich für ind. *bandh* und iran. *band* 'binden' auch die Bedeutung 'schließen' entwickelt. Das geht beides natürlich auf primitive Türverschlüsse.

[2]) Vondrák 173. 527. Ich setze die Belege aus Mar. und Zogr. her: *otъvrъže sę* Mt XXVI 70. 72 Mc XIV 68 Lc XXII 57 Jh XVIII 25. 27 (mit plur. *otъvrъgǫ* Lc VII 30); dagegen *otvrъze* Lc III 21 XXIV 45 Jh IX 14. 17. 21. 26. 30. 32 (mit dual. *otvrěste* plur. *otvrěsę* und *otvrъzoste otvrъzošę*). In *otvrěste* treffen beide Hssen nur Jh IX 10 zusammen, Mt IX 30 ersetzt Zogr. es durch *otvrъzoste* (Lc XXIV 31 versagt er), wie er ebenso dem *otvrěsę* des Mar. Mt XXVII 52 Lc I 64 das jüngere *otvrъzošę* gegenüberstellt. *otvrъzošę* finde ich im Zogr. noch Mt III 16. Der Mar., der im Anfang verstümmelt ist, hat gewiß auch hier *otvrěsę* gehabt.

[3]) *otvrъzaatъ* Mt VII 8 Jh X 3 Mar. Der Zogr. hat nur an der zweiten Stelle das entsprechende *otvrъzajetъ*, an der anderen das nicht weitergebildete *otvrъzetъ*.

[4]) Mc XIV 30. 71 *otъvrъženi sę* 68 *otъvrъže sę* : 70 *otъmětaaše sę* (so Zogr.;

otvrěsti wird also ganz behandelt wie *razvrěsti* [1]), während zwischen *otъvrěšti* und *izvrěšti* der übliche orthographische Unterschied sich deutlich bemerkbar macht. Die Verteilung auf zwei Zeilen ergibt dort *o-tvrěsti* Mt IX 30 Zogr. Mar. Mt XVII 27 Jh I 52 Mar., hier *otъvrěšti* Mt IX 36 Lc XII 9 Zogr. Mar. Mt V 29 XXVI 35. 72 Mc XIV 31 Lc XXII 34 Zogr. Mt XVIII 8 Lc VII 30 XII 9 Mar. (gegen *i-zvrъgošę* Mc XII 8 Zogr.). Wenige Verse von einander getrennt stehen im Zogr. und Mar. Mt IX 30. 36 *o-tvrъzoste* bz. *o-tvrěste* und *otъ-vrъženi* mit charakteristisch verschiedener Silbenteilung. Dicht neben einander trifft man *otvrěsti* und *otъvěštali* [2]), *otvrъzǫ* und *otъkryjǫ* [3]).

In den Imperativen *otъvrъzi* (zu *otъvrěšti*) und *otvrъzi* (zu *otvrěsti*) schrumpft also der ganze Unterschied der Schreibung auf das Eintreten oder Fehlen des Halbvokals zusammen. Vgl. im Zogr. Mt V 29. 30 mit Mt XXV 11 Lc XIII 25.

Mag auch eine Nachprüfung im Einzelnen, die ich außer für Zogr. und Mar. jetzt nicht anstellen kann, hier und da zu Berichtigungen führen, so wird das am Gesamtergebnis nichts Wesentliches ändern können, da es aus zahlreichen Zeugnissen verschiedener Quellen abgelesen ist. Keine Ausnahme wird notiert aus Zogr. [4]), nur eine einzige aus Mar. [5]) (*otъvrъzi* statt *otvrъzi* Wiedemann 57) und Euch. (umgekehrt *otvrъzi* für *otъvrъzi* W. 57). Daß auch Eloz. nur mit einer falschen Form vertreten ist (*otъvrъzi* W. 130), fällt bei der überhaupt geringen Belegzahl in diesem Denkmal nicht eben schwer

---

otъmetauše sę Mar.). VIII 34 *otъvrъžetъ sę* : VII 9 *otъmětajete sę* (Mar. wieder *otъmetaate sę*). Jh XII 48 *otъmětajęi sę* (Mar. *otъmetajęi*). Dieselbe orthographische Differenz zwischen Zogr. und Mar. auch noch Lc VIII 45. Dagegen schreiben beide Codices das Verbum mit *ě* Lc X 16 (4 mal). — Ebenso entsprechen sich *vъvrěšti* und *vъmětati* Mc XII 41 – 44 Lc XXI 1 – 4, *povrěšti pьsomъ* Mt XV 26 und *ni pomětaite prědъ svinjami* VII 6.

[1]) Vgl. im Zogr. Mt IX 30 *otvrъzoste sę* mit Mc VII 35 *razvrъzoste sę*, im Mar. *o-tvrěste* Mt IX 30 (Lc XXIV 31) mit *ra-zvrěste* Mc VII 35.

[2]) Lc XIII 25 Jh IX 10 f. 30 Zogr. Mar. Mt XXV 11 f. Zogr.

[3]) Mt XIII 35 Zogr. Mar.

[4]) Ich zähle für *otъvrěšti* 27, für *otvrěsti* 26 Belege.

[5]) Für den Mar. lauten die entsprechenden Zahlen 24 (Mc XIV 68 fehlt bei Jagić im Wortindex) und 27. Der in diese Zählung nicht einbegriffene, weil inkorrekt geschriebene Imperativ *otъvrъzi* 'öffne' Mt XXV 11 würde hier also mit dem anderen *otъvrъzi* 'wirf fort' XVIII 8 unterschiedslos zusammenfallen, wenn nicht im zweiten Falle das besondere Zeichen für das aus *g* entstandene *z* gewählt worden wäre. Übrigens findet sich die richtige Schreibung *otvrъzi* Lc XIII 25 auch im Mar.

ins Gewicht. Beweisender ist, daß auch aus Psalt. in nur drei Fehlschreibungen zitiert werden: *otzvrěsz otzvrzzěju* (W. 98. 131). *otvrzgǫ* mit unterdrücktem Halbvokal bleibt selten im Sup. (1 : 50, W. 108) und Assem. (1 : 10, W. 57), während die Erweiterung des von der alten guten Tradition geforderten *otvrzǫ* um *z* in beiden Hssen an Häufigkeit entsprechend zunimmt, sodaß sich *otvrzǫ* und *otzvrzǫ* zu einander verhalten im Sup. wie 30 : 14, im Assem. wie 10 : 10. Noch Sav. zeigt nach dem bei W. mitgeteilten Material die Vorherrschaft des korrekten *otvrzǫ* sehr entschieden (15 : 4), obwohl sich *otzvrzgǫ* und *otvrzgǫ* bereits mit 4 : 4 die Wage halten.

Dem Gewicht dieser Zeugnisse, die eine unzweideutig eindringliche Sprache reden, ist auch Vondrák erlegen, als er Gr.[2] 527 *otvrzą otvrěsti* drucken ließ; aber die Inkonsequenz seines Verhaltens (516 wird ausdrücklich *otz-vrzstz* angesetzt) beweist, daß es gleichsam unbewußt geschehen ist. Das seiner Ksl. Threstom. beigegebene Glossar kennt keinen Unterschied der Orthographie zwischen *otzvrěsti* und *otzvrěšti*. Darin begegnet er sich mit Kennern wie Jagić (Entstehungsgesch.[2] 375) und Leskien (z. B. Sbk. Gr. § 110)[1]). Das ist um so auffälliger, als sich der Unterschied bis ins heutige Serb. fortsetzt: *otvŕsti se* 'sich loslösen' (allerdings neben *odvŕsti* 'loswickeln') gegenüber allein-berechtigtem *ȍdvrći*. Vgl. nsl. *otvŕzniti otŕzniti (odtŕzniti)* neben *odvŕzniti odvŕzati*. Mit Recht erklärt Leskien die Erhaltung des *t* in *otvŕsti* daraus, daß „die Zusammensetzung mit *ot-* nicht mehr empfunden wurde". Die gleiche Erklärung gilt auch für sbk. *otvȍriti* 'öffnen', dessen Bedeutung die Ableitung aus Wz. *ver* (lit. *àtweriu* = nsl. *odvrèm* č. *otevru odevru*) empfiehlt[2]), das aber schon in vorliterarischer Zeit dem Sprachempfinden die Möglichkeit einer falschen Analyse (als *o-tvoriti*) darbot und infolgedessen zu der Neubildung *zatvoriti* führte (neben *zavorz, zavora*[3])). Die alten Zeugen der sl. Kirchensprache stellen einander gegenüber *otvrěsti* (*otvrzstz otvrzzati*, vgl. russ. *otvérznuti otvérstyj otverzáti*) 'öffnen' und *zatvoriti* 'schließen' (Jagić a. a. O.), verzichten also nicht nur auf die besonders im Westsl. lebendig

---

[1]) Eine Bemerkung Hujers (Slovanská deklinace jmenná 18), an die mich P. Diels erinnert, behandelt umgekehrt *otvrěsti* und *otvrěšti sę* — angeblich beide ohne Halbvokal — als gleichartig. Auch er kennt also die wahre Überlieferung nicht.

[2]) Soerensen Poln. Gr. § 259. — Klr. *odčynyty* und selbst lit. *atdarýti* können unter dem Einflusse des falsch aufgefaßten *otvoriti* entstanden sein.

[3]) v. Le Juge d'Orel Nominalsuff. im Russ. I 12.

gebliebenen Zusammensetzungen mit *-vьrą -vrěti*, sondern auch auf das Gegenstück von *zatvoriti : otvoriti*, dessen hohes Alter doch schon durch die Verbreitung gesichert wird. Mag man dies *otvoriti* als *ot-voriti* erklären oder als **ot-tvoriti*, jedenfalls entbehrte es des Halbvokals gerade so wie das gleichwertige *otvrěsti* der ältesten kirchenslav. Überlieferung.

Das regelmäßige Fehlen des Halbvokals in *otvrěsti* — gegenüber *otzvrěšti* — hängt gewiß mit der schon eingangs berührten Tatsache zusammen, daß *vrěsti* als Simplex früh ausgestorben ist; seine Composita sind schon in vorliterarischer Zeit zu ganz festen Verbindungen zusammengeschweißt, die von Seiten des Simplex auch keine nachträgliche Lockerung mehr erfahren konnten. Ähnlich hat das einzige got. *uzon*, dem jüngeren Auslautsgesetz zum Trotz, sein *z* bewahrt, weil es ein isoliertes *anan* nicht mehr gab.

Die Steinzeitdörfer der Zedmar.

Von Karl Stadie.

Das Zedmar Bruch im Kreise Darkehmen, der frühere Astrawischker See — nach dem an seinem Südostrande gelegenen Dorf Astrawischken genannt —, bildet die tiefste Stelle einer eiszeitlichen Erosionssenkung und ist rings von Höhen bis zu 50 Meter überragt, während seine Tiefe auf über 30 Meter festgestellt ist (Abb. 1). Mit vielen Aus- und Einbuchtungen bildete er in früheren Zeiten eine ergiebige Quelle des Fischfanges für die umliegenden Dörfer und der Steuern für das Domänen-Amt, bis die Verlandung im 18. Jahrh. so zunahm, daß Friedrich der Große ihn der Baronin von Zedmar für eine geringe Summe abtrat mit der Bedingung ihn zu entwässern und urbar zu machen. Seit dieser Zeit haben die Versuche „die Zedmar", wie das Bruch im Volksmunde heißt, zu entwässern nie aufgehört, ohne bei der Tiefe desselben und der schmalen Abflußrinne nach der Angerapp hin besondern Erfolg zu haben.

Im Jahre 1905 erfuhr ich von dem derzeitigen Hauptbesitzer der Zedmar, Herrn Rittergutsbesitzer Dalheimer auf Gleisgarben, daß auf zwei aus dem Bruch hervorragenden Erhöhungen, ehemaligen Inseln, Steinbeile, und bei Anlage einer Kiesgrube auf der nördlichsten, größten Scherben sowie Knochen in größeren Mengen gefunden seien. Meine sofort an der Kiesgrube unternommenen Probegrabungen ließen das Vorhandensein einer steinzeitlichen Niederlassung vermuten, so daß auf meinen Bericht hin der Vorsitzende der Altertumsgesellschaft Prussia, Herr Geheimrat Bezzenberger, mir die Fortsetzung der Ausgrabungen auftrug. Diese bis zum Kriege alljährlich ausgeführten Grabungen förderten ein überaus reiches Material zu Tage, das Dank dem Entgegenkommen der betr. Besitzer mit wenigen Ausnahmen in das Prussia-Museum gelangt sind. Leider haben der Krieg und nachher die unerschwinglichen Arbeitslöhne die Beendigung der Ausgrabungen bisher nicht gestattet, doch ist das bisher gewonnene Bild von den Kulturzuständen der damaligen steinzeitlichen Bevölkerung bereits ein so fest umrissenes, daß auch spätere Ausgrabungen höchstens noch ein reicheres Fundmaterial aber keine kulturhistorisch wichtige Änderungen erbringen können.

Durch meine Ausgrabungen, sowie durch die während derselben stattgefundenen Entwässerungsarbeiten des Kreises, welche an mehreren Randstellen steinzeitliche Wohnstellen, darunter auch einen Pfahlbau anschnitten, ist festgestellt, daß schon von der ältesten neolitischen Zeit

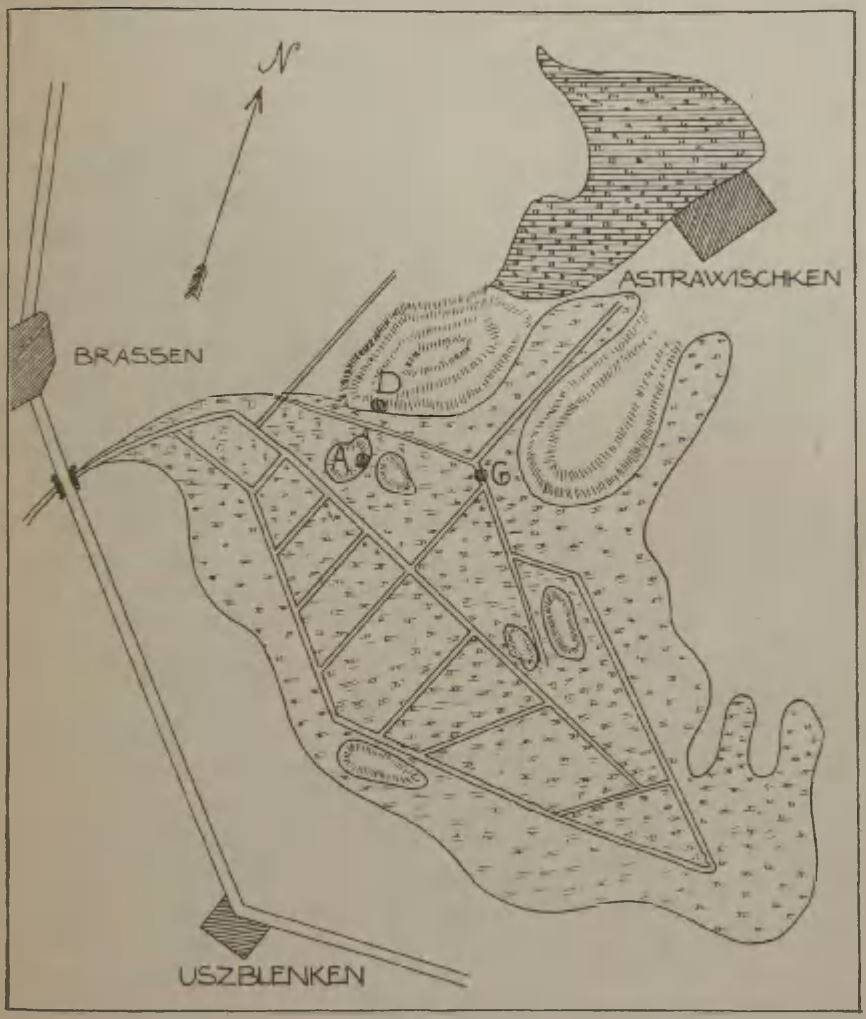


Abb. 1.

her eine zahlreiche Bevölkerung zeitweise oder auch dauernd die Ufer des Sees und dessen Inseln bewohnt hat, von denen die älteste als Jäger und Fischer wohl ein Nomadendasein fristete, während die spätere bereits Verkehr mit der Bernsteinküste des Samlands hatte,

ohne wesentliche Änderung ihrer Lebensweise, und die spätesten Steinzeitmenschen der Zedmar als Pfahlbauern neben Jagd und Fischfang bereits Ackerbau mit Pflug trieben. Allen gemeinsam ist aber der vollständige Mangel an Metallen, sodaß sie der reinen Steinzeit angehören. Beinahe ganz aufgedeckt von mir sind die Wohnstätten am Seeufer und der Hauptinsel, während die Nebeninsel und das Pfahlbaudorf erst zum Teil aufgegraben sind.

I. Das Uferdorf (D).

Zeitlich die ältesten Wohnplätze scheinen nach den Fundgegenständen die auf dem der Hauptinsel gegenüberliegenden, nur durch einen schmalen Wasserarm getrennten Ostufer zu sein. Auch Sarauw, der die Zedmar-Funde 1910 besichtigte, folgert dies aus dem Vorkommen einer Axt oder meißelförmigen Gerätes aus dem Oberteil eines großen Röhrenknochens (Abb. 2), wie er ganz ähnlich z. B. im Maglemose gefunden ist (Aarböger 1904, S. 220 und Abb. 18). Die Funde liegen, da beim Verlanden des Sees das Niveau des Wasserspiegels sich erhöhte, zum großen Teil unter der heutigen Moordecke auf dem auch den Untergrund des Sees bildenden Ton und bis 30 Zentimeter über demselben in der den Ton überragenden, von den umgebenden Anhöhen herabgespülten, Kiesschicht.

Abb. 2.

1. Wohnstätten. Nach den Resten von Herdstellen in Gestalt von Steinhaufen aus zum Teil gebrannten Steinen, sowie nach der mehr oder weniger dichten Gruppierung der Fundgegenstände scheinen mindestens 7 Wohnplätze am Seeufer gestanden zu haben. Wahrscheinlich nur oberirdische Hütten von Reisig oder Rasen, wie letztere noch heutigen Tages z. B. auf dem großen Augstumal-Moor auch für Winterbehausungen gebaut werden, haben sie keine Einschnitte in den Boden hinterlassen, sondern nur Teile von solchen, wie bei der am besten erhaltenen eine 2,5 Meter lange, 1,2 Meter breite, 0,10 Meter tiefe Schlafmulde oder Vorratsmulde (Abb. 3). Dieselbe Wohnstätte mit ansteigendem Boden zeigt auch eine zweistufige, in den Lehm geschnittene Treppe vom untern Teil nach der Schlafmulde oben, sowie durch niedrige, kleine, bogenförmige Lehmwände, die mit Kieseln und geschlagenen Steinen belegt sind, abgetrennte Vorratsräume. Pfähle

in und außerhalb der Hütten dienten wohl zum Aufhängen der Netze und Festmachen der Boote, von denen ein Einbaum in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei der ersten Anlage des Randgrabens gefunden sein soll.

2. Fundgegenstände. Zahlreiche Knochen, von denen die Markknochen sämtlich mit einem meisterhaft geführten Hiebe geöffnet sind, Schädel, Gebisse, Zähne von Säugetieren und Fischen, darunter von Auerochsen, Bär, Elen, Hirsch, Reh, Wildpferd, Wildschwein, Biber, Fischotter, Dachs u. a. bearbeitete Gegenstände aus Stein, Horn und Knochen, sowie Scherben von Töpfen in- und außerhalb der Wohnplätze zeigen, daß die Bewohner, wenigstens zum Fischen, sich längere Zeit am See aufgehalten haben müssen.

a) Waffen und Geräte. Auch bei den hier gefundenen Fundgegenständen ist die Grenze zwischen Waffe und Gerät verwischt. Reine Waffen sind wohl nur Lanzen, Speer- und Pfeilspitzen aus Horn und Knochen, während Steinbeile, Feuersteinmesser, Dolche aus

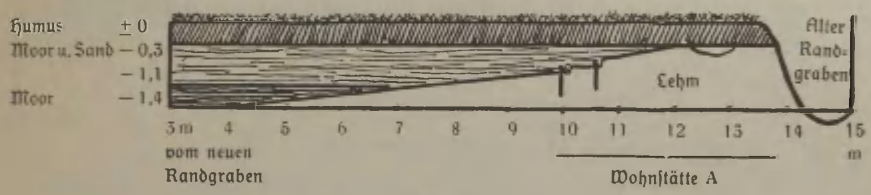


Abb. 3.

Rehgehörn auch zugleich dem häuslichen Leben dienten. Eine eigenartige Waffe sind Hirschhornhammeräxte, bei denen die Schneide nicht durch eine eingesetzte Steinaxt, sondern durch spitzes Anschärfen des über dem Augenzacken sitzenden Teiles der Stange gebildet wird, während die Abwurffläche der Stange als Hammer dient und die Augensprosse als Handgriff. Diese charakteristische Waffe findet sich auch auf den Niederlassungen der beiden Inseln und beweist den Zusammenhang derselben und ihre Zugehörigkeit zu demselben Volksstamm, wenn auch vielleicht aus etwas späterer Zeit. Von Werkzeugen und Geräten finden sich Meißel, Hämmer, Abhäuter, Schaber, Bohrer, Sägen, Pfrieme u. dgl. Ein merkwürdiges Fundstück ist eine eiförmige große Holzkugel, wie sie ähnlich aber aus Lehm auch an einem andern Fundorte am Westufer, sowie beim Pfahlbau gefunden wurden. Ihre Bestimmung ist unklar.

b) Keramik. Die nur schwach gebrannten Töpfe, Töpfchen und Vorratsgefäße sind meistens mit sehr gefälligen Mustern durch Nagel-,

Finger- oder Stempel-Eindrücke verziert. Der Boden ist oft klein bis spitzoval, sodaß Standringe erforderlich gewesen sein müssen. Besonders wichtig darunter ist ein Gefäß, das in seiner Form den Schnurbechern nahesteht (Taf. X_2).

c) Menschenschädel. Einen auffallenden Fund bilden Menschenschädel-Kalotten, die anscheinend als Trinkgefäße gedient haben und dann wohl von erschlagenen Feinden herrühren. Eine ähnliche auf abergläubischen Vorstellungen beruhende Sitte wird ja auch von andern Völkern des Altertums berichtet.

3. Kulturzustand. Leider ist es bis jetzt nicht gelungen, die Gräber dieses Volkes, ebensowenig wie die der andern Steinzeitbewohner der Zedmar zu finden, sodaß wir über die Bestattungsweise völlig im Unklaren sind. Von ihrer Lebensweise können wir sagen, daß die Bewohner dieser Siedelung die Angehörigen einer Jäger- und Fischerhorde waren, die sich hauptsächlich von Jagd- und Fischfang nährten und schon den Hund und vielleicht auch Schaf und Schwein als Haustier hatten. Ob sie schon dauernd am See ansässig waren oder nur im Sommer zum Fischfang, also halbe Nomaden waren, ist eine offene Frage.

II. Das Inseldorf (A).

Ein nicht viel anderes Bild bieten die auf der gegenüberliegenden Hauptinsel und der Nebeninsel ausgegrabenen Wohnstätten (Abb. 1). Sie zeigen aber doch in einzelnen Punkten eine Abweichung von jenen, die darauf schließen läßt, daß sie nicht gleichzeitig bewohnt waren, sondern daß sie einer späteren Zeit angehören.

Nach den Überresten von Wohnungen, sowie aus der Anhäufung von Knochen, Scherben und bearbeiteten Gegenständen können wir schließen, daß sich diese Wohnstellen vom Ostufer über das Südufer bis zum Westufer der Hauptinsel hinzogen und das Dorf aus mindestens 12 Wohnplätzen bestand, also für eine Geschlechtssippe schon zu groß war und auch anderen Stammesangehörigen zur Niederlassung diente.

1. Wohnplätze. Die einzelnen Wohnstellen sind hier außer den Herdstellen durch einen oder zwei Gräben von 2,5 Meter Länge, 0,75 Meter Breite und 0,30 Meter Tiefe gekennzeichnet. Sie laufen bei allen Wohnplätzen in paralleler Richtung von Norden nach Süden und sind nicht etwa Wasserrisse, sondern ganz deutlich geradlinig und muldenförmig in den Lehmboden eingegraben. Ihr Zweck ist fraglich. Für Schlafmulden sind sie etwas enge, für Herdanlagen spricht, daß sich in einem

Abb. 4. (A)

noch graue Asche befand, während in einem andern zwei vermorschte Bretter lagen. An zwei Stellen sind auch Schlafmulden von 2,5 Meter Länge, 1,25 Meter Breite und 0,25 Meter Tiefe aufgedeckt. Daß alle diese Mulden der Steinzeit angehören, beweist, daß in und neben ihnen sich die steinzeitlichen Funde befanden, deren Höhenlage ebenso wie bei dem Uferdorf war. Auch hier bildet der Lehm die unterste Grenze.

Außer Pfählen in und neben den Wohnstellen ist sonst nichts von diesen wohl ebenso wie auf dem Festlande oberirdisch erbauten Wohnstellen übrig geblieben. Nur an einzelnen Stellen haben sich außerhalb der Wohnstellen Kochöfen von 30 Zentimeter Durchmesser und 20 Zentimeter Tiefe erhalten, die mit grauer Asche gefüllt waren.

2. Fundgegenstände. a) Waffen und Geräte (Abb. 4). Dieselben Formen und Arten treten auch hier auf, besonders die oben beschriebene Hirschhorn-Hammeraxt findet sich auch hier fast bei jeder Wohnstätte. Ein eigenartiges Gerät ist eine Hirschhornhacke, die auf Bodenbearbeitung und demnach mindestens auf Hackfruchtbau schließen läßt. An einer Stelle ist auch der Lehmboden neben einer Wohnstätte furchenartig gerauht und deutet auf Gemüsebau hin. Ein sonst nicht vorkommendes Gerät, Gelenkknochen mit beiderseitig spitzovaler durchgehender Durchlochung in der Mitte, läßt darauf schließen, daß eine Drehung des in die Durchbohrung gesteckten, und nicht mehr vorhandenen, also wohl hölzernen Teiles desselben verhindert werden sollte. Ich möchte sie daher als Griffe eines Bohrers ansprechen.

b) Schmuckgegenstände. In diesen macht sich zuerst ein tiefgehender Unterschied zwischen der Kultur des Ufer- und derjenigen des Inseldorfes bemerkbar. Dem dortigen Fehlen jedes Schmuckes steht hier eine reiche Ausbeute an Schmuckgegenständen gegenüber. Nicht weniger als zwölf Bernsteinanhänger sind bis jetzt gefunden worden und weitere Ausgrabungen mehr in das Bruch hinein werden sicher noch mehrere ans Tageslicht bringen. Von verschiedenster Gestalt (Abb. 5), dreieckig, viereckig, zungen- und mandelförmig, beil- und trapezförmig, zum Teil mit Längsstrichen, bei einem mit Punkten auf der Schauseite verziert, mit und ohne Löcher gleichen sie so auffällig den von Klebs in seinem Werke über den samländischen Bernsteinschmuck beschriebenen Bernstein-Artefekten, daß eine Handelsverbindung mit der samländischen Bernsteinküste angenommen werden muß. Die undurchlochten Stücke wurden wohl als Amulette in einem Beutelchen um den Hals getragen und hatten wohl abergläubische Zwecke, wie noch

heutigen Tages in jener Gegend die kleinen Kinder Bernstein auf der Brust tragen als Schutz gegen Ohrenfluß.

Außer einigen eingekerbten Knochenstückchen ist noch ein kleines Feuersteinbeilchen in Gestalt einer breitschneidigen Axt zu erwähnen, das wohl als Schmuckstück oder als Spielzeug für Kinder gedient haben kann.

c) Keramik. Die Töpfe scheinen nach den zahlreichen verzierten und unverzierten Scherben zu urteilen, dieselbe Form und Verzierung gehabt zu haben, wie beim Uferdorf. Besonders gut erhalten ist ein großes Vorratsgefäß oben mit kleiner Standfläche, das mit runden Eindrücken für die Finger versehen ist (Taf. X_3).

Abb. 5.

d) Menschenschädel sind auch hier gefunden, aber sonst keine Menschenknochen, so daß die oben gegebene Deutung derselben als Trinkschalen auch hier gilt.

3. Kulturzustand. Wenn sonst die Lebensweise der Inselbewohner nicht wesentlich verschieden war von derjenigen der Ufersiedler, wenn sie also auch von Jagd und Fischfang lebten, so scheint doch ziemlich sicher, daß sie Hackfrüchte bauten und vor Allem, daß sie bereits im Verkehr mit andern Stämmen Ostpreußens standen, von denen sie wohl im Austausch gegen Felle Bernsteinschmuck erhandelten, oder Rohmaterial, das sie dann auch selbständig bearbeiteten. Die bereits erwähnte Tatsache, daß die Hälfte der Bernstein-Amulette und einige Stücke Rohbernstein im Umkreis einer Wohnstätte lagen, scheint schon

auf eine Art Arbeitsteilung hinzudeuten und zeigt einen Fortschritt in den Lebensgewohnheiten einer reinen Horde, in der jeder Hausvater das für seine Familie Notwendige selbst herstellte. In ähnlicher Weise ist vielleicht die Tatsache, daß beim Uferdorf bei einer Wohnstätte außer einer großen Anzahl bearbeiteter und unbearbeiteter Hirschgeweihe und Rehgehörne nebst abgesägten Zacken sich auch sechs der charakteristischen Hirschhornhammeräxte vorfanden, ein Beweis, daß hier der Geschickteste der Horde in der Anfertigung von Hornwaffen und Geräten lebte, der wohl auch als Jäger das Wild für die ganze Sippe erbeutete, während die andern mehr dem Fischfang oblagen.

Zeitstellung. Die Frage, welcher Zeitperiode diese frühesten Siedelungen der Steinzeitmenschen Ostpreußens angehören, ist noch nicht spruchreif, da die geologische Bestimmung, sowie die der Knochen durch den Krieg und die Versetzung des Herrn Dr. Eckardt vom geologischen Institut in Königsberg, der in liebenswürdiger Weise diese Arbeit übernommen hatte, eine unliebsame Unterbrechung erfahren hat. So ist auch die Frage der wilden und Haustier-Fauna, sowie etwaiger Zerealien noch nicht endgiltig entschieden.

Eine relative Zeitbestimmung ergibt die Tatsache, daß diese Niederlassungen lange vor der Einwanderung der trapa natans oder Wassernuß in Ostpreußen bestanden haben, von der keine einzige der harten, dreieckigen Fruchtschalen gefunden ist, während sie in den höheren Moor- und Torfschichten etwa 100 Meter weiter nach Norden ihre Überreste in dicken Schichten hinterlassen hat. In Süd-Schweden, das klimatisch nicht sehr verschieden von Ostpreußen ist, hat sie in der späteren neolitischen Zeit ihre größte Ausbreitung gehabt. Während sie noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts auf die Märkte der kleinen Städte bei uns kam, ist sie heute als „Teufelsnuß" nur noch in dem „Teufelssee", einem abgeschnürten toten Pregelarm bei Lindenau, lebend zu finden.

III. Das Pfahlbaudorf (G).

Einer ganz anderen, viel späteren Periode der Steinzeit gehört das im gegenüberliegenden, südöstlichen Teil des alten Sees von den Entwässerungsarbeiten im Jahre 1906 angeschnittene Pfahlbaudorf an (Abb. 1). Dies beweist schon der Umstand, daß sämtliche Fundgegenstände nicht auf dem alten Seeboden, der auch hier aus Lehm besteht, liegen, sondern auf einer leberartigen Moorschicht, dem Lebertorf oder der „Sülze", wie er dort genannt wird, und der sich seit den Zeiten der Ufer- und Inselsiedelungen an den tiefsten, bisher ausgegrabenen

Stellen bis über 1 Meter hoch gebildet hat. Allein die mehreren hundert Pfähle, welche die Plattform trugen, auf der die einzelnen Hütten standen, sind in den festen Lehmgrund eingerammt. Sie haben zum Teil Abmessungen bis zu 0,25 Meter, sind mit Steinbeilen mehrkantig zugespitzt und bestehen hauptsächlich aus Birken und vereinzelten Eichen, Tannen und Erlen, die dünneren auch aus Haselnußstangen.

Das Dorf liegt auf einer Untiefe oder ehemaligen Insel etwa 20 Meter vom Seeufer entfernt. Ein Platz in der Mitte, der keine Pfähle und wenig Funde aufweist, war wohl auch in jenen Zeiten eine wasserfreie Insel, die den Pfahlbauern als eine Art Markt- oder Versammlungsplatz diente, da die Hütten naturgemäß nur klein waren und dicht bei einander standen.

Für die Größe des Dorfes spricht, daß außer 20 Herdstellen noch 11 Funde von Getreide-Mahlsteinen und vielen Kornquetschern gemacht sind, so daß, da die Ausgrabung noch nicht beendet ist, mindestens 20 Wohnstätten, abgesehen von Vorratsschuppen und Ställen auf der Plattform gestanden haben müssen.

1. Wohnstätten. Mehrfach gefundene Pfähle mit runden Auskerbungen lassen darauf schließen, daß die Hüttenwände aus wagrecht übereinanderliegenden und verzapften Baumstämmen bestanden, wie noch heutigen Tages in Masuren und Litauen, und daß der Fußboden, ebenfalls aus dünnen Stämmen, wie auch wohl die Wände mit Lehm verschmiert waren. Auf dem Lehm-Estrich lagen dann die Herdsteine, über denen bei einer Wohnstätte ein völlig erhaltener, stark gebrannter Lehmring von 1 Meter Durchmesser und dreikantigem Durchschnitt aufgedeckt wurde, der den eigentlichen Herdring bildete. Dicht neben ihm lag ein Getreide-Mahlstein. Teile des Fußboden-Estrichs haben sich an mehreren Stellen, sowie Lehmpatzen mit Abdrücken von Baumstämmen und Strauch häufiger gefunden. Die großen Ansammlungen von Strauch in der Fundschicht lassen vermuten, daß wenigstens die Nebengebäude aus mit Lehm verschmiertem Strauchwerk bestanden. Die Dächer der Wohnungen waren wohl mit Schilf, Stroh oder Baumrinde gedeckt, von welcher sich ein geradlinig abgeschnittenes Stück Birkenrinde noch erhalten hat.

An der gegen die häufig über die ganze Fläche des Sees rasenden Westwinde geschützten Ostseite der Plattform scheint eine Art Laufsteg aus 2 Reihen von je 3—4 übereinanderliegenden, durch Pfähle beiderseitig festgehaltenen Birkenstämmen den Anlegeplatz für die Einbäume gebildet zu haben, von denen bis jetzt aber noch keiner gefunden ist.

2. Fundgegenstände. a) Waffen und Geräte (Abb. 6). Im allgemeinen finden sich auch hier dieselben Waffen und Geräte wie bei den ältern Siedlungen. Ein hier neu erscheinendes Gerät sind aus Rehrippen hergestellte Netz-Stricknadeln. Der Fund von 5 solchen an einer Stelle und der in großer Menge nicht weit davon zusammenliegende Abfall von Fischen – Gräten sowie Aalhaut – deutet darauf hin, daß hier der Fischer der Dorfgemeinde sein Gewerbe ausübte. Auf eine weitere Arbeitsteilung deutet die Ansammlung von über 60 bis faustgroßen harten Steinen an einer andern Stelle hin, die zum Teil schon zugespitzt und keilförmig zugeschlagen sind, als Vorbereitung für Steinbeile (Abb. 6k). Hier arbeitete also der Verfertiger der Steingeräte für das Dorf. Die andern Dorfbewohner waren wohl meistens durch den Ackerbau in Anspruch genommen. Auf solchen deutet außer den Mahlsteinen und Quetschern der Fund einer hölzernen, kleinen, noch ungebrauchten Wagenaxe hin, die ich nach den Abmessungen für die Axe eines Räderpfluges halten möchte. Nicht weit davon fanden sich auch mehrere hölzerne Vorsteckkeile, wie sie noch heutzutage bei Ochsenjochen zum Feststecken derselben auf dem Nacken der Zugochsen dienen. Die konservierende Eigenschaft des Moorwassers hat auch sonst hölzerne Gegenstände erhalten, wie mehrfach Holzgriffe mit Knauf, eine Holzschaufel, eine zweizinkige 35 Zentimeter lange Holzgabel, die wohl im Fischereibetriebe oder bei der Getreide- und Heuernte diente, sowie in einem Steinbeil noch einen Rest des Stieles. Ein eigenartiges Fundstück ist ein aus einer Elchschaufel hergestelltes Instrument. Ein angefangenes Hornbeilchen, bei welchem sich noch die abgebrochenen Spitzen der Feuersteinbohrer auf beiden Seiten des angefangenen Stielloches befanden, beweist, daß diese Bohrung mit Hilfe eines Bohrapparates ausgeführt sein muß und nicht mehr allein mit der Hand. Schmuckgegenstände, sowie Bernsteinsachen wurden nicht gefunden, ebenso wie auch Menschenschädel völlig fehlten. Von Haustieren traten neu auf Knochen und ein Horn von der Ziege. Im Übrigen ist auch hier die Bestimmung der Fauna und Flora – letztere besonders in Bezug auf Getreidearten – noch nicht beendet. Neu ist der Fund eines Ziegenhorns und einer trapa natans.

b) Keramik. Die Töpfe des Pfahlbaudorfes unterscheiden sich wesentlich von denen der Ufer- und Inselsiedelungen. Sie sind sämtlich unverziert (Abb. 6a–d, Taf. X_1). Es ist auch nicht ein verzierter Scherben bis jetzt gefunden. Sie sind meistens in ihrer untern Hälfte der bessern Handhabung wegen grob gerauht. Große, schwere Töpfe haben zu

diesem Zweck außerdem noch unter dem Rande einzeln oder paarweise sitzende, knopfförmige Knaggen.

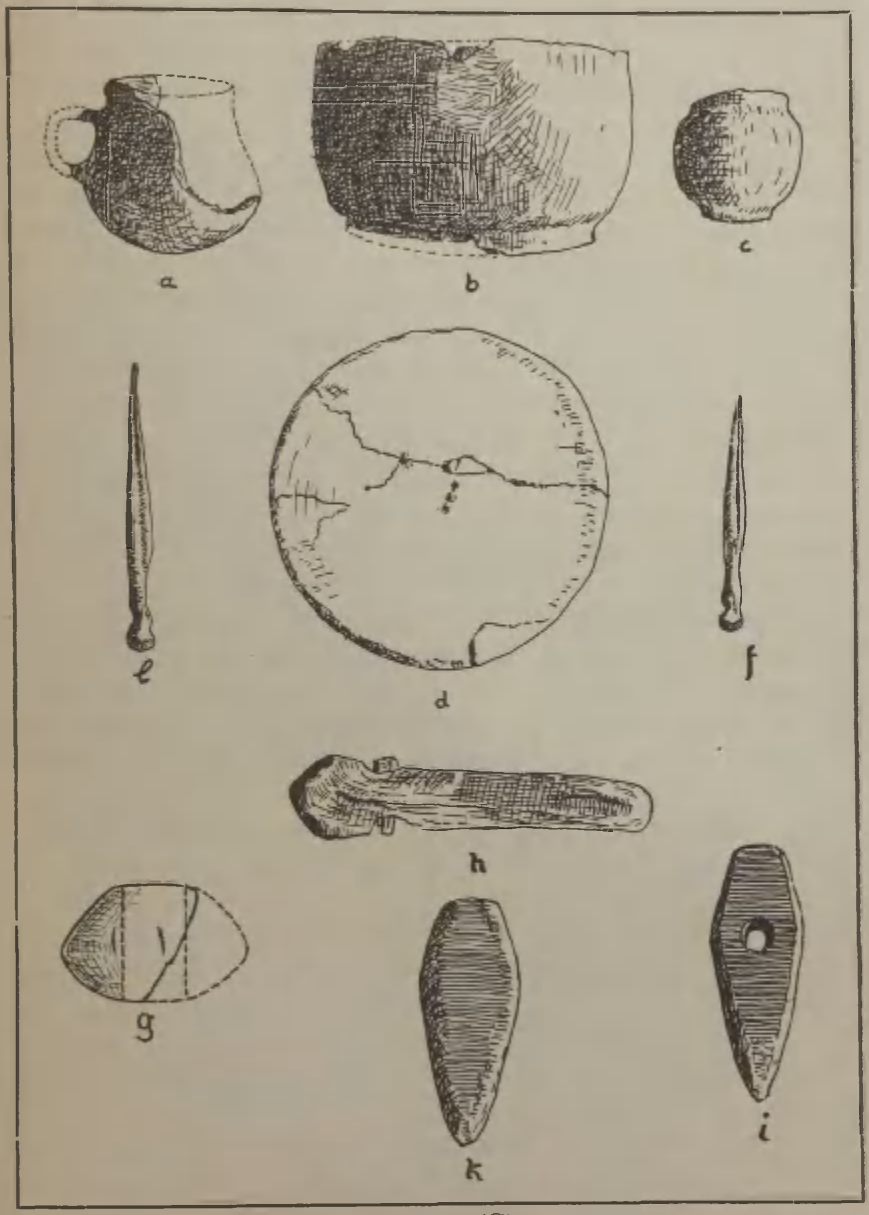


Abb. 6. (G)

3. Kulturzustand. Die Pfahlbauern sind, obwohl sie noch die Jagd betreiben und wie die zahlreichen Netzstricknadeln beweisen, dem

Fischfang eifrig oblagen, seßhafte Getreidebauer, die bereits Pflüge und wohl auch Zugtiere hierbei verwandten. Auch der Haustierstand hat sich vermehrt und die Arbeitsteilung ist weiter fortgeschritten. Sie waren dabei nüchterne Menschen ohne jeden Schönheitssinn. Ihr Kulturzustand ist also bedeutend von dem der früheren Steinzeitmenschen verschieden und wird nicht viel anders gewesen sein als der von Tacitus beschriebene, der dieselben Gegenden bewohnenden Aestyer, deren eifrigen Getreidebau er rühmt. Auffallend ist, daß keine Anzeichen auf Handelsbeziehungen mit andern Stämmen hindeuten, sonst würden wohl Bernsteinsachen gefunden sein.

Zeitstellung. Die Frage, wann das Pfahlbaudorf entstanden, ist noch nicht spruchreif. Der Mangel jeglichen Metalls beweist aber, daß die Pfahlbauern noch reine Steinzeitmenschen waren. Die andersartige Keramik, das Fehlen der Hirschhornhammeräxte, Menschenschädel und Bernsteinsachen beweist aber wohl, daß sie aus einer andern Periode als die Siedlungen D und A stammen. Eine relative Zeitbestimmung gibt uns auch hier wieder die trapa natans, von der bis jetzt allerdings erst eine Fruchtschale gefunden ist. Sie war also noch selten und erst in der Einwanderung begriffen.

Schlußwort. Es ist zu hoffen, daß weitere Ausgrabungen besonders der Fundstellen an andern Uferteilen des Sees das Bild vervollständigen werden, das hier nur in groben Strichen gezeichnet werden konnte. Jedenfalls läßt sich aber schon heute sagen, daß das Zedmar-Bruch uns eine der wichtigsten steinzeitlichen Fundplätze des deutschen Ostens beschert hat.

Die Leichenverbrennung in der „praemykenischen" Kultur Süd-Rußlands.

Von Ernst von Stern.

Ein Fest, wie Sie es, verehrter Freund, heute feiern dürfen, löst nicht nur gute Wünsche für die Zukunft aus; naturgemäß schweifen die Gedanken dabei auch zurück zu vergangenen, glücklicheren Tagen. Da möchte ich in meinem kleinen Beitrag zu dem Ihnen gewidmeten Sammelbande an ein uns gemeinsames Erlebnis anknüpfen, das Ihrem Gedächtnis wohl so wenig entschwunden ist, wie dem meinen. Sie waren der Einladung zum allrussischen Archäologenkongreß in Kiew im August 1899 gefolgt. Unser Interesse auf der mit dem Kongreß verbundenen Ausstellung wurde in erster Linie durch die Objekte einer teils eingeritzten, teils polychrom bemalten Bandkeramik aus früh neolithischer Zeit gefesselt, die damals erst kürzlich durch die Grabungen des Direktors des Kiewer Museums, Herrn Thwoiko, zu Tage gefördert waren und von ihrem Entdecker nach dem ersten Fundort kurz als die „Tripoljer Kultur" bezeichnet wurden. Uns war es vergönnt nicht nur den ausführlichen Ausgrabungsbericht[1]) des Herrn Ehwoiko zu hören, sondern auch mittels einer prachtvollen Dampferfahrt durch die sonnendurchglühte schöne Dnjeprlandschaft einen Ausflug nach Tripolje zu machen, um das Ausgrabungsfeld persönlich in Augenschein zu nehmen.

Auf dem Plateau des steil abfallenden Flußufers sahen wir folgendes Bild: Auf dem abgeernteten Felde lag unter der Humusschicht dicht bei einander eine Reihe rechteckiger, nicht allzu tief eingeschnittener, hauptsächlich mit Lehmgeröll ausgefüllter Mulden, die zum Teil bereits freigelegt waren, zum Teil in unserer Gegenwart ausgeräumt wurden. Nach Entfernung des Schuttes zeichneten sich die lehmverschmierten Wände der Mulden deutlich ab und man stieß auf einen festen, lehmgestampften, zum Teil mit Ocker gefärbten Estrich. In der Mitte der Mulde erhob sich ein runder Aufbau aus lose geschichteten Steinen oder aus

[1]) Publiziert in den Trudy des XI. Archäol.-Kongresses. Moskau 1901. S. 763 folg.

Luftziegeln; um ihn gruppiert war eine große Anzahl vorwiegend kleinerer Schalen, Näpfe, sogenannter „Binocle-Vasen" ohne Boden, Scherben aller Art; in den Näpfen meist Aschenreste. Verstreut lagen einige Tierknochen, Tonidole, hie und da ein Steinwerkzeug; längs den Wänden die Fragmente meist größerer Vasen, die sich fast immer restlos zusammenfügen ließen; der Boden dieser vielen, zerbrochenen Gefäße war mit Asche gefüllt. Vorwiegend waren es größere, birnenförmige Urnen mit eingeritzten Spiralmustern und Bogenband; polychrom bemalte gehörten zu den Seltenheiten. Dies das damalige Fundergebnis.

Natürlich beschäftigte die Frage nach dem Charakter und der Bestimmung dieser Mulden die Kongreßmitglieder aufs lebhafteste. Hatte man sie als Siedelungs- und Hüttenreste zu betrachten, oder als Plätze für irgend welche Ritualhandlungen und zur Beisetzung von Aschenurnen bei Leichenverbrennung? Gegen die erstere Annahme sprach das Fehlen einer Herdspur, die verhältnismäßig geringe Anzahl von Tierknochen und sonstiger Speisereste, die geringe Anzahl von Werkzeugen, namentlich das Nichtvorhandensein von Mahlsteinen, während doch mehrere Gefäße mit Hirse, Spelt und einer Weizenart gefüllt waren, und andererseits die Überfülle wohl aufgestellter, regelrecht angeordneter Tongeschirre aller Art, deren Menge zunächst den Eindruck, als befinde man sich in einem Töpferladen, hervorrief, und jedenfalls ein freies sich Bewegen im engen Raum wesentlich erschwert haben mußte. Aber eine sichere Entscheidung war trotz aller dieser Momente doch noch nicht zu treffen und die aufgeworfene Frage mußte zunächst offen bleiben.

Die weiteren sehr ausgedehnten und umfangreichen Grabungen des Herrn Thwoiko in den darauf folgenden Jahren[1]) haben dann bereits 1901 volle Klarheit in diese Frage gebracht. Herr Thwoiko hat neben dem oben kurz skizzierten Typus der kammerartigen Mulden in ihrer Nähe mehr zur Böschung der Wasserläufe hin an mehreren Stellen des Kiewer Gebietes, z. B. auch in Rshischtschewo, Anlagen sehr verwandten Charakters aufgedeckt, die nach den Vasenscherben genau derselben Zeitepoche angehören, sich aber von den erstgenannten dadurch unterscheiden, daß die rechteckig eingeschnittene Mulde zweiteilig ist; während der hintere Teil den gleichen, festgestampften Lehmboden aufweist, ist im vorderen, dem Eingang zugekehrten Teil das Erdreich meist tiefer ausgehoben und es sind in ihm durchgängig die

---

[1]) Vgl. den ausführlichen Bericht in den Zapiski der Russischen Archeolog. Gesellschaft, Band V, 2; St. Petersburg 1904.

deutlichen Reste eines Kochherdes vorhanden. Diese vordere Grube ist ausgefüllt mit einer dicken Aschenschicht, die mit sehr zahlreichen Speiseresten durchsetzt ist; Knochen der verschiedensten Tiere, massenhaft Muschelschalen, Fischgräten und -Schuppen, die in den Mulden vom Typus I durchaus fehlen, sind hier vorhanden. In dem hinteren Teil der Grube finden sich allerlei Werkzeuge aus Knochen, Hirschgeweihen, Feuerstein, sowie Mahlsteine und auch Tongefäße, aber längst nicht in der Anzahl und meist auch nicht in der Größe und mit dem reichen Dekor, wenn auch genau in derselben Form, Technik und den gleichen Mustern der Verzierung, wie die keramischen Produkte in den erstbeschriebenen Mulden sie aufweisen. Sind diese Anlagen vom Typus II ohne jeden Zweifel nach dem Fundbestand als Siedlungsreste und Wohngruben zu bezeichnen — „Semlianki", Erdhütten, nennt Herr Chwoiko sie —, so ist der Schluß wohl unabweisbar, daß die Anlagen vom Typus I, denen die hier aufgeführten charakteristischen Merkmale (Herd, Speisereste usw.) fehlen, als Opfer- und Beisetzungsplätze der Aschenurnen mit Leichenbrand aufgefaßt werden müssen.

Für die Richtigkeit dieser Schlußfolgerung liegt nun aber noch der bündigste Beweis vor. Herr Chwoiko hat in einer der Mulden vom Typus I die Reste eines nur halb verbrannten menschlichen Skelettes gefunden [1]) und in einer andern vom gleichen Typus I im Tscherkesser Kreise des Gouvernement Kiew beim Dorfe Konotschka „drei Gefäße mit verbrannten Menschenknochen, unter anderem mit Teilen der Schädeldecke" [2]). Die Kontrolle ist — oder, vielleicht vorsichtiger ausgedrückt, war bis zum Herbst 1918, wo ich diese Gefäße mit ihrem Inhalt zuletzt von neuem besichtigt habe — jedem Besucher des Kiewer Museums möglich; ob bei den immer wechselnden Eroberungen Kiews bald durch die Bolschewisten, bald durch die Ukrainer das Museum, das schon durch die ersten Bolschewistenwellen vor dem Brest-Litowsker Frieden in seinem Bestand stark gelitten hatte, heute noch intakt erhalten ist, weiß ich nicht zu sagen.

Daß im Ganzen in und bei diesen Aschenurnen menschliche Knochenreste sich so selten finden — dafür habe ich bereits 1906 [3]) eine naheliegende und wohl ausreichende Erklärung gegeben: die Verbrennung der Leiche fand außerhalb des zur Aufnahme der Aschenurnen bestimmten Raumes statt, und beim Sammeln der Asche sind die etwaigen Knochen-

[1]) Chwoiko a. a. O. V, 2. S. 4.
[2]) Chwoiko a. a. O. V, 2. S. 22.
[3]) E. o. Stern. Die „prämykenische" Kultur in Süd-Rußland, Moskau 1906 S. 55.

reste auf der Brandstätte unter den Kohlen liegen geblieben. Eine vollständige Analogie und beweisende Illustration bietet der Befund auf der Insel Berezan. Die ersten griechischen Kolonisten, die milesischen Ionier, verbrannten ihre Toten. Die Stelle des gemeinsamen Krematoriums ist von mir aufgedeckt; eine tiefe Grube mit seitlichem Rauchabzug, gefüllt mit Holzkohle, Asche, menschlichen Knochenresten und Vasenscherben. Um diese Brandstätte sind in flachen runden Gruben die Aschengefäße beigesetzt; in diesen Gruben fanden sich wohl häufig Vasenscherben, deren anschließende Teile im Krematorium lagen, aber nur bei einer sehr geringen Prozentzahl Reste von verbrannten Menschenknochen. — Die Resultate von Herrn Thwoiko sind durch die Ausgrabungen seines Nachfolgers in der Kiewer Museumsdirektion, dem Herrn Bielaschewsky, voll bestätigt worden. Er hat darüber auf dem XIII. Allrussischen Archeologenkongreß zu Jekaterinoslaw 1906 und in den Annales archéologiques de la Russie Méridionale [1]) Bericht erstattet. Auch er unterscheidet die zwei genannten Anlagetypen. Da ich mich von der Richtigkeit dieser Unterscheidung mehrfach persönlich beim Besuch der zahlreichen Ausgrabungsfelder im Kiewer und Tschernigower Gouvernement überzeugt hatte, so habe ich, als ich bei meinen Grabungen in Bessarabien bei Petreny 1902 und 1903 auf besonders reich ausgestattete Anlagen vom Typus I stieß, diese dann ohne zu schwanken angesichts des mir bekannten Tatbestandes als Beisetzungsplätze bezeichnet; warum ich darauf verzichten mußte, nach den Spuren der Siedlungsstätten des Volksstammes zu suchen, das diese Beisetzungs- und Opferplätze angelegt hatte, habe ich in meiner oben zitierten Arbeit [2]) ausgeführt und dort zugleich die Beschreibung der entsprechenden Wohnstätten nach Demetrykewicz [3]) und Thwoiko [4]) gegeben.

Aber auch abgesehen von der unbestreitbaren, mir bekannten und durch den Verweis auf die Publikationen des Herrn Thwoiko hervorgehobenen Tatsache, daß in Urnen dieser bemalten Bandkeramik sich Asche mit verbrannten menschlichen Knochenresten gefunden hat, die Träger dieser Kultur mithin Leichenverbrennung geübt haben, konnte ich auch auf Grund meiner Ausgrabungsergebnisse von Opfer- und Beisetzungsplätzen sprechen; denn der eine derselben, der die Reste von zwei größeren und einer kleineren Urne, ein paar Tonfiguren

---

[1]) Nr. 6 (1906), S. 396.
[2]) E. v. Stern, Die prämykenische Kultur u. s. w. S. 53 folg.
[3]) Vorgeschichte Galizens, S. 112.
[4]) Annales archéol. de la Russie Meridionale 1904. Nr. 4—6 S. 223.

und sonst nichts enthielt, konnte schon seinem geringen Flächeninhalt nach nicht als Wohnstätte betrachtet werden.

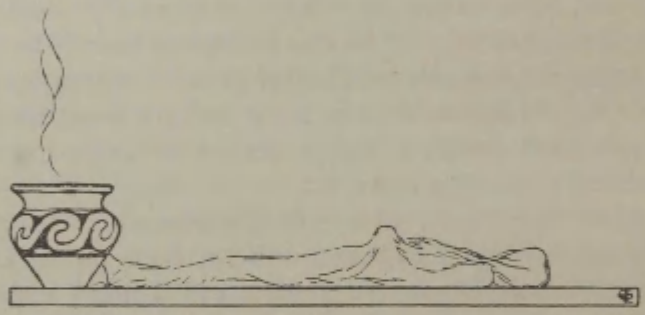
Angesichts der hier kurz dargelegten Tatsachen hat es mich befremdet, daß Schuchhardt in seinem letzten Aufsatz „Die Anfänge der Leichenverbrennung" [1]) sich zu folgender Auslassung veranlaßt gesehen hat: ..... „auch den ähnlich beschriebenen zimmerartigen Gräbern in Bessarabien und bei Kiew hat man von da an schon stark mißtraut. Ich kann heute sagen, daß es sicher auch verbrannte Häuser gewesen sind. Ganz denselben Befund, wie von Stern ihn für Petreny beschreibt: Zusammengeballte Ziegelbrocken, Gefäße am Fuß der Wandreste mit viel Asche umher, aber keinen einzigen Menschenknochen in oder neben sich — hab ich 1917 für eine verbrannte neolithische Siedelung bei Ternavoda mit bemalter neolithischer Keramik angetroffen. Gräber haben wir für die Bandkeramik in diesen östlichen Gegenden also noch nicht; der äußerste Punkt ist bisher Lengyel in Ungarn, wo die bemalte Keramik in Hockergräbern lag."

Zunächst eine kleine, aber nicht bedeutungslose Zurechtstellung. Ich habe auf der von Schuchhardt zitierten Seite meiner Veröffentlichung bei der Beschreibung der Anlagen von Typus I nirgends von „viel Asche" gesprochen. Dort steht zu lesen: „Der Boden neben den Scherben solcher größerer Urnen enthielt eine deutlich erkennbare Aschenschicht; offenbar war diese Asche in den Urnen beigesetzt gewesen." Hat Schuchhardt „viel Asche" gefunden, so hat er ohne Zweifel eine Siedlungsstätte vom Typus II ausgegraben, wie solche Wohnstätten ja auch im Dnjeprrayon massenhaft aufgedeckt worden sind. Aber die Tatsache, daß er unbestreitbar Hüttenreste mit bemalter neolithischer Bandkeramik gefunden hat, erbringt doch noch nicht an sich den Beweis, daß die Vertreter dieser Kultur im Osten keine Leichenverbrennung gekannt und keine Beisetzungsplätze für ihre Aschenurnen gehabt haben. Dies zu erhärten wäre nur möglich, wenn einmal der Nachweis geführt wird, daß die Unterscheidung von zwei Anlagetypen dieser Kulturstätten mit bemalter neolithischer Keramik in dem in Rede stehenden Ausgrabungsgebiet auf falscher Beobachtung beruht, und zum anderen, daß Männer, die sich sonst der allgemeinen Achtung erfreut haben, wie Thwoiko und Bielaschewsky aus unerfindlichen Gründen zu bewußtem Betruge gegriffen und Urnen dieser Keramik mit anderswo hergenommener Knochenasche, Resten von Menschenknochen und Schädel-

---

[1]) Sitzungsbericht der Preuß. Akademie der Wissenschaften 1920. XXVI, S. 515.

deckenstücken gefüllt haben. So lange aber dieser Nachweis nicht erbracht ist — und bei aller Hochachtung vor dem Können und Wissen von Schuchhardt bezweifele ich, daß ihm dies gelingen wird — muß es bei dem bisherigen Ergebnis der Beobachtungen bleiben: Die Vertreter und Träger der neolithischen Kultur mit bemalter Keramik in Süd-Rußland haben Leichenverbrennung gekannt und geübt.



Baltisch-Slawisches.

Von Reinhold Trautmann.

1. Das ostlitauische leñtas „still, ruhig“ findet seine Entsprechung im dän. lind „biegsam, weich, mild“ (aus urgerm. *lenþa-); im ahd. lindi „weich, mild“ (aus *lenþja-) und im la., schon lange mit den germanischen Adjektiven zusammengestellten, lentus „zähe, langsam“.

2. Ostli. stũburas, das in der Bedeutung „Pfosten“ in Wolters Chrestomathie 386, 43; 387, 4 usw. überliefert ist, und das damit identische le. stuburs, das als vartu stuburs „Torpfosten“ häufig in den Volksliedern erscheint, deckt sich völlig mit urslav. *stəbərъ, das im Slow. als stəbȅr (Gen. stəbrà) „Säule, Pfeiler“, im Skr. als stȁbar (Gen. stàbra) erscheint. Wurzelhaft verwandt mit le. stuburis, für das Ulmann lediglich die Bedeutung „Baumstumpf“ angibt, ist natürlich le. staubere F., stubens und staubens M., sowie stumburs M. „Baumstamm“, so daß man aus dem Germanischen mit einiger Wahrscheinlichkeit agſ. stybb N. „Stumpf“ (aus *stubja-), mndd. stubbi M. „Stubben“ und norw. stúv „Baumstumpf, Stamm“ (Falk-Torp, Norw.-dän. et. Wb. 1187) heranziehen kann.

3. Abkömmlinge des idg. Wurzelnomens *gᵘōu- sind bekanntlich im Baltisch-Slawischen überliefert. Das le. gȗws F. „Kuh“ ist gemeinle. ein i-Stamm; das gelegentliche Ausweichen in die jā-Stämme ist eine so häufige, in manchen Dialekten fast herrschende Erscheinung, daß sie für die nähere Erklärung von gȗws nichts ausgibt. J. Schmidt KZſ. 25, 18 nämlich identifiziert unser Wort mit aind. gāvī F. „Kuh“ und zieht zu diesem movierten ī-Femininum auch die germanischen Ausdrücke ahd. chuo, agſ. cú usw. Wir sind indessen nicht berechtigt, mit einem idg. *gᵘōu̯ī zu operieren: aind. gāvī ist lediglich bei Grammatikern überliefert und die germanischen Worte lassen auch eine Erklärung aus dem alten Wurzelnomen zu. Genau so steht es mit le. gȗws. Nach Ausweis des Arischen, Griechischen und Italischen lautete der Nom. Sg. in der Grundsprache *gᵘōus, Akk. Sg. *gᵘōm, Nom. Plur. *gᵘōu̯es und Akk. Plur. *gᵘōs (Brugmann, Grundr. II. 1, 134), die übrigen Kasus des Singulars und Plurals enthielten das ablautende *gᵘōu̯-. Der balt. Stamm *gōu̯i- ging wohl vom Nom. Plur. aus: *gōu̯es rief zunächst

Akk. Plur. *gōuins hervor (vgl. z. B. balt. *dures und *durins im ostli. dūres, duris), der einen Akk. Sg. *gōuin, schließlich' einen Nom. Sg. *gōuis nach sich zog. Daß die andern Kasus nach idg. Weise die Ablautsstufe *gou- in balt.-slav. Zeit wenigstens noch kannten, macht das formantisch dunkle slav. *govedo „Rindvieh" (Berneker, Wb. 1, 338) wahrscheinlich.

4. Das alte idg., ins Slavische ererbte Wort für „Ameise" erscheint in zwei Gestalten, die beide in andern idg. Sprachen erscheinen. Die eine ist r.-kśl. mraviji und mravija, blg. mravjá und mravijá, osorb. mrowja F., die alle auf ein urslav. *morviji, Gen. *morvije hinweisen, dessen Bildung mit der von aind. vamrí- F., la. formī-[ca und aschwed. mýr, mýra F. (aus germ. *meurīō, *meurīōn) im Zusammenhang steht.

Die zweite Form erscheint im skr., slov. mrâv, dessen slav. Grundform van Wijk, IF. 33, 370 als barytoniertes urslav. *mórues ansetzt: van Wijk indessen, der einen zehn Seiten langen Aufsatz über unser Wort schrieb, hätte nicht übersehen sollen, daß vom skr. mrâv der bemerkenswerte Gen. Plur. mrávî lautet. Damit rückt das Wort neben gȍst — gȍstî, pút — pútî, crvî — crî (Leskien, Skr. Gramm. 341), alte maskuline i-Stämme. Wenn im Slov. mrâv, Gen. mravî als Feminin erscheint, hat das seine Parallele an alten maskulinen i-Stämmen wie slov. lúč lučî, bȍl bolî (s. Sedláček, Přízvuk 117). Slav. *morvь steht ir. moirb (aus *morui-) und av. maoiri- M. (aus *marvi- oder *mauri-) am nächsten.

Megalithische Denkmäler in Mesopotamien.

Von Walter Wreszinski.

In den meisten Ländern des Mittelmeerkreises und der mit ihnen im engsten kulturellen Zusammenhang stehenden Gebiete Nordwesteuropas treten uns als die eindrucksvollsten Zeugen der jüngeren Steinzeit die Ganggräber mit den gewaltigen Aufbauten entgegen, in Ägypten die Pyramiden, das Schatzhaus des Atreus und seinesgleichen in der mykenischen Welt, die Nuraghen in Sardinien, die roheren Kuppelgräber in etlichen Gebieten Kleinasiens und Westeuropas. Nur in einem Lande scheinen diese riesigen Grabbauten zu fehlen, in Mesopotamien, diesem zweiten Mittelpunkt der ältesten Mittelmeerkultur. Denn die gewaltigen Stufentürme, die uns seit der Mitte des dritten Jahrtausends aus dem Iraq bekannt sind, waren Bestandteile der Tempelanlagen; sie wurden bisher von manchen Seiten als Entlehnungen von dem Heiligtum des Enlil in Nippur angesehen, dem seine Verehrer einen solchen „Götterberg" in der Ebene errichtet haben sollten, um ihm damit seine ursprüngliche Kultstätte auf einer Höhe seines heimatlichen Berglandes zu ersetzen.

Gegen diese Ansicht lassen sich nun aber verschiedene Gründe anführen, die nicht nur die Priorität des Enlilturmes, sondern überhaupt die ganze Vorstellung von der Entstehung des Tempelturms in Frage stellen.

Wenn ein Volk seinen Wohnsitz wechselt und dabei seine Lebensgewohnheiten verändert, folgt ihm seine Gottheit in beidem, wenn nicht sogleich, so doch in einiger Zeit. Als die Bekenner des Jahwe aus der Wüste ins Fruchtland zogen, blieb der Gott zwar noch eine Zeit lang auf seinem Feuerberg in Midian wohnen und kam nur auf den Hilferuf seiner Anhänger in der Gewitterwolke herangebraust, bald aber siedelte er in die Mitte seines Volkes über und in selbstverständlicher Folge entlehnte er von dem Baal der älteren, kanaanäischen Bevölkerungsschicht, einem Fruchtbarkeitsgotte, den Charakter, indem er sich so den neuen Lebensbedingungen seines Volkes anpaßte. Nur die

Literatur besonders des Prophetismus behielt seine Charakterisierung als Feuergott und die Erinnerung an seinen vulkanischen Bergsitz bei. — Auch sonst findet sich dieser Wechsel im Charakter und in den Lebensbedingungen der Götter entsprechend den Veränderungen im Dasein ihrer Bekenner, und so scheint die rationalistische Erklärung für den Tempelberg des Enlil doch bedenklich, zumal dieser kein Berggott, sondern ein Luftgott war, also kein Lokal-, sondern ein Elementargott. Auch ist keineswegs erwiesen, daß er ursprünglich auf Höhen verehrt worden ist, die darauf deutenden Epitheta in den sumerischen Inschriften können sehr gut erst sekundär von seinem Tempelberg hergeleitet sein.

Nun ist aber die Theorie vom Tempelberg zwar auf die Bezeichnung der Türme in den meisten Inschriften der historischen Zeit gegründet, aber es fragt sich einmal, ob diese Bezeichnung das ursprüngliche Älteste wiedergibt, und es ist zweitens zu erwägen, ob denn die äußere Gestalt des Bauwerks diese Bezeichnung rechtfertigt, ob sie nicht vielleicht Fingerzeige für seine Entstehung gibt und damit für eine ursprünglich andere Bestimmung.

Die Tempeltürme erhoben sich in mehreren Stufen, deren Zahl verschieden war. Das erweist deutlich, daß dieses mehrstufige Gebilde sich aus einem einstufigen Bau entwickelt hat, der, ursprünglich gewiß von mäßiger Höhe, die Eignung für einen Tempelberg wohl kaum besessen hat. Wir werden vielmehr auf den Vergleich mit der ägyptischen Mastaba geführt, den breiten, vergleichsweise flachen Oberbau über dem Grabe des vornehmen Ägypters seit mindestens der zweiten Hälfte des vierten Jahrtausends, die ja auch die Unterstufe zu der ursprünglich nicht auf quadratischer, sondern rechteckiger Grundfläche errichteten Stufenpyramide gewesen ist, und wir werden uns fragen, ob dieses mesopotamische Gebäude nicht etwa auch den gleichen Zwecken gedient haben mag, also ein Grab gewesen ist.

Nun findet sich in mehreren assyrischen und neubabylonischen Inschriften der Tempelturm als „Grabstätte des Gottes" bezeichnet[1]. Darin steckt offenbar eine unklare Erinnerung an eine alte Tradition, die ihr Gegenstück in der Verehrung des Grabes eines Königs aus der I. ägyptischen Dynastie als der Grabstätte des Gottes Osiris hat. Diese Bezeichnung des Tempelturms als der Grabstätte des Gottes knüpft sich nun aber nicht nur an einen Tempelturm, etwa nur an den des Enlil, sondern es werden so genannt die Türme des Enlil, des

[1]) Literatur bei Dombart „Der Sakralturm", I. Teil, Zikkurat S. 34ff.

Sonnengottes von Sippar und der Göttin Aiai. Auch hierin liegt eine Widerlegung der Annahme, daß der Tempelturm des Enlil das Vorbild aller späteren gewesen sei, denn die Legende vom Tode und dem Begraben knüpft sich sinngemäß an Vegetationsgottheiten, ist aber für einen Gott des Luftraums ganz undenkbar[1]).

Ein solcher Mythus kann andererseits aber nur bei einem Volke entstehen, das einen ausgebildeten Totenglauben besitzt und seine eigenen Verstorbenen sorgfältig bestattet. Nun sind aber weder die Sumerier, noch die späteren semitischen Zuwanderer über die Anfänge des Totenwesens hinausgekommen, und es ist uns nicht bekannt, daß sie in historischer Zeit auch nur ihren Königen Gräber mit irgend größerem Aufwand gebaut hätten, nur die Assyrer haben im ersten Jahrtausend v. Chr. ihre Könige in geräumigen Gräbern beigesetzt, doch wissen wir nichts von deren architektonischer Ausgestaltung[2]). Wir sind also gezwungen, die Ursprünge des Tempelturms in die vorsumerische Zeit zu verlegen und der unsemitischen Bevölkerungsschicht zuzuweisen, die vor den Sumeriern und Semiten Mesopotamien bewohnt hat. Damals, im Anfang des 4. Jahrtausends oder noch früher, mögen namentlich im Süden des Zweistromlandes Gräber errichtet worden sein, die etwa den frühesten Mastabas in Ägypten entsprochen haben. Aus ihnen werden sich durch Steigerung des Ausdrucksmittels die Stufentürme entwickelt haben, entsprechend den Stufenpyramiden aus dem Anfang des alten Reichs in Ägypten. Diese sind dann von den andersstämmigen Sumeriern, denen die Semiten folgten, aus Unwissenheit als Göttergräber umgedeutet worden. Hieraus hat sich, entsprechend der anderen Sinnesart, ihre neue Verwendung als Tempeltürme entwickelt.

Ursprünglich aber werden diese Türme wohl wie die parallelen Architekturwerke in den anderen Mittelmeerländern über Gräbern errichtet worden sein. Dabei ist besonders zu beachten, wie die Technik entsprechend den Mitteln des Landes anstelle des gewachsenen Steins

---

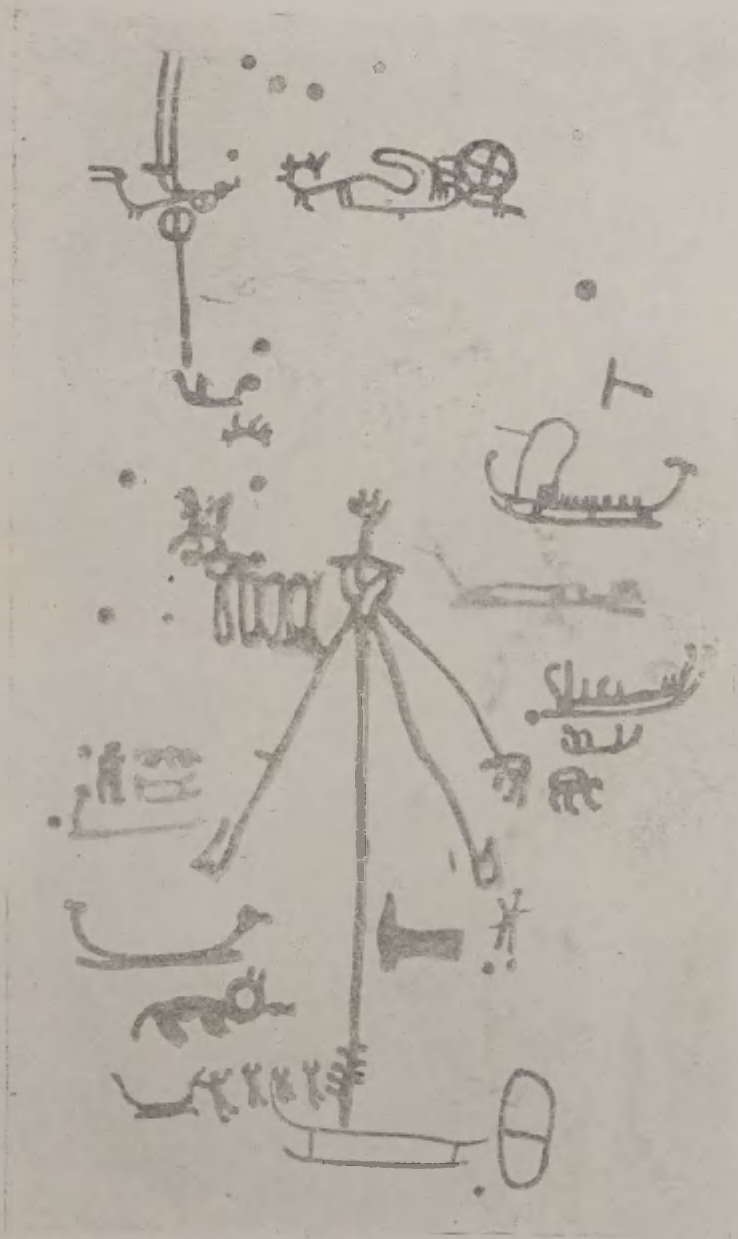
[1]) Wenn freilich die Ansicht richtig ist, daß alle mesopotamischen Götter Sonnengötter sind, so wäre die Deutung der Tempeltürme als ihrer Gräber im mythologischen Sinne möglich. Der Sonnengott geht ja abends in sein Grab, um am folgenden Morgen wieder aufzuerstehn. Doch scheint mir diese Auffassung der Götter insgesamt zum mindesten sehr zweifelhaft.

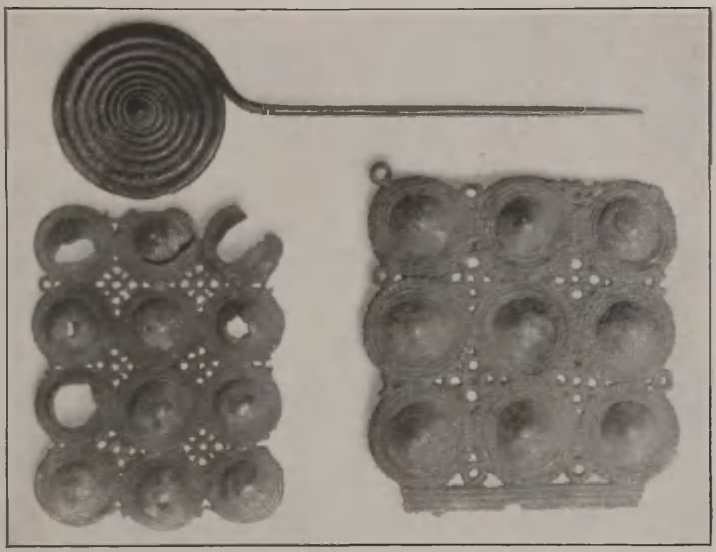
[2]) Dabei ist bemerkenswert, daß die Assyrer weder Sumerier noch reine Semiten gewesen sind, sondern semitisierte Verwandte der kleinasiatischen Völker, mit denen die vorsemitische Bevölkerung Mesopotamiens wohl auch zusammengehangen hat, und von der die großen Kuppelgräber in Kleinasien herrühren.

den Lehm als Baumaterial verwendet hat. (Derartiges ist nicht unerhört, z. B. ist ein megalithisches Grab bei Scherfede mit Baumstämmen überdeckt, vgl. Götze, Die Denkmalpflege X, 12, 92.) Ob es sich dabei auch um Ganggräber gehandelt hat wie anderswo, läßt sich mangels jeder Spur von diesen ältesten Gräbern nicht sagen.

1

2



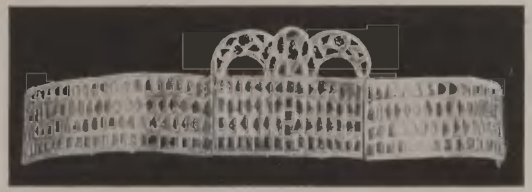


2

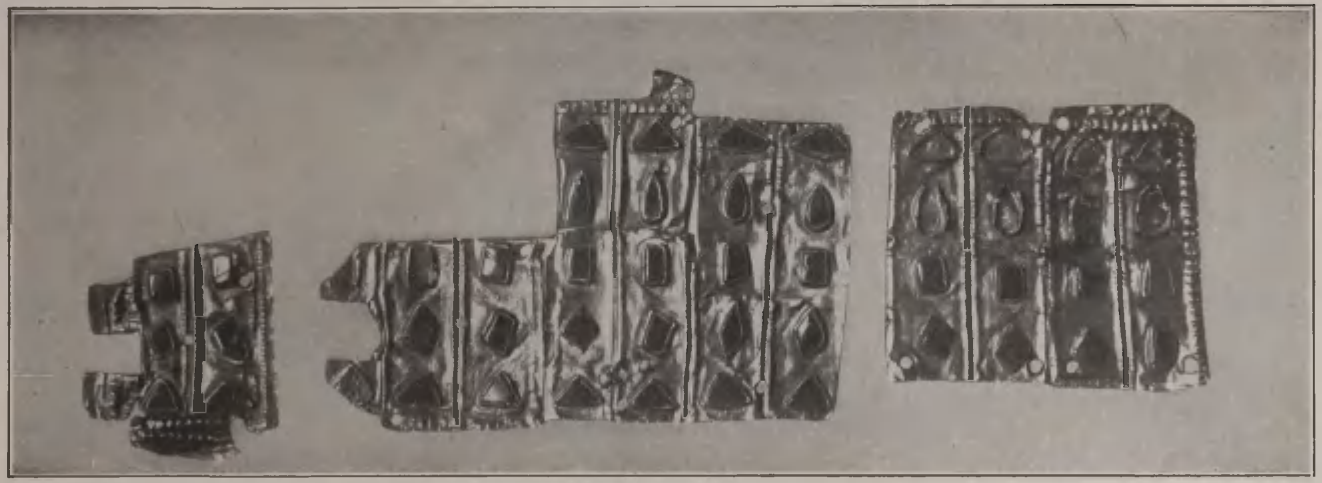
1

1

2



1



2

Tafel VI.

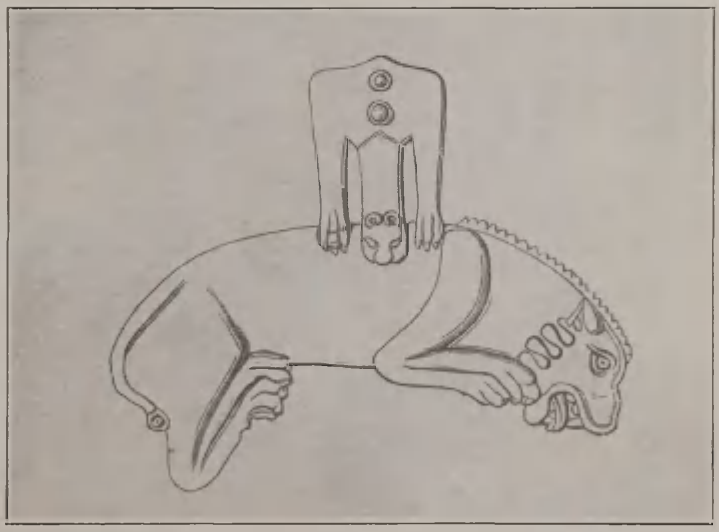
1

2

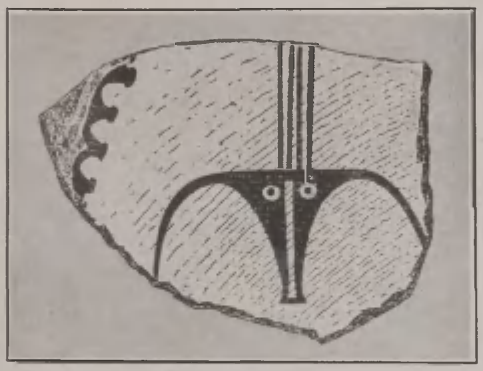
1

2

3



4



1

2

1 2 3

Tafel X.